



J. B. George

HERMAN GRIMM

DAS LEBEN GOETHES

Neu bearbeitet und eingeleitet

von

Reinhard Buchwald

Mit 16 Bildtafeln

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

Sechste Auflage Mai 1949
Alle Rechte vorbehalten Druck der Omnitypie Gesellschaft Nachf
Leopold Zechhall, Stuttgart

INHALT

Einleitung Goethe und Herman Grimm	VII
Das Leben Goethes	I
Erster Teil Der junge Goethe 1749—1775	
1 Frankfurt—Leipzig—Frankfurt 1749—1770	19
2 Straßburg und Sesenheim 1770—1771 Friederike	38
3 Frankfurt 1771—1772 „Gotz von Berlichingen“	76
4 Wetzlar 1772 Lotte „Die Leiden des jungen Werthers“	114
5 Frankfurt 1772—1775 Freunde, Weltanschauung, Lili	163
Zweiter Teil Die ersten zehn Jahre in Weimar Dezember 1775 bis August 1786	
6 Goethes Eintritt in Weimar	221
7 Charlotte von Stein	232
8 Goethe und Karl August	244
9 Die deutsche und die römische Iphigenie	260
Dritter Teil Italien 1786—1788	
10 Rom	277
11 Goethes römische Dichtung	293
Vierter Teil Goethe und Schiller 1788—1805	
12 Die Rückkehr nach Weimar	323
13 Die Jahre des Nebeneinander 1788—1794	333

14 Die Verständigung	351
15 Die Jahre des Miteinander 1794—1805	370
16 Goethes Schaffen 1794—1805	382

Fünfter Teil Goethe als Weltmacht

Die letzten siebenundzwanzig Jahre 1805—1832

17 Goethes Naturwissenschaft „Die Wahlverwandtschaften“	407
18 Goethe als Politiker	441
19 „Faust“	456
20 Der Ausgang	485
Schlußworte (1884)	489

Anhang

Zur Textgestaltung	497
Literaturangaben	501
Anmerkungen	503
Zeittafel	517
Verzeichnis der Tafeln	526

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Goethe und Herman Grimm

Herman Grimms Goethe-Buch, das zuerst im Herbst 1876 im Druck erschien, hat alle ähnlichen Werke vor ihm und nach ihm überlebt. Auch heute wird man auf die so oft gestellte Frage nach der besten Goethe-Biographie immer zuerst dieses Buch nennen. Dies gilt gleicherweise, ob ein Leser sich zum erstenmal zur Beschäftigung mit Goethe leiten lassen oder ob ein anderer, nach langem Umgang mit Goethes Werken und mit den Dokumenten seines Lebens, sein eigenes Verstehen an dem eines überlegenen Führers messen will. So ist dieses Buches Wirkung auch unabhängig von den Voraussetzungen schulischer Bildung, wodurch so viele ausgezeichnete Schöpfungen der deutschen Gelehrsamkeit vom Einfluß auf das geistige Dasein des ganzen Volkes ausgeschlossen werden. Wie erklärt sich das Wunder solchen Fortlebens und solcher Wirkungskraft?

Wir denken dabei zuerst an die enge persönliche Verbundenheit, in der Grimm noch mit Goethes Lebenskreis stand. „Ich lebte“, so hat er berichtet, „in meiner Jugend in einer Umgebung, in der fast alle persönlich mit Goethe verkehrt hatten, und rechnete mich selbst dazu, als sei mir dies Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zuteil geworden.“ Und ein andermal: „Man stand zu Goethe, wie Kinder zu ihren Eltern stehen, ohne daß Vorlesungen und Studium Anleitung dazu geben.“

Herman Grimms Lebensgeschichte läßt sich auf wenigen Seiten erzählen. 1828 wurde er in Kassel als Sohn von Wilhelm Grimm geboren, der sein Leben lang mit seinem älteren, immer unvermählt gebliebenen Bruder Jakob in einer unzertrennlichen Haus- und Arbeitsgemeinschaft gelebt hat. Erst als Neununddreißigjähriger hatte Wilhelm seine glückliche Ehe mit dem einstigen

Kasseler Nachbarskinde Dorothea Wild geschlossen, der er eine Reihe seiner schönsten Kinder- und Hausmarchen verdankt hatte 1830 wurden die Brüder als Bibliothekare und Professoren nach Göttingen berufen, 1837 gehörten sie zu den „Göttinger Sieben“, die den unrechtmäßig von ihnen verlangten Eid auf eine willkürlich auferlegte Verfassung verweigerten Sie kehrten nach Kassel zurück, und die Weidmannsche Buchhandlung schuf ihnen eine neue Lebensaufgabe in dem „Deutschen Wörterbuch“ Auch als sie 1841 nach Berlin berufen wurden, nahm dieses den Hauptteil ihrer Zeit und ihrer Kräfte in Anspruch Schon früh wurde der junge Herman als Helfer herangezogen, indem er in der Bibliothek entlegene Nachweise aufsuchen oder ganze Schriftsteller, wie Gellert, exzerpieren mußte So war ihm das lebendige Gefühl für die deutsche Sprache und der Sinn für ihre geschichtliche Entwicklung, die auch das Goethebuch von den ersten Seiten an beherrschen, vererbt und anezogen, — auch er selbst hat sein Leben lang große Pläne für die Erforschung der deutschen Sprache verfolgt ein Lexikon des Goetheschen Wortschatzes und dann weiter überhaupt ein solches für die Sprache der deutschen Klassiker schienen ihm zu den vornehmsten Pflichten der Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Archivs zu gehören

Man ist gewohnt, sich das Grimmsche Heim in der Linkstraße in Berlin, in dem Herman mit einem Bruder und einer Schwester heranwuchs, als eine stille, weltferne Gelehrtenklausur vorzustellen, in Wahrheit bildete es einen der Mittelpunkte des Berliner Geisteslebens in jenen Jahrzehnten Alles, was noch zur Romantik zählte, die Arnim und Savigny, waren durch alte Freundschaften mit den Brüdern verbunden, dazu gesellten sich das damalige gelehrte Berlin, nicht nur die Fachgenossen, sondern auch die Humboldt, Ranke, Schelling, dann die bildenden Künstler, die Cornelius, Schadow, Rauch, zumal wenn der Bruder Ludwig Grimm, der Maler und Radierer, in Berlin einkehrte, und wenn Joseph Joachim, Hermans und Gisela von Arnims engster Jugendfreund, erschien und bei den Grimms wohnte, dann flutete auch das musikalische Leben der Zeit heran, deren Jugend sich durchweg zum Kreise um Robert und Clara Schumann rechnete

In dieser reichen Umwelt durfte der junge Herman sich frei ent-

fallen, ohne seine Neigungen und Interessen auf ein Berufsstudium einengen zu müssen Neben weitgespannten wissenschaftlichen Studien zeichnete, modellierte und dichtete er, Stücke von ihm wurden vom Königlichen Schauspielhaus gespielt; und dazu veröffentlichte er Gedichte, Novellen und einen umfangreichen Roman, dem Julian Schmidt eine umfangreiche Besprechung widmete 1860 ließ er sein „Leben Michelangelos“ erscheinen, 1868 habilitierte er sich, 1872 wurde er zum ordentlichen Professor der neueren Kunstgeschichte ernannt Im Wintersemester 1874 auf 75 begann er seine Vorlesungen über Goethe, im Sommer 1875 fuhrte er sie zu Ende Sie waren — so hat Reinhold Steig berichtet, sein jüngerer Freund und Helfer in seinen späteren Jahren — „ein Ereignis in Berlin, mancher, der sie horte, hat entzückt davon gesprochen Junge Studenten und ergraute Männer saßen nebeneinander auf der Hörbank“

Als die Grimms 1841 nach Berlin kamen, hatte ihnen Bettina von Arnim, die Schwester Clemens Brentanos, seit 1831 verwitwet, ihre erste Wohnung gesucht, und sie blieb auch weiter die vertrauteste Freundin der Familie Herman Grimm hat einmal von ihr gesagt, sie sei für ihn eine zweite Mutter gewesen, so wie der Onkel Jakob sein zweiter Vater Die engste Freundschaft bildete sich zwischen ihm und ihrer jüngsten Tochter Gisela, aber erst nach Bettinens Tode im Jahre 1859 schlossen sie die Ehe, — weder Gisela noch ihre Schwester Armgart vermochten sich, solange die Mutter lebte, von ihr zu trennen Schon 1859 war Wilhelm gestorben, 1863 starb auch Jakob Grimm Nun trat Herman Grimm mehr und mehr auch darin ihr Erbe an, daß er einer der Mittelpunkte eines neuen geistigen Berlins wurde, so wie es die Brüder Grimm in dem Berlin der vierziger und funfziger Jahre gewesen waren Als Treitschke Anfang 1870 für einige Monate zu archivalischen Studien von Heidelberg nach Berlin kam, berichtete er nach Hause. „Von den neuen Bekannten gefällt mir Grimm am besten“, als er dann 1874 dahin übersiedelte, bildete sich zwischen ihnen eine enge Freundschaft und Waffenbruderschaft Wilhelm Dilthey ist zu der Arbeit, durch die er die breiteste Wirkung ausgeübt hat, zu der Goethestudie in seinem Buch „Erlebnis und Dich-

tung“, zuerst durch Grimms Goethe-Vorlesungen angeregt worden. Auch zwischen ihm und Grimm bildeten sich enge persönliche Beziehungen. Und als der amerikanische Geschichtsschreiber George Bancroft 1867 als Gesandter nach Berlin kam, suchte er alsbald Herman Grimm auf, einst hatte er in Göttingen bei seinem Vater und Onkel studiert, jetzt wurde durch Bancroft und Grimm Berlin für lange Zeit die bevorzugte Universität der in Deutschland studierenden Amerikaner. Von den Abenden in Herman Grimms Hause hat später Ernst von Wildenbruch erzählt: „Welcher Geist hat damals aus wechselseitig angeregten Gesprächen gespruht, was für Manner haben hier plaudernd gestanden, zuhörend gesessen! Julian Schmidt, der immer wie ein Kampfhahn aussah, rauhborstig nach außen, wohlwollend da, wo niemand hineinsah, im Kern seines Wesens. Wilhelm Scherer, mit den großen, runden, in Unternehmungslust strahlenden Augen, immer einem jener Götterlieblinge gleich, die die Götter der Menschheit und der Erde nicht lange gönnen. Neben ihnen andere, viele bedeutende.“

Im April 1889 verlor Grimm seine Gattin, als er den gemeinsamen Freundinnen, den Schwestern Ringseis, die Nachricht schrieb, fugte er hinzu: „Ihr werdet einen matten, alten Mann in mir wiederfinden.“ Und als er im Herbst danach auch seinen einzigen Bruder verloren hatte: „Der Verlust meines Bruders betrifft mich mit besonderer Härte. Ich fühle ein sehr einsames Dasein. Indessen man gewöhnt sich daran, und wie man in jungen Jahren in den Verkehr des Lebens aus der Einsamkeit der Kindheit täglich mehr hineinwächst, so wächst man später aus der Bewegung mehr in die Stille hinein. Ich habe fast nur Stunden der Arbeit und des Nachdenkens.“ Auch das trug wohl zu seiner Vereinsamung bei, daß sich die geistige Bewegung in den neunziger Jahren in ganz anderen Bahnen bewegte, als die seinen waren, wir werden diese Gegensätze noch besonders zu schildern haben. Ein Kämpfer war er immer gewesen, jetzt geschah es wohl auch, daß er seinen eigenen Standpunkt vor allem im Eifer der Vorlesungen einseitig übertrieb. So zog er sich mehr und mehr in sein stilles Arbeitszimmer am Matthäikirchplatz, mit einem weiten Blick über grüne Gärten, zurück. Sein ganzes Denken ging darauf, von seiner großangelegten Geistesgeschichte

der Menschheit, aus der alle seine Bucher und Essays nur Bruchstücke gewesen waren, noch so viel als möglich zu vollenden. Aber er hatte nichts davon mehr zum Druck bringen können, als er am 16. Juni 1901 starb.

„Nach äußerlicher Klassifikation gehört er zu den deutschen Professoren, innerlich und eigentlich ist er ein Weiser aus einer klassischen Periode, vielleicht ein auferstandener alter Grieche, der in einer Tonne hauste und den Dingen zuschaute, oder der einstmalige Abt eines berühmten Klosters der italienischen Renaissance. Sein langes Haar ist weiß geworden, die ganze hohe Gestalt ist so abgemagert, als seien die irdischen Bestandteile, deren wir zum Leben bedürfen, von ihm schon abgefallen.

Die klaren, schonen Augen sind dieselben geblieben, nur größer sind sie geworden, und es ist, als übersahen sie vieles, was sich unseren Blicken aufdrängt, und als gewahrten sie dafür schon Dinge, die uns noch verborgen sind.“ So hat Elisabeth von Heyking, eine Enkelin Bettinens, sein Bild in diesen letzten Jahren gezeichnet. Ähnlich hat es Wildenbruch in einer dichterisch geformten Skizze an seinem letzten, 72. Geburtstag festgehalten. „Er ist“, so heißt es da, „ein alter Mann, aber ein Schriftsteller ist immer so alt oder jung, wie er schreibt. Und dieser Mann schreibt jetzt jugendlicher, warmer, liebevoller als jemals zuvor, je älter er wird, um so warmer. Der Geist dieses Mannes ist in einer Zeit zur Reife gelangt, als seinem Vaterland das größte Geschenk vom Schicksal beschert wurde, das einem Volke beschert werden kann, eine Reihe großer, bedeutender Männer. Große Männer der Tat, bedeutende Männer des Gedankens. In ihrem Wachstum ist er mitgewachsen, ihr Tun und Schaffen hat er mit neidlosem Herzen, klugem Begreifen, verständnisvollem Gefühle in sich aufgenommen. So ist er warm geworden in Empfänglichkeit, ist selbst einer von ihnen geworden, und beinahe als einer der letzten von ihnen steht er jetzt vor uns da.

Als das große Glück seiner letzten Jahre hat Grimm das Wirken in und mit der Jugend bezeichnet. „Denn an jüngere Leute wende ich mich in meinen Schriften immer. In hohen Jahren erst kehrt manchmal alten Männern die verlorene Jugendkraft

zurück, fremde Gedanken neidlos zu beurteilen und anzunehmen, wie auch die, Neues zu schaffen“ So hatten Goethe in den letzten Szenen des „Faust“, Alexander von Humboldt im „Kosmos“ „den Inhalt ihres Lebens in die letzte, bleibende, einfachste, schönste Form gegossen“ „In solcher unverlorener Jugendkraft hat auch der uralte Bismarck seine Lebensgeschichte geschrieben Als ewig jung haben diese Männer an die Jugend sich gewandt, von der sie einstiges Verständnis hofften Wer je vor jungen Leuten Vorlesungen gehalten hat, wird mir beistimmen daß nichts so stark an die unsere Gedanken bildende Kraft appelliert, als der Verkehr mit der lernenden Jugend, und keins von den Gefühlen, die wir im ganzen Selbstgefühl nennen, so sehr uns befriedigt, als das Vertrauen, das jugendliche Horen uns entgegenbringen“

Das Glück hat die Aufzeichnungen einiger Männer auf uns kommen lassen, die in jenen letzten Jahren zu Grimms Füßen saßen Da lesen wir „Er war sehr alt und wir sehr jung, als wir im Hörsaal zu ihm aufblicken durften Er krankelte Angesagte Vorlesungen fielen aus, angekündigte Kurse konnten nicht gehalten werden Trotzdem wenn eine junge Schriftsteller- und Kritikergeneration als Schuler Erich Schmidts bezeichnet wurde, so traf das wohl zu, erfaßte aber nicht das Wesentliche In tieferem Sinne waren wir alle Schuler Herman Grimms Wir folgten jeder Schwingung seiner leise umflorten Stimme mit einer Hingabe, für die wohl Andacht das recht gewählte Wort ist Wir lernten bei ihm nichts und alles Herman Grimm stand auf dem Katheder, und was er vortrug, waren wortsichere, künstlerisch durchkomponierte Essays Armer Studiosus! Was von allem soll er nun in sein Kollegheft schreiben, um es gesichert nach Hause zu tragen? Er saß und schrieb überhaupt nicht mehr Er war gebannt So also saßen wir im Kolleg bei Herman Grimm — in Andacht benommen Mehr Wissensdom als Hörsaal Der da, hohe Gestalt mit leuchtenden Augen, auf dem Katheder stand, lebte nicht mit uns, er war der Zeitgenosse der Unsterblichen, mochten sie nun Michelangelo oder Goethe heißen “ Und dazu noch ein Zweiter „Grimm war nicht nur, nach Konrad Burdachs treffendem Wort, ein genialer Einspänner, sondern selbst in der erlauchten Welt der nun längst abgeschiedenen

Gelehrten jener Tage eine Persönlichkeit von ganz eigenem Reiz und unvergleichlicher Mehrseitigkeit. Das Kopfhaar trug er lang wie sein Vater Wilhelm Grimm, aber das Gesicht des schlanken Mannes umrahmte ein weißer Bart. Er wirkte elegant, ohne neumodisch, geschichtlich, ohne altmodisch zu sein. Er war ohne Pathos, sagte die Dinge ganz schlicht, aber ohne je nach dem Worte zu suchen, und immer klangen sie wie zu einem höheren Sinne gesprochen. Man hatte ohne weiteres glauben können, er kame eben aus Tegel und wäre mit Wilhelm von Humboldt durch den Park gegangen, oder wenn er Goethes Einfahrt in Rom schilderte, hätte man meinen können, er, Bettinas Schwiegersohn, hätte unter der Wölbung von Porta del popolo mit im Reisewagen gesessen.“

Viele Fäden verbanden Herman Grimm mit Goethe und seiner Welt. Sein Vater Wilhelm Grimm hatte Goethe in Weimar besucht, sein Onkel Jakob mit ihm Briefe gewechselt, und Goethe hatte die Bestrebungen der Bruder, als sie ihre Wissenschaft vom deutschen Volkstum zu schaffen unternahmen, von früh an hilfreich gefordert. Seines Vaters höchste Erinnerungen, sagt Herman Grimm einmal, seien Arnim und Goethe gewesen. Und erst recht galt das für Bettina von Arnim. Sie nannte ihr schönes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, weil sie sich als die Tochter von Goethes Jugendfreundin Maximiliane Laroche ihm unmittelbar angehörig fühlte; so hat wenigstens Herman Grimm diesen Titel gedeutet. Als Goethe daran ging, die Geschichte seiner Kindheit für „Dichtung und Wahrheit“ niederzuschreiben, mußte sie ihm berichten, was seine Mutter ihr darüber anvertraut hatte. Noch eine lange Reihe anderer Namen läßt sich hinzufügen. Alexander von Humboldt, von dem Grimm gelegentlich sagt, dieser habe im Berlin der vierziger und fünfziger Jahre gewaltet wie ein Statthalter des Goetheschen Geistes, oder Peter Cornelius, dessen erstes Werk die Zeichnungen zu Goethes „Faust“ gewesen waren, von Goethe selbst bewundert, — oder Goethes Enkel Walter und Wolfgang, deren tragische Lebensschicksale er als verständnisvoller Freund begleitet hat; oder die Kaiserin Augusta, die bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahre als Weimarische Prinzessin in Goethes Nähe gelebt hatte; oder

Marianne von Willemer, die ihm zuerst den biographischen Gehalt des „Westöstlichen Diwan“ entschleierte und ihm ihre Erinnerungen an Goethe anvertraut hat, oder Clara Schumann, die noch ein halbes Jahr vor Goethes Tod in seinem Haus vorgespielt hatte —

Grimm hat einmal erzählt, wie Bettina als alte Frau in ihrer genialen und unzerstörbar jugendlichen Weise ihm ihre Erinnerungen an Goethe nahezubringen wußte „Anfang der fünfziger Jahre war Bettina mit den Ihrigen auf der Rückkehr von einer längeren Reise nach Weimar gelangt, und ich ging ihr dahin entgegen. Es war im Oktober. Ich fand sie im ‚Elefanten‘ am Markte, dem alten klassischen Wirtshause, dessen ersten Stock sie innehatte. Ich weiß noch, wie ich abends beim Dunkelwerden in ihr Zimmer trat, in dem noch kein Licht brannte. Es waren allerlei Leute darin, mit denen ich bekannt gemacht wurde, ohne sie zu sehen. Dann wurde Musik gemacht. Ich hörte damals zum ersten Male eine Violinsonate Beethovens zum Klavier. Ich saß still in meiner Ecke. Das Gefühl des Wiedersehens derer, zu denen ich mich rechnen durfte, und die leise einschleichende, entzuckende Musik bildeten ein Element, das mich wie in eine neue Welt versetzte. Weimar war immer noch die Residenz Goethes, und sein Schatten schien dort noch umher zu gehen. — Am andern Morgen um sechs Uhr klopfte Bettina an meine Tür. Wir gingen durch den Park, die Ilm entlang. Die bewegten, gelben Blätter der Pappeln waren in den Spitzen nur von der Sonne beschienen, unten lagen sie noch in feuchtem Schatten. Wir kamen auf den schmalen Wegen bis zu Goethes Gartenhaus. Alles einsam. Die kleinen dunklen Laden des Hauses geschlossen, auch die Gartentüre fest zu. Neben ihr aber war die Hecke durchbrochen, und wir drängten uns so in den Garten hinein. Auf den Wegen lag dichtes Laub, gelbes, rotes, braunes, oder gesprenkelt die Farben durcheinander. Unendliche Zeit schien niemand hier gewesen zu sein, denn die Zweige der Bäume waren tief über die Wege hinübergewachsen. Hinter dem Hause stand eine halbzerbrochene Bank. Hier setzten wir uns. Der Boden war mit aufrecht gestellten kleinen Flußkieseln gepflastert, zwischen denen Moos aufquoll. Bettina erzählte mir, wie Goethe ihr hier einmal er-

zählt habe, daß er manchmal die Nacht hier im Freien zugebracht, und wenn er aufgewacht sei, hatten die Sterne so schon durch die Zweige geschienen. Wir streiften dann durch das welkenasse Gras um das Haus herum, auf das die Sonne nun zu scheinen begann. Es wuchsen Wein und Rosen an Spalieren die weißen Kalkwände empor, hier und da hielt das Holzwerk nicht mehr und hing samt dem Rankenwuchs daran frei herab, als wollte es von der Wand abbrechen. Wir entdeckten neben abgebluhten Rosen da noch einige reife Trauben mit verfaulten Beeren zwischen den guten, die niemand abpflücken zu wollen schien. Bettina nahm einige davon in ihr Taschentuch. Ich sehe die Zweige noch im Morgenwinde zittern, nach denen Bettina hinauf griff, um sie herabzuziehen und die Trauben zu erreichen. — Sie war damals nicht weit von siebzig Jahren, aber noch im Besitz ihrer vollen Kraft und Gewandtheit. Sie sprach von Goethe, ohne im mindesten, wie ältere Leute meist tun, mit einem Schimmer von Wehmut sich in die vergangene Zeit zurückzusetzen. Die Gegenwart entzuckte sie, die sie noch genießen durfte.“

Auch das alte Frankfurt kannte Herman Grimm durch ähnliche lebendige Überlieferung. Schon im Herbst 1849 war er als junger Student zum erstenmal dahin gekommen. Zwanzig Jahre danach hat er davon berichtet: „Fast alle die Leute sind tot, die der Stadt ihr damaliges Aussehen gaben. Frankfurt hatte etwas Sonntagliches. Frankfurt war, wie vordem, die Vereinigung einer großen Anzahl namhafter Familien mit hergebrachter Lebensweise und geistiger Tradition. Reichtum, Stolz auf die unabhängige eigene Regierung, Verbindungen mit Österreich und Frankreich, Zusammenfluß von Diplomaten aus allen Teilen Europas, lauter Elemente, die zur Geltung kamen. Frankfurt war die Stadt der Kaiserkrönungen, unantastbar, im schönsten Teile Deutschlands mitten drinliegend.“ — Goethe war damals noch keine zwanzig Jahre tot, und es lebten noch viele, die ihn dort oder in Weimar gekannt hatten. „Wie wenige, die heute noch in ihrem Bildungsgange auf ihm beruhen, während die vergangene Generation echt gefärbt war von seinem Geiste und seinen Gedanken. In Frankfurt schien jedes Haus damals an ihn

zu erinnern Über jede Schwelle schien er gegangen zu sein In anderen Städten standen Statuen von Fürsten und Feldherren, hier die Goethes, damals noch seine einzige in Deutschland “

Hier lernte er nun vor allem die Frau kennen, die Goethe seit seinen letzten Besuchen in seiner Vaterstadt dort am nächsten gestanden hatte die Suleika seines „Westöstlichen Divans“ Marianne von Willemer Auch davon lassen wir uns von Grimm selbst berichten „Ich erinnere mich nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich sie zuerst sah Desto lebendiger steht vor mir, wie ich sie zum ersten Male besuchte Sie wohnte ganz allein in der alten Mainzer Gasse Durch ein hohes Gitter trat man in einen hofartigen Gang zwischen steilaufstehenden Häusern, gelangte durch eine etwas versteckte Haustur sofort auf die braune, blankgebohrte Treppe und kletterte zwei Stiegen hinauf Hier eine Fenstertür mit schneeweißen feingefalteten Vorhängen dahinter, in der Ecke des Vorplatzes lag eine Katze von Papiermaché in natürlicher Größe Sie schien zum Hause zu gehören, und jedermann kannte sie, weil jedermann sie so lange ansehen mußte, bis auf Anziehen der Glocke die Magd erschien Nun gelangte man in die beiden allerliebsten Zimmer, wo durch lichte Fenster der Blick auf den Main und Sachsenhausen und das volle weite Land dahinter ging — Das erste Zimmer schien größer als es war, weil der alttümliche sauber glänzende Hausrat Stück für Stück so durchaus an seiner Stelle stand, daß das Gefühl von Behaglichkeit keine Kritik, wie eng und niedrig dieser Raum doch sei, aufkommen ließ Da stand das äußerst schmale Klavier, fast nur Spinett zu nennen, an dem von Zeit zu Zeit junge Mädchen sangen, denen das Großmütterchen, diesen Namen führte Marianne überall, freiwilligen Musikunterricht gab Sie hatte selbst niemals Kinder gehabt, war aber von der ausgebreiteten Familie des verstorbenen Geheimrats umgeben Da erblickte man, offenbar und doch geheimnisvoll und unnahbar, in einem expreß dafür gearbeiteten Kasten mit gläsernen Wänden, den Schatz der Goetheschen Briefe, alle auseinandergefaltet und lose ein Blatt auf das andere gelegt Da hing, dicht neben der Eingangstür, groß eingerahmt, ein prachtvolles Blatt ein Gedicht von Goethes Hand in sorgfältiger lateinischer Schrift, ein voller

Rand aus bunt- und goldgemalten Arabesken darum“ — „Im anderen Zimmer, der eigentlichen Wohnstube, stand am Fenster das kleine Kontorchen, daneben das kleine Kanapee, mit kariertem Überzuge, der an den Beinen mit sich kreuzenden Bandern angebunden war, eben groß genug für zwei Menschen nebeneinander. In der Tiefe die breite Türe zum Alkoven und daneben, das einzige Große im Zimmer, die Uhr mit Messingbeschlagen, die alle Sonnabend ein uralter Uhrmacher aufzuziehen kam. Die Wände aber waren bedeckt mit Zeichnungen zumeist von Steinle, alten Radierungen, Aussichten aus allerlei Fenstern von Dilettanten gezeichnet oder gemalt. Hier nun, im Eck des Kanapees, habe ich oft, damals und in den folgenden Jahren, bei ihr gesessen, während sie vor dem aufgeklappten Kontorchen saß und mir erzählte oder mich erzählen ließ. Niemals kam ich, ohne daß sie mir dies oder das von Goethe geschenkt hatte“ — „Von dieser Zeit an bis zu Mariannes Tode — 1860 — blieb ich in Korrespondenz mit ihr, und ihre Briefe bildeten ein ziemliches Paket. Es ist mir beinahe unbegreiflich, wenn ich diese Blätter durchsehe, mit welcher konstanten Liebenswürdigkeit und Geduld sie einem jungen Menschen, der im unbehaglichen Mauserzustande, den die Jahre um das zwanzigste mit sich bringen, die Welt vorschnell konstruiert, aburteilt und abstößt, immer wieder den Kopf zurecht setzt. Ich ließ mir das eben gefallen und nahm die Pfirsiche oft hin, ohne dem Baum, der sie getragen, ein Kompliment zu machen. Mariannes Teilnahme und Freundlichkeit blieben sich immer gleich.“

In einem der nächsten Jahre verlebten sie einige Zeit zusammen auf dem Lande in der Nahe von Frankfurt, die Greisin am Ende der sechziger und der Student am Anfang der zwanziger Jahre. „Wir gingen da eines Abends und hatten über Goethe gesprochen. Ich erinnere mich deutlich, wie über den Himmel von Westen her allerlei Gewolk zog, welches schlechtes Wetter für die nächsten Tage ankündigte, und ein seufzender Wind über die Felder ging. Ich weiß nicht, wie mir Goethes Verse da in den Sinn kamen. „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide.“ Ich sprach sie halblaut vor mich hin im Weiter-schreiten — Marianne machte halt, sah mich eine Weile mit ihren graublauen, glanzenden und beweglichen Augen an und

sagte „Höre, wie kommst du dazu, dies Gedicht zu sagen?“ — „Oh, es fiel mir gerade so lebhaft ein“, antwortete ich, „es ist eins von Goethes schönsten“ — Marianne sah mich immer an, als wolle sie etwas sagen, besann sich aber, ob sie es tun sollte — „Ich will dir etwas sagen“ rief ich plötzlich aus und weiß selbst nicht, wie ich darauf kam „das Gedicht ist von dir“ du hast es gemacht“ — Diese Vermutung lag doch nicht so fern Der „Düwan“ ist da, wo diese Verse sich finden, fast wie ein Duett gehalten Ich wußte außerdem, welchen Anteil Marianne im allgemeinen an der Entstehung dieser Dichtung hatte — „Du darfst es niemand widersagen“, begann sie nach einer Weile und streckte mir die Hand hin „Ja, ich habe die Verse gemacht“ — Dies kam mir doch unerwartet Sie brach dann aber dies Gespräch ab Der nächste Morgen schon war der Tag der Abreise“

Aber was dem jungen Herman Grimm als lebendiges Erbe zufiel, das waren nicht nur einzelne Erinnerungen oder Anekdoten, sondern der Geist jener großen Epoche selber Nichts vermag uns dies so deutlich zum Bewußtsein zu bringen wie eine Aufzeichnung über Alexander von Humboldt: „Einige Minuten hatte Humboldt gesprochen, als ich als Student ihm den ersten Besuch machen durfte, und ich war von dem erhebenden Gefühle erfüllt, daß unter allen Formen des Daseins nur einzig diejenige die reale sei an der großen gelehrten Forschung sich zu beteiligen, die, als Aufgabe der Menschheit von Anfang an, ewig fortbestehen werde als das, woraus einzig wirkliches Verdienst entspringen könne Die großartige Gesinnung war es, die in mich einfloß, die jenes Jahrzehnt vor der Französischen Revolution belebt hatte Das letzte Aufblühen der großen humanistischen Gedanken, die ohne Rücksicht auf Alter und Reichtum und Adel und bürgerliches Amt nur den Menschen forderten Diese Auffassung des menschlichen Daseins als eines zeitweiligen Aufenthaltes auf Erden, der nur mit den edelsten wissenschaftlichen Gedanken auszufüllen sei, hatte in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit etwas Benehmendes und Erhebendes Man glaubte in eine unsichtbare Verbindung einzutreten Nie in der Folge habe ich Humboldt gesprochen, ohne daß dieser Strom wissenschaftlicher Vornehmheit nicht wieder mich umgeben und beglückt hatte“ — „Mir erscheint Hum-

boldt, wenn er mir so in Gedanken auftaucht, als den größten Geistern ebenbürtig. Er lebte in der Idee. Es ging Lebenskraft höchster Qualität von ihm aus. Er spiegelte die Welt wieder. Er sagte nichts, das nicht sein Eigentum gewesen wäre. Er war nicht eigentlich das, was wir mit speziellem Akzente eine Persönlichkeit zu nennen pflegen. Ich möchte sagen, er war ein Element. Er ließ das Gefühl vom Walten höherer Ordnung im Reiche der liegenden Natur wie der fortschreitenden Menschenentwicklung in den einfließen, mit dem er sprach. Es war dann, als gebe es nur eins im Leben: unablässigen wissenschaftlichen Fleiß. Als bestehe unter den Menschen nur die einzige Rangordnung derer, die hier sich überboten. Er setzte das als die natürlichste Sache der Welt voraus, wie ein großer Feldherr annimmt, daß jeder nur darauf warte, sich in Gefahr zu stürzen. Es lag in jedem Satze die stille Aufforderung: stelle dich den Erscheinungen souverän gegenüber, wie ich es tue! Wende dich direkt an die Dinge; suche nicht erst nach der Vermittlung durch andere! Lasse dir durch niemand imponieren, welche Stellung er auch habe, aber lerne mit jedem seine Sprache reden! Verfolge deinen Weg! Und diesen Einfluß Humboldts, wie einen Zuwachs am besten eignen Willen, empfing wohl jeder, der mit ihm in Verbindung trat. Die Art, wie er junge Anfänger im Bereiche der geistigen Arbeit aufnahm und annahm, war einzig. Nur von Goethe wußte ich, soweit davon berichtet wird, daß er sich in ähnlicher Art herabgelassen und den, mit dem er verkehrte, zugleich zu sich emporgehoben hatte, daß sie beide auf derselben Stufe zu stehen schienen.“

Andere hatten sich begnugt, sich als letzte Überlebende einer großen Zeit zu fühlen, und ihre Aufgabe darin gesehen, die Herrlichkeit dieses Vermachtnisses den kommenden Geschlechtern zu vermitteln, vielleicht gar alles Kommende nach seinem Abstand von einer so riesigen Höhe zu beurteilen. Herman Grimm dagegen stand zugleich immer mit beiden Füßen fest auf dem Boden seiner eigenen Zeit. Er wußte, daß diese seine Zeit nicht mehr die Goethesche war, und er bejahte diese Wandlung. Ich möchte sagen gerade, daß er unter voller Anerkennung aller politischen, wirtschaftlichen, sozialen Neuerungen und Be-

wegungen, als ein bewußter Bürger der Bismarckzeit, über Goethe geschrieben hat, dadurch empfängt sein Goethebuch sein Gepräge und seinen eigentümlichen Wert. Und nicht nur sein Goethebuch, sondern alles, was er in einem langen Leben an Essays über Goethe veröffentlicht hat. Es gibt von ihm einen dreibändigen Roman mit dem Titel „Unüberwindliche Mächte“. Er spielt in der Zeit vor 1866 und im Jahre 1866 selbst, und die Handlung ergibt sich aus den Beziehungen einiger junger preußischer Adliger zu einer amerikanischen Familie, deren Vorfahren erst in der vorigen Generation aus Deutschland ausgewandert sind und die jetzt in Europa und vor allem in Deutschland reist. Der Erzähler Grimm weiß beide Parteien in ihrer Tüchtigkeit und in den Grenzen ihres überkommenen Wesens zu schildern, und aus ihren Gegensätzen läßt er einen Konflikt erwachsen, der tragisch endet. Eine entscheidende Szene entwickelt sich daraus, daß der Held des Romans, ein verarmter junger Graf, der Tochter jener amerikanischen Familie Goethes „Iphigenie“ vorliest. Andere Teilnehmer werfen die Frage auf, welche Werte denn die Gesellschaft der Goethezeit besessen habe? welchen Wert der Adel, der einst das erste Weimarerische Publikum der „Iphigenie“ gebildet hatte, denn jetzt noch besitze? Man kann also geradezu sagen, daß die Auseinandersetzung des Goetheschen Geistes mit der modernen Welt den eigentlichen Inhalt dieses Romans bildet.

Im weitem Verlauf der Handlung begegnet der Held in Amerika, wohin er seiner Geliebten folgt, einem alten Weisen, der von Grimm deutlich nach dem Bild Emersons gezeichnet ist. Emerson ist von Grimm zuerst in Deutschland bekannt gemacht worden, wie dieser einen neuen Glauben, den er den großen „Repräsentanten der Menschheit“ entnahm, für das amerikanische Volk zu schaffen unternahm, so wollte auch Grimm, Hand in Hand mit ihm, in dem Deutschland wirken, das vor seinem Auge seine industriellen Kräfte entfaltete und seine politische Einheit und Machtstellung errang. Was beide verband, war die Verehrung zu Goethe und der Glaube an seine fortdauernde Wirkung. Gervinus, der Göttinger Genosse seines Vaters und seines Onkels, hatte einst seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ auf

dem Gedanken aufgebaut, daß die Jahrhunderte der vorherrschenden literarischen Kultur zu Ende seien und abgelöst würden durch eine politische Epoche der deutschen Volksgeschichte. Goethes Tod bedeutete für ihn diesen mächtigen Einschnitt. Grimm stimmte ihm darin zu, wie er denn an seiner Verehrung für Gervinus (dem er schon als Knabe in Briefen seine Gedanken über Shakespeare hatte entwickeln dürfen) immer festhielt und ihm noch einen wundervollen Nachruf gewidmet hat, als alle Welt sich von ihm abgewandt oder ihn vergessen hatte. Denn Gervinus stand verbittert beiseite, als sich die politische Geschichte unter Bismarcks Führung ganz anders vollzog, als es seine Generation gewünscht hatte. Jedoch gerade in diesem Letzten ging Grimm über ihn hinaus. Man darf sagen, daß erst Grimm das Erbe von Gervinus angetreten und vollstreckt hat, die Synthese des geistigen und des politischen Deutschland.

Dies war also die Aufgabe, die Herman Grimm sich stellte, für eine gänzlich gewandelte Welt das Menschentum und das Werk Goethes zu erklären und es ihr zu erhalten. Worin er Goethes Bedeutung erblickt, warum er ihn dem geistigen Leben der Nation erhalten wollte, und wie er seine Aufgabe angriff, das alles zeigt unser Buch von der ersten Seite an.

Was wir noch hinzufügen können, ist nur dies zu zeigen, wie seine Darstellung Goethes mit seiner gesamten Auffassung der Geschichte zusammenhängt und wie diese seine Geschichtsschreibung selbst ein besonderes Gepräge trägt. Es soll auch weiter, was darüber zu sagen ist, möglichst mit Grimms eigenen Worten dargeboten werden. Allen seinen späteren Büchern, auch den letzten Ausgaben seines Goethebuches, hat er Einleitungen vorangestellt, in denen er viel weniger theoretische Begründungen seines Verfahrens gibt, als Bekenntnisse darüber, wie er zu seiner besonderen Arbeitsart gelangt ist und wie er sie in einer beständigen lebendigen Auseinandersetzung mit seiner Zeit weitergebildet hat. Unsere Zusammenstellung bietet also nichts anderes, als was Grimm selber zu sagen hätte, wenn er uns heute sein Werk ans Herz legen und es vor der heute lebenden Generation rechtfertigen wollte.

Es war Goethes Überzeugung gewesen, daß sich die ursprüng-

liche Individualität, der „Daimon“ eines Menschen, gegen alle Widerstände und Verführungen seines Schicksals erhalte und durchsetze. Aber noch in den „Wanderjahren“ hatte er diese Idee, die er oft genug dichterisch gestaltet und gedanklich erörtert hat, durch die Beobachtung ergänzt, daß die Individualität ihre Richtung durch ein mächtig wirkendes Kindheitserlebnis empfangt. Durch ein solches ist auch Grimm zu dem geworden, was wir sonst wohl einen „geborenen Historiker“ nennen. Er selbst hat noch kurz vor seinem Tode davon erzählt:

„1837 erfolgte die Entsetzung der sieben Göttinger Professoren, ich war damals noch nicht zehn Jahre alt. Dieses Ereignis hatte seinerzeit eine Bedeutung, für die heute das Verständnis schwer ist. Organisierte politische Parteien im heutigen Sinne existierten damals nicht, sondern die Eidesverweigerung der Sieben dem neuen Könige von Hannover gegenüber war eine rein menschliche Handlung, zu der jedermann aus seinem innersten nationalen Gefühle heraus Stellung nahm. Unser Haus wurde seitdem von vielen besucht, die das Wohl des in unbestimmter Zukunft eintretenden einigen Deutschlands im Herzen trugen. Ich hörte immer wieder darüber sprechen und wurde, da auch einem Kinde fühlbare wirtschaftliche Folgen eingreifender Art mit der Dienstentlassung meines Vaters und Onkels verbunden waren, in eine selbständige Betrachtung des Geschehenden hineingenötigt. Ich gewann historische Überzeugungen ohne von Geschichte zu wissen, hatte das Gefühl, für mein Teil politische Schicksale des Vaterlands mitzuerleben, und sah aus dem beschränkten Kreise meines Daseins auf diejenigen als Nichtwissende herab, die an den Göttinger Ereignissen und den darauffolgenden weiteren Schicksalen Jacob und Wilhelm Grimms nicht mit dem Herzen beteiligt waren.“ So sei er denn schon als Kind gewissermaßen vom Leben selbst zum geschichtlichen Nachdenken erzogen worden, und diese allgemeine Einstellung habe es weiter mit sich gebracht, daß er sich zeitlebens vor allem um ein Gesamtbild der Menschheitsentwicklung bemüht habe, während andere, unter dem Einfluß akademischer Lehrer, sich irgendwelchen besonderen Aufgaben widmeten. „Es bildete sich in mir der Glaube, daß die ‚Geschichte der Völker‘ als eine nie

abbrechende einheitliche Bewegung verlaufe, von ineinandergreifenden Wirkungen geistiger und tätlicher Art ausgehend, fortgeführt von die übrigen Menschen überragenden, einzelnen Männern, welche jedoch des Volkes bedurften, um in sich ein Echo ihrer eigenen Gedanken und einen Antrieb zum Handeln zu gewinnen “

Auf Grund dieser ihm durch Geburt und frühe Lebenseindrücke selbstverständlich gewordenen geschichtlichen Weltauffassung entwarf sich Grimm also seinen wissenschaftlichen Lebensplan „Von den Anfängen eigener schriftstellerischer Betätigung ab ging mein Sinn dahin, meinen Grundgedanken nachgehend die Geschichte der europäischen Volksentwicklung zu schreiben Immer bestand neben meiner notwendigen Lebensarbeit das Bestreben in mir, für ein Werk solchen Inhaltes neues, beweisendes Material aufzuspeichern Nicht aber suchte ich zugleich den Beginn dieser Unternehmung zu beschleunigen, faßte die Arbeit vielmehr in ihren unendlichen Einzelheiten bald hier bald da an, zeitlich auseinanderliegende Abschnitte eingehender bearbeitend, wie sie mir gerade bequem lagen So habe ich ehemalige langjährige Studien über das moderne Theater nur in gelegentlichen Artikeln kurz niedergeschrieben, stets im Gefühl, das Werk sei von Anfang bis zu Ende schon da, denn das Gedruckte stand mir nicht näher als das bloß Niedergeschriebene, und beides erschien mir nicht konsistenter als das nur erst Gedachte Ich zog, als liege das Buch fertig vor mir, gleichsam einzelne Seiten gelegentlich heraus Mein Buch über Homer, die Ilias vorerst allein besprechend, erschien, nachdem ich Jahrzehnte gezögert, erst 1890 Niemals verließ mich das Gefühl der inneren Ordnung und sicheren Zusammengehörigkeit dieser zerstreuten Äußerungen Die Masse für mich heute kaum übersehbarer, einzeln gedruckter oder niedergeschriebener Stücke bildet vor meinen Blicken eine gegliederte Arbeit, die, in Zusammenhang gebracht, sich in Kapitel verteilt und die jene von mir beabsichtigte Gedankengeschichte des deutschen Volkes und der mit uns in geistigem Zusammenhange stehenden Nationen enthält “

Auch unser Goethebuch sollen wir also auffassen als ein Kapitel aus einer geplanten und ungeschriebenen Geschichte des deut-

XXVI *Geschichte der nationalen bildenden Phantasie*

schen Volkes, die für Grimm in erster Linie eine Geschichte des Volksgeistes und der Volksseele war und sich abhob vom Hintergrund einer Weltgeschichte der großen geistigen Bewegungen. Diesen Gesamtplan haben wir immer vorauszusetzen und mitzudenken. In Vorlesungen hat Grimm diesen großen Gesamtverlauf behandelt, noch bis zuletzt dachte er daran, seine Hefte für den Druck zu bearbeiten. Durch diese Hinweise wird ein Wesenszug des Goethebuchs, der jedem Leser zuerst in die Augen zu fallen pflegt, erst voll verstanden, es ist der, daß die Erzählung von Goethes Leben Schritt für Schritt unterbaut ist durch umfassende Übersichten, bald über die Geschichte der deutschen Stände, bald über die Entwicklung des europäischen Theaters, bald über die Wandlungen der modernen Weltanschauung. Es ist das, was Grimm selbst als die *welthistorische Betrachtungsweise* des Einzelnen bezeichnet hat —

Eine Geschichte der Volksseele ist für Grimm nun weiter vorzüglich „Geschichte der nationalen bildenden Phantasie.“ Man kann vielleicht sagen, daß darin das Romantische seiner Geschichtsauffassung liegt. Auf jeden Fall teilte er gerade diese Überzeugung, daß die Poesie die Blüte alles Geisteslebens sei, mit den beiden vorangegangenen Trägern seines Namens. Er selbst gab diesem Gedanken auch die Prägung, das Höchste, was die Völker hervorbringen, seien die großen Idealgestalten Achill und Siegfried, Hamlet und Faust, die, aus der Geschichte ihrer Völker entnommen, doch zu einem selbständigen Leben erhoben worden seien.

Und ferner war die Geschichte für Grimm die Geschichte der großen geistigen Persönlichkeiten. Ich nannte ihn vorhin den Nachfolger von Gervinus, er selbst hat sich wohl noch mehr als Genosse von Carlyle und Emerson gefühlt. Die Menschen, auf die es ihm ankommt, sind die, welche einerseits am kraftvollsten auf die Geschichte ihrer Völker eingewirkt haben, und die andererseits alles Große der Nation in sich vereinigen, in denen diese sich selbst ihr ewiges Denkmal gesetzt hat, die also nach Emersons schon einmal zitiertem Ausdruck die wahren „Repräsentanten der Menschheit“ sind. Aus seiner Einschätzung der „nationalen bildenden Phantasie“ mußte sich für ihn ergeben, daß diese geistigen Führer vor allem die großen Dichter

und Künstler waren, denn sie haben ja jene Idealgestalten geschaffen, in denen ein Volk sein bestes Selbst erblickt. In der Einleitung zu unserem Buch hat Grimm diesen Gedanken näher ausgeführt. Und als er elf Jahre nach dem Erscheinen des Goethebuches beauftragt wurde, für die damals beginnende Weimarer Ausgabe von Goethes Werken ein Vorwort zu schreiben, begann er dies mit den Sätzen:

„Die Werke Goethes gehören zu den kostbarsten Besitztümern des deutschen Volkes. Was Homer für Griechenland, Dante für Italien, Shakespeare für die Länder bedeutet, in denen englisch gesprochen wird, das ist Goethe für alle die, welche wohnen, soweit die deutsche Zunge klingt. Wären Homer und Dante nicht gewesen, so würde die Geschichte ihrer Völker nicht den Anblick glänzender Schönheit bieten, der sie umgibt. Zukünftigen Geschlechtern werden aus Shakespeares und Goethes Dichtungen unsere Zeiten von ähnlichem Glanze überstrahlt einmal entgegentreten. Ein Vorgefühl, dem wir vertrauen, sagt uns, daß dem so sein werde.“

Überblickt man Grimms Lebenswerk, so darf man feststellen, daß die Beschränkung seiner Interessen auf ganz wenige höchste Gipfel der Menschheitsgeschichte immer mehr — man mag sagen immer einseitiger oder immer großartiger — zur Herrschaft gelangt ist. Was er außer der reichen Fülle seiner Essays und Fragmente an selbständigen Büchern vollendet hat, gilt Michelangelo, Raffael und Homer, davon ist das „Leben Michelangelo“ noch am meisten ein großangelegter Querschnitt durch eine glänzende Epoche der Geschichte, die beiden letzteren gleichen dem Goethebuch als monumentale Einzelbilder in weltgeschichtlicher Sicht. Die innere Entwicklung, die sich in diesem Wandel der beherrschenden Gesichtspunkte offenbart, hat er uns angedeutet in der Niederschrift aus seinem letzten Lebensjahr, aus der wir bereits einige wichtige Abschnitte kennen lernten.

Aus sich verändernden Anschauungen, so beginnt Grimm diese Betrachtungen, sei in verschiedenen Zeiten Geschichte geschrieben worden. Die letzte einschneidende Veränderung, die er selbst miterlebt hatte, hing mit dem Ereignis zusammen, dessen

XXVIII Die schöpferischen Persönlichkeiten

Einfluß auf Grimms Auffassungen wir bereits in anderem Zusammenhang kennen lernten die Grundung des Bismarckschen Reichs Nach 1870 wurden die staatlichen Archive, deren Sperrung bis dahin eine urkundliche Geschichte der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts unmöglich gemacht hatte, erschlossen, man hatte also auf einen mächtigen Auftrieb der geschichtlichen Interessen, namentlich für die jüngstverflossene Epoche, schließen müssen Jedoch das Gegenteil trat nach Grimms Beobachtung ein Er schreibt „Trotzdem sank von da an das Interesse am Inhalte der ersten fünfzig Jahre nach 1800, weil um 1870 das einträgliche Bemühen der Regierenden und der Regierten seinen Anfang nahm, sich in der auftauchenden neuen Welt, für die nichts Vorhergehendes zur Nachahmung auffordernde Beispiele darbot, aus eigener Kraft und Erfahrung neu einzurichten Die Zukunft wurde nun wichtiger als die Vergangenheit Wir stehen heute so, daß der Anblick früherer nationaler Entwicklungen, wo und wann sie sich auch vollzogen haben, freilich noch sehr anziehend ist, seinen Nutzen aber für die heutige, unter absolut neuen Lebensbedingungen arbeitende Zeit beinahe eingebußt hat“

Was blieb für einen Historiker? Grimm antwortet Eben jener Blick auf die großen schöpferischen Persönlichkeiten der Vergangenheit, deren Wirkung bis auf uns reicht, und die wir gerade in dieser ihrer fortdauernden Bedeutung erkennen müssen „Von dem, was die Geschichte der Zeiten schuf, sind die *self-made* Großen Männer als das dauernd Wichtige übrig geblieben Es ist kein Zustand politischen Lebens bei den heutigen Völkern denkbar, innerhalb dessen es nicht nötig erschiene, daß festgestellt werde, welche Männer jetzt und ehemals die zum geistigen Fortschritt führenden Gedanken hegten, die damit verbundenen Tatsachen vorbereitet und getan, die damit verknüpften Folgen bewirkt haben Aller Zukunft wird immer wieder die Aufgabe sich bieten, die Zustände zu beschreiben, aus denen die Umgestalter des großen Daseins hervorgingen, die Hindernisse zu ergründen, die sie überwaltigten oder denen sie erlagen, das Dunkel, das nach ihnen eintrat, das Licht, das sie angezündet, zu durchdringen und, was an Vorteilen oder an Vernichtung ihrem Geiste entfloß, aufzusuchen und zu erklären — Auch

früher behandelte die Geschichtsschreibung zumeist das Auftauchen und Wiederverschwinden hervorragender Persönlichkeiten, aber weniger im Sinne des allgemeinen Fortschrittes, uns aber kommt nicht nur darauf an, zu zeigen, wie die einzelnen — an seiner Stelle jeder — allgemein menschlich handelten, sondern, in ebenso hohem Maße, zu erörtern, was jeder für uns an der Stelle bedeutete, an der er unter Millionen weniger leuchtender oder ganz im Dunkel steckender Menschen so sich erhob, daß das strahlende Licht sich auf ihn zu konzentrieren scheint, welches uns heute noch leuchtet. Diesen Männern nachzugehen, erfüllt mich mit der Beruhigung, etwas Nutzliches zu tun“

Mehr noch als durch diese seine grundsätzlichen Überzeugungen und großen Ziele geriet Grimm durch sein wissenschaftliches Verfahren — seine „Methode“ (obwohl er von diesem Wort wenig wissen wollte) — in einen erklärten Gegensatz zu der wissenschaftlichen Richtung, die damals ihre Herrschaft antrat, um deren Herrschaft seither die meisten wissenschaftstheoretischen Kämpfe gingen und die teilweise noch heute mächtig ist. Während Grimm lebte und forschte, wurden allmählich alle die Dokumente zu Goethes Leben und Schaffen bekannt, die heute in unübersehbarer Fülle vor uns liegen: Briefwechsel, Tagebücher, die Handschriften und Entwürfe, seine Werke in ihren verschiedenen Fassungen, die Berichte der Zeitgenossen über ihre Begegnungen und Gespräche mit Goethe. Dadurch entwickelte sich eine Forschungsart, die sich selbst als „philologische Methode“ bezeichnete, während man sie vielleicht genauer als dokumentarische oder exakte Literaturwissenschaft bezeichnen sollte, weil sie ihr Heil in einer genauen Sammlung, Bestimmung und Erklärung der erhaltenen Dokumente suchte, sich peinlich hütete, den Kreis dieses urkundlich Feststellbaren zu überschreiten, und auch den dichterischen Werken mit einer solchen nüchternen Quellenforschung beikommen zu können. glaubte Grimm hat diesen Gewinn seiner Zeit keineswegs gering geachtet, ja er hat selbst viele Nachrichten gesammelt und gerettet, auch vieles in den Handschriften aufgesucht und verglichen, ehe diese der philologischen Forschung zugänglich waren. von Mari-

anne von Willemer erhielt er die Niederschrift der Diwangedichte, die Goethe ihr gesandt hatte, von Alwine Frommann Briefe und Gedichte Goethes aus dem Nachlaß von Minna Herzlieb, bei Bettina konnte er die Urschriften der Briefe kollationieren, die im „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ dichterisch umgeformt sind. Und dies sind nur einige Beispiele. Unser Goethebuch zeigt auf Schritt und Tritt, wie sorgfältig Grimm sich alles nutzbar gemacht hat, was wir als „Lebensdokumente“ zusammenfassen.

Trotzdem hat er immer wieder die Grenzen dieser Art von Literatur- und Kunstgeschichte betont. Er hat die Dokumente ernst genommen, sie sich zunutze gemacht, aber er hat darin nur wichtige archivalische Vorstudien erblickt für die eigentliche Arbeit, die nun erst beginnen müsse und die durch keine bloße Quellen- und Tatsachenforschung ersetzbar sei. So hat er gegen die herrschende Philologie seine eigene Art behauptet, um zuletzt am Ende seines Lebens und Schaffens sich ganz frei auf seiner selbstgefundenen Bahn zu bewegen. Sehr schon hat Reinhold Steig formuliert, worum es für seinen Lehrer und Meister Grimm ging. Die Philologie wolle „das auf Grund der Überlieferung uns mögliche Wissen feststellen“, eine „konstruktive Methode“ versuche, „die Unvollkommenheit der Überlieferung aus der schöpferischen Kraft der Phantasie zu ergänzen“.

Grimm hat sich wiederholt und eingehend über seinen Weg Rechenschaft abgelegt und zugleich ausgesprochen, was er gegen die von seinem Freund Wilhelm Scherer ausgebildete „Goethe-Philologie“ auf dem Herzen hatte. Diese Methode war ein Teil des damals herrschenden Positivismus und behauptete von sich, das geistige Leben mit derselben Exaktheit erforschen zu können, wie die Naturforschung ihre Gegenstände erforschte. Grimm bestritt die behauptete Sicherheit jener dokumentarischen Methode, denn was uns schriftlich überliefert sei, das sei immer lückenhaft, und seine Erhaltung immer Sache des Zufalls, jeden Tag können neue Quellen aufgefunden werden, aus denen sich dann ganz andere Tatsachenreihen ergeben können. Grimm hat das am ausführlichsten gegenüber Scherer betont, als dieser aus erhaltenen Notizen den Plan von Goethes

Nausikaa-Tragödie rekonstruieren wollte. Tatsächlich fanden sich nach der Öffnung des Goetheschen Nachlasses noch zu Grimms Lebzeiten die von ihm vermuteten weiteren Quellen. Und noch wichtiger schien Grimm die Tatsache, daß vieles überhaupt nie schriftlich aufgezeichnet wird. Wenn wir auch den sogenannten „Urfaust“ besitzen, so ist dadurch nicht bewiesen, daß das die erste Gestalt ist, in der die Idee in des Dichters Geist Gestalt angenommen hat. Und wenn wir wie bei der „Nausikaa“ ein „Schema“ des Dichters besitzen, war dies für den Dichter weiterhin „bindend“, wurde es nicht durch die schöpferische Phantasie alsbald wieder erweitert und durchbrochen? Beweist es etwas für die unbekannte endgültige Form? Was wir also an Aufzeichnungen über Geschichte und Planung eines Kunstwillens besitzen, das sind nichts als einzelne zufällige Punkte, die weder für eine ganze Entwicklung gelten noch etwas über das letzte Ergebnis dieser Entwicklung, das Kunstwerk, aussagen können.

Und nicht besser stand es um die Erkenntnis der seelischen Vorgänge, die wir als die Urerlebnisse der Dichtungen aufsuchen. Grimm erlebte z. B., daß auf Grund von allerlei Zeugnissen von Mitlebenden versucht wurde, Goethes Beziehungen zur jungen Minna Herzlieb und ihre Bedeutung als Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ festzustellen. Aber die Zeugnisse widersprachen sich, und jeder Forscher bewertete sie anders, und Grimm selbst lernte aus dem Besitz der Familie Frommann eine neue und vielleicht entscheidende Quelle kennen. Jedoch auch von diesem überraschenden Fund ließ er sich nicht blenden. „Jeder erfährt ja an sich selber, wie wenig oft die besten Freunde um unsere innersten Gedanken wissen. Ich erinnere an Goethes Verhältnis zu der jungen Mailänderin in Italien. Wie leidenschaftlich er, seinen eigenen Zeugnissen nach, sich anfangs hineinverlor, wie streng er plötzlich dann sich zurückhielt, und wie ohne seinen und ihren Schaden die Dinge schließlich in sanfter Stromung sich verliefen, als sei hier nie von Klippen und Wirbeln die Rede gewesen. Wer aber, hätte Goethe nicht selbst geredet, wurde darum gewußt haben? Hatten Tischbein oder Kayser oder selbst Angelika Kauffmann etwas, wie man zu sagen pflegt, gemerkt, was denn wären sie vom wirklichen Tat-

bestande zu entdecken fähig gewesen? Und was galten all ihre Andeutungen oder Indiskretionen neben Goethes eigner Darstellung? Und jenes junge mailändische Mädchen selber, sollte ihr nicht ganz in der Folge vielleicht erst dieses ahnungsvolle Verhältnis klar geworden sein? Wer kennt die Tiefe einer Menschenseele und die heitern und dunklen Tage ihres Verständnisses eigner und fremder Gefühle und Gedanken? Goethe hat sich niemals über sein Verhältnis zu Minna Herzlieb ausgesprochen. Hat er dies nicht getan, weil überhaupt keins vorhanden war, oder weil er schweigen wollte? War bei ihr dasselbe der Fall? Über vieles hat Goethe so reinen Mund gehalten, was spätere Zeiten erst enthüllten, soweit beschriebenes Papier überhaupt Menschenschicksale zu enthüllen vermag.“

Wir wissen bereits, wodurch Grimm diese Lucken auszufüllen unternahm durch die mit- und nachschaffende Phantasie des kongenialen Geistes, der sowohl das Kunstwerk in den Phasen seines Werdens zu erfassen, als auch die Wesenszüge einer Persönlichkeit zu ergründen vermag! Oder wie er einmal im Gegensatz zur „archivalischen Gelehrsamkeit“ formuliert hat „den ahnungsvollen Blick des die Ereignisse aus angeborenem Instinkte aufbauenden Schriftstellers.“ Und an einer andern Stelle „Ein großer Geschichtsschreiber ist nicht denkbar, in dessen Adern nicht dichterisches Blut flosse.“ So begründet er auch seine hohe Einschätzung Treitschkes es sei, als wäre Shakespeares Geist in einem deutschen Historiker wieder erwacht. „Die Kunst hat ebensoviel Anteil an diesem Erfolg als das Material der Begebenheiten.“ Vor allem aber müssen wir auf alle die Stellen des Goethebuchs achten, in denen er den unersetzlichen und unerschöpflichen Wert von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ darlegt eben um des Elements willen, das Goethe als „Dichtung“ bezeichnet. Grimm wurde auch als politischer Historiker einen Weg gegangen sein, der sachliche Gedicgenheit mit der Fähigkeit zur ahnungsvollen Schau großer Zusammenhänge vereinigt hatte. Auch hier hatte sich seine Doppelbegabung für wissenschaftliche Verantwortung und künstlerische Gestaltung erwiesen. Wieviel mehr mußte das der Fall sein, da nun das Kunstlertum, das in ihm lebendig war, ihn trieb, aus der geschichtlichen Welt gerade die Ereignisse zu behandeln, in

denen sich die künstlerische Phantasie der Völker ausgewirkt hatte!

Die Darstellung der großen Künstlerpersönlichkeiten wird damit zur Sache künstlerischer Naturen erklärt, die Lebensbeschreibung großer Menschen zur Aufgabe von Forschern, die ein Gefühl für solche Größe besitzen. Er leugnete keinen Augenblick, daß das subjektiv sei. Jede Forschung und Darstellung wurde ein Wagnis, und nur wer berufen war, durfte es auf sich nehmen. Diese Wissenschaft war doppelt bedingt durch die Individualität des Darstellers und durch die Schranken, die ihm als Kind seiner Zeit auferlegt waren. Dadurch wurde die Geschichte des Geistes zu einer unendlichen Aufgabe, von immer neuen Forschern und von jedem aus seiner Zeit heraus und für seine Zeit neu zu vollbringen. Für Goethe hat Grimm diese Forderung nach einem unendlichen Fortschreiten und immer neuem Anpacken ausdrücklich erhoben.

Aber bei alledem handelte es sich für Grimm gar nicht in erster Linie um den Streit zweier wissenschaftlicher Methoden. Im Methodischen selbst hat er ja gern von der Gegenseite gelernt. Nicht nur der Weg, sondern vor allem der *Sinn* der Forschung stand für ihn auf dem Spiel. Er hat diesen Gegensatz am leidenschaftlichsten aufgedeckt, wo es nicht um die neuere Literatur, sondern wo es um das klassische Altertum ging. Denn auch da lieferten während Grimms Lebenszeit die Ausgrabungen dieselbe Fülle neuer Materialien, wie sie die Archive und Dichternachlässe für Goethe und seine Zeitgenossen darboten. Und in beiden Fällen erzogen die Universitäten eine junge Generation vor allem zur exakten Bestimmung dieser Fundstücke. „Unsere wissenschaftliche Arbeit“, so lautete Grimms Protest gegen diese Entwicklung, „ware dann nichts als die Anfertigung eines kolossalen Katalogs dieser Dinge.“ Oder über den Plan, daß sein Freund Gustav von Loeper im Rahmen der Weimarer Goethe-Ausgabe eine umfassende Goethe-Biographie hatte schreiben sollen: „Es wurde, ware es zustandegekommen, ein gewaltiges Stück Mosaikarbeit geworden sein.“ Aber ganz anderes tat not, was Grimm in den verschiedensten Formeln ausgesprochen: „Goethe im Dienste unserer Zeit!“ — „Goethe intensiver und

lebendiger an der täglichen Arbeit geistigen Vorwärtsdrängens zu beteiligen, die uns obliegt“ — „Mir scheint, als sei trotz der Massen von Material, die uns über Goethes äußere und innere Erlebnisse zu Gebote stehen, unser Gefühl geistiger Verbindung mit ihm weniger wirksam, als es sein mußte“

Das also ist der Gegensatz Herman Grimms gegen seine Zeit lebendige Bildung gegen Fachwissenschaft, umfassende geistige Arbeit gegen Spezialistentum. Die Angegriffenen haben sich dadurch gerächt, daß sie ihn als Dilettanten hinstellten, und bis heute hat sich dieses Vorurteil mit der Zähigkeit erhalten, die allen bequemen Prägungen eignet. In der Kunstgeschichte fühlte sich als Grimms Gegenpol vor allem Anton Springer, von dessen Leipziger Vorlesungen der Graf Harry Keffler in seinen Jugenderinnerungen („Gesichter und Zeiten“ 1935) erzählt hat: „Er fühlte sich als Parteiführer und kämpfte leidenschaftlich gegen die feindliche Fraktion, als deren Oberhaupt er Grimm in Berlin anprangerte. Was dieser seinen Schülern und Leserinnen (er betonte ‚Leserinnen‘) vortrage — dabei schmiß er Grimms ‚Rafael und Michelangelo‘ knallend aufs Katheder —, sei ‚Geschwätz, mißglückter historischer Roman, Kolportage. Genau das Gegenteil tue not: die Kunstgeschichte zu einer Wissenschaft erheben, die in Laboratorien Tatsachen ebenso einwandfrei registrierte wie die Biologie und Chemie.“ Sollte nicht in Wahrheit in Grimms einsamem und eigenwilligem Schaffen vorweggenommen sein, was seit dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts langsam wieder emporgestiegen ist, nachdem die damals herrschende positivistische Fachwissenschaft den geisteswissenschaftlichen Unterricht in den Schulen immer mehr ausgehöhlt hatte (soweit er nicht von lebendigen Lehrerpersönlichkeiten trotz ihrer verfehlten Vorbildung in den philologischen Seminaren einen Gehalt empfing), und nachdem auch unser geistiges Leben jene Schäden erlitten hatte, die von den großen Kulturkritikern jener Jahre, von Nietzsche bis Langbehn und Lichtwark, nachgewiesen wurden? Auch von der Philosophie und der Dichtung her, vor allem durch Dilthey und George, sind damals neue Wege gebahnt worden. Ich bin überzeugt, daß wir Grimm heute als den in vielen Stücken noch unerreichten Vorläufer dieser Reformatoren anerkennen sollten, und daß darin

ein entscheidender Anlaß liegt, ihn heute wieder nachdrücklich für unser geistiges Leben zurückzugewinnen

Grimm hat sein Goethebuch zeitlebens so fort drucken lassen, wie er es 1876 für den Druck gestaltet hatte. Im Laufe der Jahre ergaben sich zwar immer größere Unstimmigkeiten: er versuchte sie teils in Vorreden zu den neuen Auflagen, teils in Fußnoten und Einschübseln zu beseitigen. So die berühmte gewordene Stelle bei der Schilderung des zweiten römischen Aufenthalts: „So geschrieben 1876. Hätte ich diese Vorlesungen heute, 1898, zu halten, so würde noch anders zu fassen sein, was über die Umgestaltung Roms darin gesagt ist.“ Was ihm aber zu neuen Kenntnissen und Erkenntnissen zuwuchs, das legte er in seinen „Essays“ und „Fragmenten“ vor, und er hat einmal ausdrücklich ausgesprochen, daß diese in ihrer Gesamtheit eine Ergänzung zu seinem Buch bildeten. Es ist geplant, eine Sammlung davon als einen zweiten Teil des Goethebuches erscheinen zu lassen.

Jedoch damit hat sich Grimm nicht begnügt, er hat auch ausgesprochen, welches die Aufgaben künftiger Generationen für die Arbeit an Goethe sein mußten. Bis in seine letzten Lebensjahre hat er sich mit diesen Gedanken über die Goethe-Werke der Zukunft beschäftigt, und so spiegelt sich in ihnen das unermüdliche Fortschreiten seines Geistes seit seinem 48. Lebensjahre, in dem er sein Goethe-Buch niedergeschrieben hat.

Zu Pfingsten 1886 hielt er den Festvortrag vor der Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Es war ein Versuch, der Gesellschaft und den Weimarer Goethestätten ein Programm für ihre wissenschaftlichen Arbeiten vorzuzeichnen, sie über die Spezialforschung zu erheben zu der großen Aufgabe, die er schon im Titel aussprach: „Goethe im Dienste unsrer Zeit.“ Und Grimm tat dies, indem er in großen Linien den Plan eines idealen Goethebuches aufstellte, aber nicht für sich selbst entwarf er diesen Plan, sondern für die junge und kommende Generation. So war es auch nicht mehr ein Abbild dessen, was er selbst vor einem Jahrzehnt geboten hatte. Dafür wies er auf ein größeres Vorbild hin: das Werk, in dem einst Goethe es unternommen hatte, Winkelmanns geistige Gestalt darzustellen. Und zwar verglich er Goethes Werk mit der Winkelmann-Biogra-

phie von Karl Justi, deren erste Auflage von 1866—72 erschienen war ein besonders charakteristisches Beispiel für jene Forschungsart, die ich in Grimms Sinne als die „exakte“ zu charakterisieren versuchte. Auch dazu soll Grimm noch einmal selber zu Worte kommen. „Justi hat sein Thema im Sinne der heutigen Geschichtsschreibung erschöpft. Er hat so gut wie alles ausfindig gemacht, was sich auf Winckelmann bezieht. Winckelmans Erlebnisse entwickeln sich vollkommen glaubwürdig vor uns. Wir sehen die armen Stendaler Kinderzeiten, die kummerlichen Universitäts-, Wander- und Amtsjahre, den peinlichen Dresdener Aufenthalt und das befreiende, beglückende italienische Leben, in dem er endlich Wurzel schlagen durfte. Schritt vor Schritt — oft sind es sehr kurze Schritte — werden wir sicher weitergeleitet. In der Schilderung des in dieser Gestalt nun völlig vergangenen deutschen und italienischen Gelehrtentums liefert Justi geistreich ausgeführte Bilder, die einzig in ihrer Art sind. Nur er vermochte das so fein zu sehen und zu malen. Die einzelnen Kapitel des Buches runden sich wie zu Monographien ab, und doch schließt das Ganze bis zu den letzten furchtbaren Szenen sich einheitlich zusammen.“

Ganz anders Goethes Darstellung. „In einer Folge kurzer, jedes mit einer eigenen Überschrift versehener Kapitel empfangen wir auf nur fünfzig Seiten eine außerordentliche Leistung. Der Aufbau eines neuen Menschen! Goethe hat Winckelmans Existenz in sich aufgenommen und von frischem geformt. Man muß diese Kapitel lesen, um zu empfinden, was sie enthalten. Denn um Empfindung handelt es sich hier in ebenso hohem Maße, als um Verständnis. Ich will nur die Überschriften der sieben ersten und sieben letzten geben: Eintritt Antikes, Heidnisches, Freundschaft, Schönheit, Katholizismus, Gewährwerden griechischer Kunst. Und die letzten: Papst, Charakter, Gesellschaft, Fremde, Welt, Unruhe, Hingang. Was eröffnen die kahlen Worte nicht alles! Nirgends das, was wir heute Bericht nennen, nirgends Feststellung exakter Tatsachen, kaum Jahreszahlen, Abwesenheit alles dessen, was Kostüm genannt werden konnte. Wir urteilen nicht als Bürger des neunzehnten Jahrhunderts über einen des achtzehnten, drängen uns nicht als Mitwisser in die Details interessanter Verhältnisse ein, sitzen nicht vor einer Bühne, auf

der Winckelmann, als Darsteller und dargestellte Person zugleich, die Szene seines vergänglichen Lebens vor uns abspielt, sondern fühlen uns zu ihm nur in ein geistiges, darum aber nicht weniger lebendiges Verhältnis versetzt. Was in uns zurückbleibt nach der Lektüre, ist das Gefühl, Winckelmann nahe getreten zu sein, wie man denen im Leben nahe tritt, die man als bedeutende Männer zu kennen glaubt, ohne nach ihren Schicksalen zu forschen.

„Am Schlusse von Justis Biographie sagen wir uns, nachdem die Mordszene überstanden ist, zum Troste, daß darüber denn doch mehr als hundert Jahre verstrichen seien. Wenn wir das Buch niederlegen, versinkt die Welt wieder, die Justi mit so großer Kunst heraufbeschworen und in die er uns mitten hinein versetzt hatte. Goethe dagegen, indem er alles Vergängliche ausscheidet, laßt Winckelmann als Träger von Gedanken, die allen Zeiten gehören, am Schlusse wie mit neuem Leben begabt erscheinen. Es sind herrliche Worte, in denen er ihn als einen der Unsterblichen da begrüßt. Goethe stellt ihn als Lebenden, als aktives Element in den Dienst der Gegenwart von 1805, und es ist Goethes Werk, wenn Winckelmann auch heute noch lebendig und Leben verleihend unter uns steht.“

So also stand damals 1886 auch der Plan eines idealen Werkes über Goethe vor Grimms geistigem Auge.

Aber auch das war noch nicht sein letztes Wort. Immer mehr versank in seinen Betrachtungen alles Persönliche und Biographische, sogar jene größten schöpferischen Menschen, deren Monumente er so leidenschaftlich errichtet hatte, traten für ihn in den Hintergrund, immer ausschließlicher blieben als Themen seiner Arbeit allein Werke, die höchsten geistigen Schöpfungen übrig.

Schon in der Weimarer Rede von 1886 findet sich der folgende Absatz: „Die Völker führen geistige Besitztümer mit sich, die wie eine Art Atmosphäre über ihnen schweben. Zu diesem Besitze gehören eine gewisse Fülle von Phantasiegebilden, die in wechselnden Formen sie begleiten. Dichtkunst und Geschichtsschreibung suchen diese Gebilde in Worten, bildende Kunst sie in leibhaftigem Anblicke zu gestalten. Das, was wir die ‚Große‘

eines Dichters, Schriftstellers oder bildenden Künstlers nennen, ist die Anerkennung seiner Macht, sich mit solchen Schöpfungen in der Phantasie der Völker am festesten einzunisten. Der Umfang dieser Macht ist es, der Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare und Goethe selbst über die anderen Dichter erhebt. Mit einer Art von Tyrannei drängen sich die Figuren dieser fünf Dichter am klarsten in uns ein und notigen uns, sie vor uns zu sehen. Wie sie das machen, ist ihr Geheimnis. Was haben die wenigen Verse, in denen Dante Francesca da Rimini vor uns erscheinen läßt, Besonderes? Worte, und obendrein sehr wenige, einfache Worte. Keine Kunst nachweisbar. Aber wer sie gelesen hat, den verfolgen sie, und das Bild, das sie hervorrufen, durchs Leben. Wer Sophokles' ‚Odipus auf Kolonos‘ gelesen hat, in dessen Seele hat der Greis mit den beiden Töchtern für immer Wohnung genommen.“

Es gibt also „Weltcharaktere“ oder „Idealgestalten“, sie sind das Hochste, was der menschliche Geist durch die gestaltende Phantasie der größten Dichter aller Völker hervorgebracht hat. Sie bilden den wichtigsten Gegenstand unseres Nachdenkens. Immer aufs neue gilt es, sie unserem Bewußtsein zu erhalten. Wie sich Grimm die Lösung dieser Aufgabe dachte, das hat er in seinem letzten vollendeten Werk gezeigt dem einzigartigen Buch über Homers Ilias.

Goethe hat nach Grimms Überzeugung das Bewußtsein der Menschheit um zwei solche „Weltcharaktere“ reicher gemacht. Iphigenie und Faust. Eine Abhandlung über Iphigenie in diesem Sinn hat Grimm noch wenige Jahre vor seinem Tode verfaßt. Aber erst als die Aufgabe der Zukunft hat er uns die Behandlung des „Faust“ anheimgegeben in der Art, die er in seiner Erläuterung der Ilias vorgebildet hat. Am Ende dieses Werkes heißt es: „Ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo die heute schon schwer übersehbaren Hilfsmittel, Goethes Werke und auch seinen Charakter zu beurteilen, an Wert sehr verlieren werden und daß die eigene Beurteilung seiner Werke allein den sicheren Boden liefern wird, auf dem wir die Geschichte Goethes aufbauen. So daß die Welt sich dann um Goethes gemeine Lebensschicksale so wenig kümmern wird wie bei Homer, Raffenel und Shakespeare. Bei Homer gehen wir von der Ilias aus

neben der die Odyssee wie Silber neben Gold den zweiten Rang einnimmt. Bei Raffael gehen wir von den Kartons zu den Teppichen aus, neben denen einige Wandgemälde und Madonnen ihren Rang behalten, fast alles Übrige aber als Nebenarbeit erscheint. Bei Shakespeare von ‚Romeo und Julie‘, ‚Macbeth‘, ‚Lear‘ und ‚Hamlet‘, die für Jugend und Alter die anderen Werke überragen. Bei Goethe von ‚Faust‘. An ‚Faust‘ hat Goethe immer in zufälligen Momenten scheinbar nebenbei gearbeitet. Heute schon meint man, er müsse ihn sein Lebenlang in allen Momenten immer als die vorleuchtende Hauptsache in sich empfunden haben. ‚Faust‘ ist für die Menschheit heute schon das unalternde, unentbehrliche Weltgedicht. Man wird nach Jahrhunderten und länger sich mit Faust begnügen, um Goethe zu kennen.

„Von jedem Worte darin geben wir Rechenschaft, eine stetig sich vermehrende Literatur vermittelt sein Verständnis, neue Übersetzungen machen ihn Ausländern, neue Kommentare uns selber zugänglicher. Erwünscht scheint, daß jeder neuen Generation bei uns von den Berufensten gesagt werde, was er enthalte. Dem ‚Faust‘ ordnen sich Goethes andre Werke unter, ihr Wert ermißt sich danach, wieweit sie ihn erreichen. Ein Vers in ‚Faust‘ gilt uns für inhaltreicher als alle Briefe, die wir von Goethes Hand haben. Eine Zeit wird kommen, wo ‚Faust‘ die Mitte der Goetheschen Lebensarbeit bildet, umgeben von Goethes andern Werken, die Vorstufen sind oder auf gleicher oder auf niedriger Höhe stehen. Und in 1000 Jahren sind Faust und Goethe identisch, und was nicht Faust ist, ist vergessen, wie Homers ‚Margites‘, den Aristoteles noch kannte. Goethe schwebt einsam im Bereiche der Geschichte dann wie Homer und Raffael und Shakespeare. Ohne ein ihn umgebendes Jahrhundert. Ohne Nachrichten über seine Person, die wie flatternde Fetzen an ihm kleben. Und wie an Shakespeares und Homers Existenz wird an der Goethes vielleicht einst gezweifelt werden.“

DAS LEBEN GOETHES

Goethe hat im geistigen Leben Deutschlands gewirkt, wie eine gewaltige Naturerscheinung im physischen gewirkt hatte. Unsere Steinkohlenlager erzählen von Zeiten tropischer Wärme, wo Palmen bei uns wuchsen. Unsere sich aufschließenden Höhlen berichten von Eiszeiten, wo Rennthiere bei uns heimisch waren. In ungeheuren Zeiträumen vollzogen sich auf dem deutschen Boden, der in seinem heutigen Zustand so sehr den Anschein des ewig Unveränderlichen trägt, mächtige Umwälzungen. Der Vergleich also läßt sich ziehen, daß Goethe auf die geistige Atmosphäre Deutschlands gewirkt habe etwa wie ein tellurisches Ereignis, das unsere klimatische Wärme um soundso viel Grade im Durchschnitt erhöhte. Geschahe dergleichen, so wurde eine andere Vegetation, ein anderer Betrieb der Landwirtschaft und damit eine neue Grundlage unserer gesamten Existenz eintreten.

Goethe hat unsere Sprache und Literatur geschaffen. Vor ihm hatten beide auf dem Weltmarkte der europäischen Völker keine Geltung. Es handelt sich bei solchen Urteilen nicht um die Ausnahmen, sondern um die Durchschnittsmaße. Noch im Jahre 1801, als von Goethe und sogar von seinen Schülern schon das meiste getan war, was für die Neugestaltung der deutschen Sprache getan werden konnte, spricht Karl August von der „betrübten“ deutschen Sprache, die von Schiller in die schönste Melodie gezwungen worden sei. Goethe selbst hatte sich kaum fünfzehn Jahre früher noch harter über unser Deutsch ausgedrückt.

Als Goethe zu schreiben begann, war die deutsche Sprache so beschränkt in ihrer allgemeinen Wirkung, wie es der deutsche nationale Wille in unserer Politik war. Die Nation existierte, fühlte sich im stillen und ahnte den Weg, der ihr bevorstand. Das war aber auch alles. Unter den Rezensionen, welche Goethe in seinen literarischen Anfängen schrieb, spricht er über den Begriff des „Vaterlandes“ und begreift nicht, wie man von uns ein Gefühl wie das fordern könne, mit dem die Römer sich als Bürger eines Weltreiches empfanden. Unmöglich dunkte uns eine nach außen gehende Bewegung. Die englische, französische und italienische Kritik aber nahm von den deutschen literarischen Produkten nur insoweit Notiz, als unsere Autoren, im Anschluß an die fremden Literaturen, ihre Werke gleich so erscheinen ließen, daß sie als ein Teil derselben angesehen werden konnten. Friedrich der Große galt — wenn ihm überhaupt die Ehre zuteil ward, mitgezählt zu werden — in Paris als französischer Autor, und er selbst sah sein Verhältnis nicht anders an. Französisch wurde in allen Kreisen Norddeutschlands als zweite Muttersprache gesprochen, während in Österreich das Italienische vorwaltete. Voltaire debattiert im Artikel „Langue“ der Enzyklopädie die Qualitäten der verschiedenen Sprachen als literarischer Ausdrucksweisen, die deutsche kommt darunter gar nicht vor. Erst seitdem Goethes „Werther“ von Engländern und Franzosen gelesen worden war und selbst nach Italien vordrang, wurde auswärts die Möglichkeit einer deutschen Literatur höhern Ranges zugegeben.

Versuche waren vor Goethe oft gemacht worden, die deutsche Sprache so weit zu erheben, daß in ihr die feineren Wendungen der Gedanken Ausdruck finden konnten. Über den persönlichen Kreis aber ging die Wirkung nicht hinaus. Klopstock, Lessing und Winckelmann hatten ihr eignes Deutsch zu schaffen gesucht, indem sie sich die Bildung der klassischen Sprachen sowie der französischen und italieni-

schen zunutze machten. Alle drei aber ohne durchgreifenden Erfolg. Noch mächtiger als sie hat, neben Goethe, Herder eine deutsche Prosa mit höheren Eigenschaften herzustellen gewußt. Er zumeist hatte Einfluß auf Goethe, als dieser, alles zusammenfassend, was vor ihm geleistet worden war, und es sich zum Vorteil verwendend, das wirklich lebende Deutsch hervorbrachte, das alle Späteren bei ihm schreiben lernten. Goethe will Wieland dies Verdienst zuweisen, doch er selbst hat die übrigen Versuche zu Boden gedrückt. Seine Verse erst haben die Schillers in Fluß gebracht. Goethe hat Schlegel die Fülle verliehen, Shakespeare beinahe in einen deutschen Dichter umzuwandeln. Goethes Prosa ist nach und nach für alle Fächer des geistigen Lebens zur mustergültigen Ausdrucksweise geworden. Durch Schelling ist sie in die Philosophie, durch Savigny in die Jurisprudenz, durch Alexander von Humboldt in die Naturwissenschaften, durch Wilhelm von Humboldt in die philologische Gelehrsamkeit eingedrungen. All unser Briefstil beruht auf dem Goethes. Unendliche Wendungen, die wir gebrauchen, ohne nach ihrer Quelle zu fragen, weil sie uns zu natürlich zu Gebote stehen, wurden uns ohne Goethe verschlossen sein.

Aus dieser Einheit der Sprache ist bei uns die wahre Gemeinsamkeit der höheren geistigen Genüsse erst entsprungen, und ohne sie wäre unsere politische Einheit niemals erlangt worden, die einzig und allein der unablässig vordringenden Tätigkeit derjenigen bei uns verdankt wird, die wir im höchsten Sinne die „Gebildeten“ nennen und denen Goethe zuerst die gemeinsame Richtung gab.

Es gibt drei große Dichter, welche vor Goethe auf die Völker, aus denen sie hervorgegangen sind, eine Wirkung gehabt haben, die mit dem Einflusse Goethes auf Deutschland verglichen werden kann. Homer, Dante und Shakespeare. Alles, was sich unter dem Begriffe „geistiger Einfluß“ überhaupt denken läßt, ist von ihnen auf Griechen, Italiener

und Engländer ausgeübt worden Von jedem freilich in anderer Weise, dennoch so, daß der Erfolg sie in fast gleichem Range dastehen läßt Von jedem einzelnen Griechen Italiener, Engländer kann das Band gleichsam verfolgt werden, an dem er von einem dieser drei Volkerführer straff im Zügel gehalten wird Homer und Dante haben die höhere Einheit Griechenlands und Italiens geschaffen, die vor der politischen war, und wer weiß, welche erhabene Rolle Shakespeare noch einmal zufallen wird, wenn bei dem Auseinanderbrockeln aller derer, welche Englisch sprechen, endlich nach einer höchsten Macht gesucht werden wird, auf deren Wort hin man sich dennoch vereint fühlen dürfe Und wer weiß, welche Ämter Goethe für Deutschland noch vorbehalten sind in zukünftigen Wandlungen unserer Geschichte Aber sprechen wir von dem, was er bereits getan hat Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in so viel Richtungen gleichzeitig wirkenden Einfluß gehabt als Goethe Wie ganz anders wirkte Voltaire in Frankreich Voltaire umfaßte, der Masse nach, weit mehr Jedenfalls arbeitete er intensiver als Goethe Auch sind seine Schriften reicher und tiefer und augenblicklicher, solange er lebte, ins Volk gedrungen Aber es wurde ihm nicht so widerstandslos geglaubt Er stand nicht auf der moralischen Höhe Goethes Voltaire zerstörte, Goethe hat aufgebaut Goethe hat niemals für augenblickliche Zwecke eine „Partei“ bilden wollen Goethe hat seine Gegner stets gewahren lassen Seine unsterblichen Waffen waren ihm zu lieb, um sie gegen Sterbliche zu gebrauchen Goethe wirkt sanft und unmerklich wie die Natur selber Neidlos sehen wir ihm überall zugestanden, ein Mensch von höherer Begabung zu sein Einen Olympier, der über der Welt thronet, nennt ihn Jean Paul Dem niemand etwas geben könne, der sich selber genug sei Goethe stand erhaben über Liebe und Abneigung Die wenigen, die sich als seine Feinde bekannt haben erscheinen von Anfang an wie Leute, die

Muße haben, ihren Standpunkt zu behaupten, während sie heute überhaupt kaum noch begriffen werden. Und selbst was diese anlangt, es war doch für jeden ein Glück, mit Goethe in Verbindung zu sein, und es war unmöglich, ihm aus dem Wege zu gehen.

Über Goethe scheint fast schon zuviel gesagt zu sein. Eine Bibliothek von Veröffentlichungen ist vorhanden, die ihn betreffen. Und doch, diese ihm zugewandte Arbeit bietet nur die Anfänge einer Tätigkeit, die in eine unabsehbare Zukunft hineinreichen muß. Goethes erstes Jahrhundert ist abgelaufen. Keinem der folgenden aber, soweit wir die Zukunft ermessen dürfen, wird die Mühe erspart bleiben, Goethes Gestalt immer wieder neu sich aufzubauen. Das deutsche Volk mußte seine Natur ändern, wenn das ausbleiben sollte. Es gibt seit Jahrtausenden eine Wissenschaft, welche Homer heißt und die in nicht abreißen-der Folge ihre Vertreter gefunden hat, seit Jahrhunderten eine, die Dantes, eine, die Shakespeares Namen trägt. So wird es von nun an eine geben, welche Goethe heißt. Sein Name bezeichnet längst nicht mehr seine Person allein, sondern den Umfang einer ganzen Herrschaft. Jede Generation wird deren Natur besser zu verstehen glauben. Immer „jetzt erst“ wird der rechte Standpunkt entdeckt zu sein scheinen, von dem Goethe sich „völlig unbefangen“ beobachten lasse. Die Ansichten über seinen Wert werden wechseln, in verschieden gearteten Zeiten wird er dem deutschen Volke näher oder ferner zu stehen scheinen. Niemals aber wird er gestürzt werden können oder sich aus sich selbst auflösen, abschmelzen wie ein Gletscher, von dem, wenn der letzte Tropfen verronnen ist, nichts mehr übrig bliebe; es sei denn, daß eintrete, was bei Homer geschah. Daß nach Ablauf von Jahrtausenden, wenn unser Deutsch aufgehört hätte, eine lebende Sprache zu sein, ganz entfernte Generationen vorübergehend nicht mehr zu fassen imstande wären, von einem einzigen Menschen sei so Vieles und so

Verschiedenartiges geschaffen worden Dann konnten Gelehrte, denen ja für einige Zeit geglaubt wurde, die Idee aufbringen, daß Goethe nur als der mythische Name zu nehmen sei, unter dem die gesamte geistige Arbeit seiner ganzen Epoche verstanden werden müsse

Was war Goethe — in großen Zügen seine Gestalt hingestellt?

Unter vielen, die mit ihm zugleich strebten, einer der Glücklichen und Mächtigsten Der, dem das Schicksal am offenbarsten die Wege ebnete Ein Landwirt auf dem Boden geistiger Arbeit, bei dem niemals Mißjahre eingetreten sind, sondern immer volle Ernten Mochten es durre oder regnerische Jahre sein Goethe hatte immer die Früchte gerade auf dem Felde, denen das zugute kam Sein Fortschreiten ist nie durch unnutze Aufenthalte unterbrochen worden, auf die er wie auf verlorene Zeit hatte zurückblicken müssen Er war gesund, schön und kräftig Er hat immer ganz im Dasein der Gegenwart dringesteckt, die ihn umwebte, und ist zugleich dem allgemeinen Fortschritte der Menschheit um ein gutes Stück stets vorausgewesen Er hat ein volles Menschenschicksal bis zum letzten Tage in ansteigender Entwicklung durchgemacht

Diese Quantität seiner Lebensjahre ist wohl zu beachten Goethe hat das doppelte Leben durchgemessen, dessen zweite Hälfte für die Durchführung des in der ersten Hälfte Begonnenen so wichtig ist Er hat die Eroberungen seiner Jugend, als sein eigener Erbe und Thronfolger gleichsam, zu einer ruhigen, festen Herrschaft ausbilden dürfen Wenigen war dieser Vorteil gegönnt Lessing und Herder ist die zweite Hälfte ihres Lebens verkümmert worden Schiller begann schon leise zu sterben, als er eben anfangen wollte recht zu leben, sich auszubreiten und frei seine schöpferische Kraft auszubeuten Die Namen so vieler andern sind uns geläufig, die vor dem vierzigsten Jahre schon ihre Lauf-

bahn unterbrechen mußten, während sie eine Kraft zu besitzen schienen, die durch das Doppelte nicht zu erschöpfen gewesen wäre. Es ist wunderbar zu beobachten, mit welcher zweifelhaften Aussichten auch Goethe in diesen zweiten Teil seiner Lebensherrschaft eintrat. Er schien sich geistig erschöpft zu haben. Wir lesen in vielen Äußerungen aus den Abschlußjahren des achtzehnten Jahrhunderts und aus dem ersten Beginne des neunzehnten, wie seine Freunde in Weimar und seine Verehrer überall in Deutschland sich hineingefunden hatten, einen alternden Mann in ihm zu sehen. Den kühlen, mehr und mehr der Ruhe sich zu-neigenden Geheimrat mit dem Doppelkinne. Vorüber die Feuerzeiten seiner Jugend. Er sucht in vornehmer Bequemlichkeit sich die Menschen und die Verhältnisse vom Leibe zu halten. Er geht dem aus dem Wege, was an vergangene Zeiten erinnert. Er sieht seine alten Freunde Jacobi in Düsseldorf wieder, er will ihnen etwas lesen, man gibt ihm die „Iphigenie“ in die Hand. er legt das Buch fort, es ist ihm zuwider, die alten Gefühle wieder anzurühren. Nur Zufall, wenn etwas von den Versen, die er hier und da noch liefert, an das erinnert, was einst in ihnen entzuckte. Das erfahren selbst die, welche ihm am nächsten stehen. Sie bedauern ihn, aber sie müssen diesen Wechsel allgemein menschlichem Maße nach als einen natürlichen ansehen. Und um ihn her war eine tatbegierige neue Generation aufgewachsen, um die er sich kaum kummert und der selber nichts lieber gewesen wäre, als die lastig werdende Autorität des alten Diktators abzuschütteln. Infolge der französischen Revolution walteten ungünstige, neu geartete Zustände in Deutschland, in die einzugreifen, ja, die nur zu verstehen, Goethe nicht mehr gegeben schien. Schiller war der Mann des Tages, und, nachdem er fortgegangen, schien niemand mehr da, der seine und des ehemaligen Goethe Stelle einnahm.

Da erhebt sich Goethe wieder „Faust“ erscheint. Im neuen

Jahrhundert steht Goethe mit diesem Gedicht auf in Deutschland, als wäre es zum ersten Male. Niemand hatte so Großes erwartet. Abermals reißt er die Jugend mit sich fort, während die Älteren sich zu ihm zurückwenden. Jetzt erst nimmt er ganz und gar von Deutschland Besitz. Es hatte immer noch Männer bei uns gegeben, denen er nicht nahegekommen war. Dem Freiherrn vom Stein war bis dahin noch nichts von Goethe bekannt gewesen. Jetzt erst lernt Stein ihn kennen. In anderer Weise als früher zeigt sich nun Goethes Einfluß. Nach allen Seiten hin gewinnt er die Übermacht. Es scheint, als habe es jetzt nur bedurft, daß er die Hand ausstreckte, um seine Macht fühlbar zu machen.

Goethe hat, was die äußeren Gaben des Schicksals anlangt, Glück gehabt, er kam immer zur rechten Zeit, und die rechte Zeit hat für ihn gedauert, solange sie Sterblichen überhaupt dauern kann.

Nun aber das Höchste: die inneren Gaben des Schicksals. Hier sehen wir eine harmonische Entfaltung geistiger Kraft, die auch anderen vor ihm vielleicht zuteil geworden ist, die sich bei niemandem aber beobachten läßt wie bei ihm.

Es ist, als hätte die Vorsehung ihn, damit durch nichts seine Entfaltung gestört werde, in die einfachsten Verhältnisse versetzen wollen. Mit drei Worten ist sein gesamter bürgerlicher Lebenslauf berichtet.

Reicher Leute Kind in Frankfurt, macht er, nach zurückgelegten Universitätsjahren, in seiner Vaterstadt, einer überalterten Freien Stadt, den Versuch, als Advokat einzutreten. Begegnet dann zufällig einem eben majoren gewordenen Fürsten, dessen Vertrauen er gewinnt, halb noch wie das eines Kindes, und dem er nach Weimar folgt, um dort als erster Minister und Hofdichter einzutreten.

Niemals in der Folge ist Goethe etwas anderes gewesen als erster Minister und Hofdichter zu Weimar. Beinahe ununterbrochen hat er dort gehaust. Seine gesamte Geschichte

liegt darin begriffen Nun aber sehen wir, wie er mit den Jahren die erst äußerlich ihm zufallende Stellung so lange modelt, bis sie ihm ganz und gar auf den Leib paßt Dann wie er Weimar selbst umgestaltet, das er allmählich zu dem seiner Individualität völlig zusprechenden Boden macht, in den er mit weitausgebreiteten Wurzeln hineinwächst, aus dem er endlich die literarische Hauptstadt Deutschlands schafft Goethe war von dem Tage seines ersten Erscheinens an das ideale Zentrum seines neuen thuringischen Vaterlandes und hat es mit sich zu unsterblichem Ruhm emporgehoben

Und nun dürfen wir Schritt für Schritt verfolgen, wie das geschah

Goethe war nicht der in Traume verlorene Poet oder der hinter abgeschlossenen Turen sitzende Schriftsteller, den niemand stören durfte Sein dichterisches Schaffen vollzog sich unmerklich als eine kaum Zeit in Anspruch nehmende Nebenarbeit, von der wenig die Rede sein durfte, als tue das dem Abbruch, was Goethe mit gesamter Kraft, wie es schien, als Aufgaben des taglichen Lebens absolvierte Goethe war immer und war für jeden zu haben. Als Advokat in Frankfurt, als Minister in Weimar Um Recht und Verwaltung bis in die gemeinsten Details hinein kummerte er sich unablässig und trat mit voller persönlicher Macht aus eigener Kenntnis der Dinge da ein, wo es sich darum handelte, gemeinnützige Maßregeln zu beraten oder durchzuführen Goethe war der erste Verwaltungsbeamte in den weimarischen Landen und ist es geblieben, auch nachdem er dem Anschein nach sich von den Geschäften zurückgezogen Er empfing nicht bloß das Gehalt eines Ministers, er tat auch Arbeit dafür Immer trägt er das Schicksal des Herzogs und des Landes als das im Herzen, wofür er einzustehen hatte Immer ist, bis zuletzt, Goethes persönliches Regiment neben dem des Großherzogs hergelaufen Wenn er von den wissenschaftlichen Instituten Jenas redet, ist

ihm ebenso natürlich, statt „unsere“ „meine“ Institute zu sagen

Neben dieser Tätigkeit als vornehmster, verantwortlicher Beamter eine zweite als Gelehrter Kein Gebiet hier (die rein mathematischen Wissenschaften vielleicht allein ausgenommen), auf dem er die Fortschritte nicht verfolgte Als Naturforscher wie als Historiker — um mit diesem Worte den Umfang alles philologisch-philosophischen Wissens am einfachsten zu ziehen — arbeitete er mit solchem Eifer und Erfolge, daß seine Leistungen nach der einen oder andern Richtung hin genügt hatten, das Leben eines Mannes überhaupt auszufüllen Seine Entdeckungen sind bekannt Der Wert seiner Mitarbeiterschaft und Teilnahme war den Gelehrten unschätzbar Eine Reihe von Sprachen war ihm gelauf, und noch im Alter wußte er sich neuer zu bemächtigen Die Fürsorge für eine Universität lag ihm ob, auf der er Anstalten für wissenschaftliche Zwecke hervorrief oder forderte, wo er die öffentliche Kritik organisierte und ihre Leitung in Händen behielt

Und zu diesen Ämtern, für lange Jahre, die Direktion des Weimarer Theaters, bei dem peinlichsten Einstehen, auch hier, für technische, pekuniäre und ästhetische Einzelheiten

Und schließlich, alles dies doch wieder nur Nebensache neben den Obliegenheiten seines scheinbar höchsten Amtes, das den Zeitgenossen als der eigentliche Zweck seines Lebens erschien der intime Verkehr mit unzähligen Personen jedes Alters und jeder Lebensstellung

Goethe drängte sich, ohne es zu wollen, in die Gedanken der Menschen ein Von ihm ist unablässig die Rede in Weimar vom ersten Tag seines Erscheinens dort bis zum letzten seines Lebens Jeder dort weiß immer von ihm und halt nach ihm hin Augen und Ohren offen Wenn in Weimar nicht von Goethe gesprochen wird, so ist das nur der Fall, weil es eben unmöglich war, immer nur ihn im Munde zu

führen. Wo wir einen Brief finden, der im Laufe seines Lebens aus Weimar geschrieben worden ist, suchen wir unwillkürlich gleich die Stelle darin, die von Goethe handelt, und wundern uns, wenn sie fehlt. Wissen die Leute nichts Besseres zu sagen, so melden sie wenigstens, ob Goethe anwesend oder ob er verreist sei. Und zwar das letztere als den anormalen Zustand, als habe man ein Recht auf seine Gegenwart. Seine geistige Gegenwart aber schien man in ganz Deutschland in Anspruch zu nehmen. Immer wieder treten von ungeahnter Seite neue Beweise hervor für die Ausdehnung des Verkehrs, in welchem Goethe mit seinen Zeitgenossen gestanden hat. Liest man seine Korrespondenz, so meint man, Goethe habe nichts zu tun gehabt, als fortwährend Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche sämtliche Interessen betrafen, die innerhalb einer Epoche im Umlaufe sind. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behendigkeit und zugleich mit einem inneren Behagen, welches ihn niemals als belästigt, sondern stets als in der besten Laune erscheinen läßt, hält er alle diese Fäden in seinen Händen und nimmt unablässig neue hinzu, eine Leistung, die ihn nach dieser Richtung allein schon als mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erscheinen läßt. Jeden behandelt er, oft mit ruhrender Selbstverleugnung, seiner Natur gemäß. Jeder, der mit Goethe in Berührung kam, stellte mit seinem Herzen die höchsten Anforderungen an das Seinige, und Goethe ist allen gerecht geworden. So eingehend befaßt er sich mit jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu tun, als gerade das. Mit jedem verhandelt er, als sei dessen Spezialität einzig auch die seinige. Er gewinnt jedermanns Vertrauen, die Menschen werden hingebend wie Kinder ihm gegenüber, und er nimmt jeden auf, als berührte ihn nichts so nah als dies eine Schicksal. Goethe nur einmal im Leben gesprochen zu haben, einen Brief von ihm empfangen zu haben, finden wir als glänzendste Lichtpunkte im Leben vieler, auch sol-

cher, von denen man im ubrigen nicht sagen kann, daß ihr Leben lichtlos gewesen sei

Ich sprach von dem Beginne der zweiten großen Lebensperiode Goethes Vierzig Jahre lang hat Goethe als geistiger Autokrat von Weimar aus Deutschland so regiert An allen Hofen hat er gleichsam Gesandte gehabt, die für seine Rechte eintraten Man hat ihn spottisch den „Kunstpapst“ genannt er repräsentierte etwas, das sich so nennen ließ, Kunst im weitesten Umfange genommen Es ging eine unwiderstehliche Übergewalt von ihm aus Seine Gunst und Zustimmung waren bei Unternehmungen höherer Art nicht gut zu entbehren. Er erteilte sie nicht immer bedingungslos, er verweigerte sie zuweilen Er hatte seine feste Politik, seine hergebrachten, begründeten Überzeugungen Nun erst, im neunzehnten Jahrhundert, begann bei uns die ruhige Verbreitung der „Sprache Goethes“, die von Goethe selber als ein festes Idiom angewandt wurde

Und all diese Macht auf natürlichem Wege, langsam, wie Bäume wachsen, erworben ohne die leiseste Anwendung literarischer Reklame Goethe hatte einen solchen Widerwillen dagegen, sich dem Publikum aufzudrängen, daß ihm oft genug die Geflissentlichkeit zum Vorwurf gemacht worden ist, mit der er sich zurückzog Seine ruhig ausharrende Persönlichkeit ließ die Gegenbestrebungen zu Boden sinken Es ist zu Goethes Gunsten von Anfang an viel geschrieben und gesprochen worden es hatte ungedruckt und ungesagt bleiben können, ohne an seiner Machiststellung etwas zu ändern

So stirbt er endlich in hohem Alter Das Land war erschüttert von seinem Verluste Man kam sich verlassen und verwaist vor Dann aber mußte man sich helfen ohne ihn, und schließlich man half sich Denn all das, was ich eben aufzählte als Goethes Tätigkeit, war sterblich wie er selber Nun aber das, was unsterblich ist wie ein mächtiger Strom, auf dem weder gesät noch geerntet wird, aber der die ge-

waltige Ader ist, die das Land belebt, ohne die ein Volk stumm und verlassen wäre, so belebt und beherrscht Goethes Gefilde der Strom seiner Dichtung. Mag er sich noch so sehr dem Gewühl der Menschen und der Geschäfte hingeben, einsam ist er zu gleicher Zeit, und nur das bewegt seine Einsamkeit, was er da, aus eigener Kraft, zu unsterblicher Dauer geschaffen hat. Goethe hatte die uns unbegreifliche Fähigkeit, in zwei Welten zugleich zu leben, die er völlig verbindet und dennoch zugleich völlig voneinander getrennt hält. Stück für Stück werden seine irdischen Schicksale für unsre Blicke sich zusammenziehen. Mit immer einfacheren Worten wird man sie abtun. Immer einsamer wird er dazustehen scheinen, und endlich nichts übrig bleiben, als Goethe, der Schöpfer von Gestalten von ewiger Jugendkraft.

Wer davon redet, daß Goethes Epoche vergangen sei, der frage sich: wurden wir in Deutschland Iphigenie, Egmont, Faust, Gretchen, Klarchen, Dorothea irgendwie heute entbehren können? Fangen sie an zu verblassen? Klingt, was sie sagen, wie alte abgeleierte Melodien? Sind sie wie Puppen, mit denen das Volk genug gespielt hat? — So wenig wie Homers Achill und Odysseus oder Shakespeares Hamlet und Julie! Goethe lebt nicht mehr: als uralter Mann ist er über ein Jahrhundert tot, Shakespeare über dreihundert, Homer seit dreitausend Jahren: aber ihren Kindern haben sie eine unvergängliche Jugend mitgegeben, deren Blut fließt immer noch warm und feurig, die haben nichts von ihrer ersten Kraft eingebußt. Wenn wir als alte Leute vielleicht einmal im Theater sitzen, wird irgendein achtzehnjähriges Gretchen über die Bühne gehen, als käme es zum ersten Male, und wird Augen, von denen heute niemand weiß, Tränen entlocken, als seien es die ersten, die um sein Schicksal geweint werden. Das sind Homer, Shakespeare und Goethe selber, die in ihren Gestalten unsterblich fortlebend uns ans Herz greifen. So lebendig sind ihre

Geschöpfe, daß wir fast meinen, die Natur habe sie gesetz-
mäßig hervorgebracht, und nicht die grubelnde, erfindende
Phantasie eines Dichters sie wie aus dem Nichts hervor-
gerufen

Die Zeiten aber, in denen Goethe uns so fern stehen wird,
sind weiter Zukunft vorbehalten Einstweilen freuen wir
uns des Überflusses, den wir an Nachrichten aus seinem
Leben haben Eine unserer wichtigsten Aufgaben bleibt,
aus dieser Masse heraus das Bild Goethes zu gewinnen,
das uns am meisten fordert und dem wir am meisten ver-
trauen

Dies Bild uns zu formen, wollen wir nun den Versuch
machen

ERSTER THEIL
DER JUNGE GOETHE
1749—1775

FRANKFURT — LEIPZIG — FRANKFURT

1749—1770

Goethes Leben teilt sich in zwei den Jahren nach ungleiche Halften die Frankfurter Zeit, 1749—1775, und die Weimarer Zeit, 1775—1832

In die Frankfurter Zeit fallen die Anfänge fast all seiner Werke ersten Ranges Zur öffentlichen Erscheinung gebracht werden in ihr „Gotz“, „Werther“ und „Clavigo“ Die Weimarer Zeit muß noch einmal geteilt werden Ein Ganzes für sich bilden die ersten zehn Jahre vom 26 bis 36 seines Lebens Goethe, als er nach Weimar ging, hatte es aufgegeben, Dichter zu sein vor allem andern es herrscht der ernstliche Vorsatz bei ihm, nun, da er im Dienste eines Fürsten eine höchst verantwortliche Stellung übernommen hatte, seine ganze Kraft dem zu widmen, was der Herzog und das Land von ihm verlangen durften Nur die Nebenstunden bleiben für dichterische Arbeiten übrig In dieser Epoche wird fertiggebracht „Iphigenie“ in ihrer prosaischen Gestalt, „Tasso“, „Egmont“, „Wilhelm Meister“ und „Faust“ — sämtlich aus Frankfurt mit herübergetragen — werden fortgeführt

Jetzt folgen die in die Mitte der beiden Weimarer Epochen fallenden Jahre in Italien wir können diese inhaltreiche Zeit, 1786 bis 1788, als Abschluß der ersten oder als Beginn der zweiten ansehen In ihr empfangen „Iphigenie“, „Tasso“ und „Egmont“ eine neue, vollendete Form. „Wilhelm Meister“ und „Faust“ werden gefordert Goethe kehrt nach Weimar zurück, und die ausgedehnte

letzte Periode seines Lebens nimmt dort ihren Anfang Der Zwiespalt in seiner Brust über das, was er selbst und andere von ihm fordern konnten, ist gehoben Eine ruhige Weiterentwicklung bis zur letzten geistigen Höhe und Klarheit vollzieht sich, unabhängig von äußeren Verbindungen Auch das Zusammengehen mit Schiller, das auf eine Reihe von Jahren so tief eingriff, bildet keinen Abschnitt für sich

In dieser langen Jahresreihe folgen nun aufeinander der endlich abgeschlossene „Wilhelm Meister“, „Hermann und Dorothea“, „Die natürliche Tochter“, das Buch über Winkelmann, „Die Wahlverwandtschaften“, „Dichtung und Wahrheit“, die „Italienische Reise“, der „Westöstliche Diwan“ und „Faust“ Immer begegnen wir „Faust“ An ihm beginnt Goethe als Student, und hört nicht wieder auf, an ihm fortzubilden Das Ende wurde handschriftlich hinterlassen und erst nach seinem Tode gedruckt

Halten wir nun daran fest, bei dem geschichtlichen Aufbau des Lebens Goethes immer an die Werke anzuknüpfen, welche im Laufe der drei Epochen zur Erscheinung oder Vollendung kamen, und zwar in der äußeren Folge, in der dies geschah, so gewinnen wir auf die einfachste Weise unsern Plan Meine Darstellung beruht deshalb nicht auf einer besonderen, mir eigentümlichen Einteilung des Stoffes, sondern schließt sich den natürlichen Abschnitten des Lebens und der fortschreitenden Tätigkeit Goethes an. —

Das Material, welches uns für die Betrachtung Goethes zur Verfügung steht, ist ein sehr ausgedehntes Hier wird, um einen Überblick zu geben, meine Einteilung schon eine willkürlichere, aber es kommt wenig darauf an, welche Kategorien wir bilden, wenn von diesen nur alles umfaßt wird Ich scheide den Stoff in zwei Massen die eigenen und die fremden Zeugnisse

Nehmen wir die fremden Zeugnisse zuerst

Aus der alles gewöhnliche Maß übersteigenden Ausbrei-

tung des Verkehrs, in welchem Goethe bis zu seinem Tode mit mehreren Generationen der Mitlebenden gestanden hat, ergibt sich, welch ein Feld zu durchforschen sei. Kaum hat während der funfzig Jahre, während deren wir Goethe im vollen Besitze seiner Macht sehen, ein bedeutender Mann in Deutschland gelebt, dem, sei es aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter oder aus der mit seinen Werken, nicht einmal im Leben die Gelegenheit, wir können fast sagen aufgedrungen worden wäre, zu formulieren, wie er zu Goethe stehe. Diese Urtheile, Bekenntnisse, oder in welcher Gestalt sonst man sich aussprach, sind öfter gesammelt, und ganze Reihen solcher geistiger Wechselbeziehungen zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht worden.

Goethes eigene Zeugnisse dagegen sind dreierlei Art. Erstens die Werke, als wichtigste Gradmesser für die wachsende Kraft, zweitens die Tagebücher und Briefe, als unverfänglichste Dokumente für die einzelnen Tage und Stunden, drittens die eigenen biographischen Versuche, als Beweise, wie sein Leben als vollendetes Werk vor Goethes Blicken selber stand.

Auch diese zweite Abteilung des Stoffes bietet sich in enormem Umfange dar und gewahrt so viel, daß es schon der Erfahrung bedarf, um sich darin zurechtzufinden. Goethes Eigentümlichkeit war, unablässig über sein Tun und seine Gedanken sich selbst und andern Rechenschaft abzulegen. Es ist, als hätte die Natur vorausgesehen, wie einmal jede Stunde dieses Lebens von Wichtigkeit sein könne, und Goethe deshalb mit seiner so außerordentlichen Fähigkeit ausgestattet, unsern Wünschen hier entgegenzukommen. Goethe war das größte Reporter-Genie, Feder und Papier sein angeborenes Werkzeug. Das Hochste, wozu sich seine Begeisterung steigert, wenn er, mit sich allein und dem Eindruck der Dinge hingegeben, nach einer Äußerung seiner Gefühle sucht, ist — falls die Gedanken nicht zum Ge-

dichte werden — daß er so treu als möglich niederschreibt, wie ihm zumute sei. Uns heute ist die dem vorigen Jahrhundert so natürliche Vertrautheit mit Feder und Papier längst in dem Maße abhanden gekommen, daß es eines Hinweises auf diese Eigentümlichkeit früherer Generationen bedarf. Im Momente der Empfindung selber suchte man, mit Worten nachzeichnend, was man fühlte, ihren Genuß zu erhöhen. Nicht im Gedanken an andere zuerst, sondern für sich selber. Nicht in der Absicht, mit diesen Aufzeichnungen bestimmte literarische Wirkungen zu erzielen, sondern nach der Feder greifend, als sei es unmöglich zu empfinden, ohne niederzuschreiben, was empfunden wird. Solcher Seiten haben wir eine Fülle von Goethes Hand. Manche seiner Werke sind wie aus ihnen zusammengesetzt. Keines, das nicht innere Erlebnisse Goethes enthielte, von den Händen seiner Phantasie umgeformt, bis das Individuelle hinausgearbeitet und in allgemeine Linien aufgelöst worden ist. Die verschiedenen Personen derselben Dichtung sind oft immer wieder nur Goethe selbst, so daß in manchem Dialoge Goethe nur mit sich selbst redet. Deshalb bilden Goethes Werke, wenn sie nicht durch indiskrete Deutung mißbraucht werden, einen so wichtigen Bestandteil des Materials für die Geschichte seines Lebens —

Mit der Betrachtung dieses Lebens beginne ich jetzt. Als Quelle für die Kenntnis der ersten Frankfurter Epoche hat zuerst Salomon Hirzel in Leipzig in einer vorzüglichen Zusammenstellung alle Arten der eigenen Zeugnisse Goethes herausgegeben. Hirzel besaß damals die umfangreichste Sammlung Goethescher Drucke und handschriftlicher Reliquien. Im „Jungen Goethe“ sind Briefe und Werke, beide der Zeitfolge nach, gedruckt, und zwar die Werke in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung, während sie heute gewöhnlich in den später von Goethe gemachten Überarbeitungen gelesen werden.

Hauptquelle für die Anschauung der Kindheit und der Junglingszeiten Goethes bleibt jedoch selbst neben dem Wichtigsten, was jene authentischen Aktenstücke bieten konnten, Goethes eigene Erzählung, die unter dem Titel „Dichtung und Wahrheit“ in aller Welt Händen ist

Goethe verfaßte seine Selbstbiographie auf Grund unzureichenden Materials. Er war fast sechzig Jahre alt, als er sich ernstlich daran machte. Sorgfältig pflegte er zu sammeln und in Ordnung zu halten, was irgend von Wichtigkeit für seine Erinnerung sein konnte, und trotzdem mußte er jetzt eine selbstverschuldete große Lucke bedauern. Im Jahre 1797, vor einer, weil der Krieg dazwischen kam, nicht zur Ausführung gebrachten (zweiten) Reise nach Italien, hatte er alle bis dahin an ihn gerichteten Briefe verbrannt. Uns heute erscheint der Verlust nicht so groß, da uns Goethes eigene Briefe, die allmählich hervorkamen, zu Gebote stehen; allein von diesen konnte er selber damals gewiß nur wenig benutzen, da er erst später die Gewohnheit annahm, Abschriften seiner Briefe zurückzubehalten.

Es läßt sich erkennen, daß die Ereignisse seiner frühen Jugendzeiten in seiner Erinnerung eine mythische Gestalt angenommen hatten. Aber wir vermögen doch nicht zu beurteilen, ob die gleichsam organische Verwirrung hier anzunehmen sei, welche immer entsteht, wenn die Erinnerung allein über Langstvergangenes zum Bericht veranlaßt wird, oder ob Goethe, weil er in seiner Biographie zugleich ein Kunstwerk liefern wollte, absichtlich frei mit dem Verschieben der chronologischen Daten und des Inhaltes der Ereignisse vorging. Genug, daß solche Verschiebungen sich nachweisen lassen.

Es könnte nun scheinen, als habe Goethe aus dem Gefühle dieser Sachlage heraus den Titel „Dichtung und Wahrheit“ gewählt und der „Dichtung“ deshalb die erste Stelle gegeben.

Dem jedoch ist nicht so. Nirgends läßt sich nachweisen, daß

Goethe seinen Erlebnissen etwas „zugedichtet“ habe Nirgends gewahren wir eine Verletzung des wahrhaftigen Kolorits Wo neue Quellen sich auftun, bestätigen sie meist Goethes Erzählung Was sich an Irrtümern oder Umgestaltungen aufbringen läßt, ist geringfügig neben der großen Masse der mit zutreffender Richtigkeit geschilderten Ereignisse und Charaktere Wir besitzen in Goethes eigner Lebensbeschreibung eine Erzählung, welche durch und durch als eine wahrhaftige bezeichnet werden kann

Allerdings klingt die Zusammenstellung der beiden Worte „Dichtung und Wahrheit“ herausfordernd genug Dies ist sogleich von den Freunden Goethes empfunden sowie von seinen Gegnern ausgebeutet worden und hat endlich zur Folge gehabt, daß Goethe, welcher auf dergleichen sonst nie Rücksicht nahm, sich über seine Absichten erläuternd ausgesprochen hat An verschiedenen Stellen ist dies geschehen, so daß heute keinem Zweifel unterliegen kann, was bei dem Titel „Dichtung und Wahrheit“ gemeint war. Goethe wollte sagen, daß er aus seinem Leben nur die Tatsachen zur Erzählung ausgewählt habe, welche seinem rückwärts sehenden Auge als Stufen seiner höheren Entwicklung erschienen Indem er das übrige fortließ, empfing das von ihm Gewählte eine einfachere, edlere, mehr künstlerische Struktur, bedurfte eigener Übergänge und gestaltete sich in diesem Sinne zur Dichtung, der gleichwohl die Wahrheit nicht abging

Dieses Verfahren aber hat nicht allein die Schönheit, sondern auch den Wert des Buches nur erhöht Es ist wichtiger für uns, zu sehen, wie Goethe die Tage seiner Kindheit und seines Junglingsalters im Verhältnisse zu seinem gesamten Lebenslaufe in der Seele sich abspiegeln und wo er die ersten Schritte seiner späteren Bahn erkennt, als wenn uns, von ihm oder von andern, massenhaft aktenmäßig sichere Notizen über seine Vergangenheit zu Gebote gestellt worden waren, aus denen heraus, durch bloße Schich-

tung, sich niemals ein organisches Gefüge entwickeln konnte

Goethe, indem er sein Leben so als Dichtung und Wahrheit darstellt, gibt nur den Inhalt seiner Frankfurter Zeit. Die Erzählung reicht bis zu seiner Abreise von Frankfurt nach Weimar im Jahre 1775. Ihm deuchte es genug getan, vielleicht auch allein möglich, in seinem Berichte bis zu dem Punkte vorzuschreiten, wo sich das Kind zum Manne entwickelt hatte. Für die Darstellung seines späteren Lebens wählte er die annalistische Form. Er gibt nach bestimmtem Schema ausgefüllte Jahresberichte. Der Vergleich beider Methoden läßt recht erkennen, wieviel wir der früheren verdanken.

„Dichtung und Wahrheit“ hat am meisten dazu beigetragen, den Jugendzeiten Goethes in unseren Augen das entschiedene Übergewicht zu geben, das heute dahin geführt hat, neben der Gestalt des ganzen, großen Goethe die des „jungen Goethe“ als besondere Schöpfung in unserer Literaturgeschichte aufzurichten.

Goethes späteres Leben empfängt durch den Sonnenglanz, der aus „Dichtung und Wahrheit“ uns entgegenstrahlt, einen Schleier, der die Farben abschwächt. Selbst die „Italienische Reise“, in der sein Leben in den für ihn vielleicht wichtigsten Jahren mitgeteilt wird, kommt nicht dagegen auf. Soweit ich die Literaturen kenne, gibt es überhaupt nur eine einzige Arbeit, welche mit „Dichtung und Wahrheit“ konkurrieren konnte: vielleicht diejenige zugleich, welcher Goethe die Methode ablernte. Jean Jacques Rousseaus „Confessions“, in denen er auch nur die erste Hälfte des Lebens erzählt und in denen dieselbe wunderbare Verschmelzung des Allgemeinen und des Individuellen herrscht, die hervorzubringen großen Schriftstellern allein gelingen kann. —

Es ist bekannt, daß Goethe den 28 August 1749 in Frankfurt am Main zur Welt kam. Das väterliche Haus am Hirschgraben steht noch. Von innen und außen in veränderter Gestalt, aber durch die Gesellschaft, welche es angekauft hat, in den alten Stand gesetzt, auch mit vielerlei Reliquien angefüllt. Was die früheren Veränderungen anlangt, so bildet die Erzählung des Umbaues, welchen Goethes Vater in der seinem Charakter entsprechenden wunderlichen Pedanterie vornahm, eine der bekanntesten Episoden in „Dichtung und Wahrheit“.

Jahrzehntelang ist ein Dachzimmer im Hinterhaus für die Wohnstätte in Goethes Jugend gehalten worden, entsprechend dem Bild der „Dichterkammer“, das Bettina ihrem Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ voranstellte. Aber es kann kein Zweifel walten, daß Goethe das Giebelzimmer im Dachstock bewohnt hat. „mein hubsches Giebelzimmer im Mansard“. Er beschreibt den Blick vom Fenster aus, über den fließenden Brunnen unten im eigenen Hofe, über fremde Häuser und Garten hin bis zum Horizonte hinüber. Man glaubt die Luft mit zu atmen, die da zu ihm einzog, und die Wolken schwimmen zu sehen, denen sein Auge folgte. Goethe hat sein lebelang dieses Bedürfnis gefühlt, von dem Orte zu sprechen, wo er sich befand, gleichsam die Atmosphäre zu zerlegen, die ihn umgab. Bei allen seinen Dichtungen ist das Örtliche mit einer Genauigkeit beschrieben und in Gedanken festgehalten, daß sich Landkarten aufzeichnen ließen der Wege, die seine dichterischen Gestalten gewandelt sind. Das Meer, über dessen Wellen hin Iphigeniens Augen die Heimat suchen, hat seit Homer niemand so lebhaftig vor unsern Ohren rauschen lassen als Goethe. Der Park, in dem der Roman der Wahlverwandtschaften sich abspielt, ist uns so vertraut, als kennen wir alle Gänge darin. Das Haus in Frankfurt steht in solcher Wirklichkeit vor uns, daß wir uns im Dunkeln darin zurechtzufinden vermeinen. Indem Goethe so auf

ganz materiellem Grund und Boden die Geschichte seiner Kindheit aufbaut, verleiht er seinem Berichte darüber diesen äußersten Grad von Glaubwürdigkeit, mit dem sie uns anmutet. Und als Umgebung des elterlichen Hauses zeichnet er mit der gleichen Sicherheit seine Vaterstadt. Was wäre das alte Frankfurt heute in der Erinnerung der Menschen ohne diesen vornehmsten aller Chronisten? Was „Dichtung und Wahrheit“ nicht enthält, das tragen Goethes Briefe hier nach. In jeder Tageszeit, in jeder Jahreszeit führt er uns durch die Straßen seiner ehrwürdigen Vaterstadt. In der Neujahrsnacht läßt er uns vom geöffneten Fenster in die Stille herablauschen und jeden Ton uns mit durchzittern, der sie durchbrach. Von der Mainbrücke herab sehen und hören wir, nachts neben ihm stehend, die dunkeln Wellen ihm entgegenströmen in zweifelhaftem Mondlicht. Morgens, bei Tagesanbruch, erleben wir an seiner Seite das Aufwachen des städtischen Getriebes. Goethe ist unerschöpflich in Wendungen und Wortverbindungen, um das fluchtige Gefühl, die Ahnungen des Momentes festzuhalten, in denen er solche Eindrücke aufnahm und weitergibt.

Wir heute sehen auf diese Frankfurter Dinge, auch wenn sie Goethe noch so leibhaftig vor uns hinstellt, schon aus größerer Ferne und mehr aus der Vogelperspektive herab: wir fragen nach der Stellung, die die alte Freie Reichsstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland einnahm. Goethes Darstellung weicht für unser Auge schon zu weit zurück. Es lebt im Gedächtnisse der Menschen keine Wissenschaft mehr dieser Verhältnisse, die, als Goethe schrieb, jedermann noch frisch genug im Gedächtnisse waren.

Städte sind vorübergehende historische Erscheinungen. Sie schließen sich, sie lösen sich auf. Heute, wo jede Stadt fast wie die Vorstadt der anderen erscheint, begreift man die Zeiten kaum, wo, umfaßt von uralten, unverrückbaren

Mauern, eine Anzahl unabhängiger Republiken als fast einzige Bildungsstätten den deutschen Boden bedeckten. Im 13. Jahrhundert kamen diese Staaten im Staate, die deutschen Freien Städte, empor als ein Bund in politischem Zusammenhange stehender Festungen, deren jede ihr aller-eigenstes Gemeinwesen besaß und selbst dem Kaiser die Tore zu verschließen gesonnen war, wenn ihre Freiheiten von ihm angetastet werden wurden.

Republiken haben immer auf der Herrschaft weniger, mächtiger Familien beruht, so auch die der deutschen Freien Städte. Vom 13. bis 15. Jahrhundert läuft ihre Heroenzeit. Zerstört wurde ihre Macht im Zeitalter der Reformation, als klar geworden war, daß die großen Gedanken nur durchdrangen, wenn an jeden, auch den Geringsten im Lande, appelliert werden konnte. Zur Herrschaft der Massen kam es damals nicht, wohl aber zur Herrschaft derer, denen außerhalb der Städte die Massen gehorchten: der Landesfürsten.

In den Städten waren zudem die alten großen Geschlechter erschöpft. Über eine gewisse Anzahl Generationen halten Familien ohne Zufluß ganz frischen Blutes niemals aus. Dieser Zufluß versiegte. Die große Masse des Volkes drängte sich nicht mehr in die Mauern, um das zu geistig werdende Blut dort zu ersetzen, es erschien vorteilhafter, Fürsten zu dienen, als Bürgern zu gehorchen.

So standen die Dinge im Zeitalter der Reformation unentschieden in allmählich sich vollziehender Umgestaltung — denn die Macht der Fürsten kam langsam auf, und die der Städte war noch lange nicht gebrochen —, als der Dreißigjährige Krieg, diese furchtbare, von außen her zu uns hineingetragene und künstlich genährte Krankheit, alle die jungen Triebe unserer Fortentwicklung welk werden und absterben ließ.

Mir ist die kulturhistorische Bedeutung dieses Krieges nie so klar vor die Seele getreten als eines Tages, wo ich im

vereinsamten Garten Boboli in Florenz die heute kaum mehr angesehene monumentale Inschrift aus jenem Jahrhundert las, der „Öffentlichen Glückseligkeit“ geweiht, „welche in Italien alle Künste des Friedens habe gedeihen lassen, während in der Ferne, draußen, der furchtbare Krieg alle Saaten des Friedens bis in die Wurzeln zertrat“ Der Dreißigjährige Krieg bewirkte einen geistigen und physischen Stillstand bei uns Als der deutschen Wüstenei der Frieden wieder geschenkt worden war, fand sich, daß man nur älter geworden war, nichts sonst Fürstentümer und Städte bestanden noch, erschöpft die einen wie die anderen, nebeneinander Langsam, langsam setzte sich das Emporkommen der Landeshoheiten und das Herabkommen der Städte bei uns fort, dann aber stand alles still in Deutschland Es war, als sei es überhaupt nicht mehr möglich, daß Ereignisse irgendwelcher Art kamen, welche die nationale Entwicklung beschleunigten Und so herrschten in den Zeiten, in die Goethes Geburt fällt, Zustände bei uns, die ein Luftzug, wie er heute um jede Ecke bläst, umgestürzt haben würde zum Niemals-Wiederaufstehen, und welche damals fest- und fortbestanden, als seien diese pappernen Quadersteine wahr und wahrhaftig aus echtem Felsen zugehauen Diese bloße Fiktion eines eigenen politischen Daseins ist es, die Goethe im Bilde seiner Vaterstadt Frankfurt so leibhaftig darstellt, als wenn wir sie miterlebten

Immer noch thronten um 1750 die Reichsstädte frei, stolz und unantastbar, mit Mauern, Türmen und Toren. Immer noch zogen ihre Bürger im Pompe des hergebrachten Regierungsapparates einher Mit dem Schimmer uraltehrwürdiger Herrlichkeit war das umkleidet Ungeheurem Bedarf an gegenseitiger Hochachtung in allen nur denkbaren Formen wurde täglich genügt. Hochverrat, an diese Formen zu rühren. Diese gravitatischen Bürger aber in wirklicher Wehr und Waffen als mannhafte Verteidiger ihrer Mauern

zu denken oder gar sie in den Krieg ausziehen zu sehen, wie die Nurnberger etwa, die unter Pirkheimer zum Kaiser als Hilfstruppen stießen, ware im Traume eine Unmöglichkeit gewesen Hartgesotten in ihrem eigenen Fette, wie wunderliche Backerware, mit Zucker bestreut und mit Rosinen betupfelt, glaubten diese Herren sich genugsam geschützt, wenn sie in den verwickelten Rechtsverhältnissen, auf denen allein ihre Existenz beruhte, die rechten Wege kannten Die Magistrate ohne Initiative, die Bewohner ohne das Gefühl, daß etwas geandert werden könne Die Idee eines politischen Zusammengehens Deutschlands, einer Bewegung im Ganzen, unfaßbar Keine Vertretung der Interessen, keine berechtigten Debatten, keine Parteien im heutigen Sinne, nicht einmal öffentliche Wünsche Jede Stadt für sich, jedes Haus für sich, jeder Bewohner für sich

Dies muß erwogen werden, um den unschätzbaren Wert zu bezeichnen, den das einzige in jenen Zeiten unabhängige Element bei uns besaß die Literatur Es gab keine politische Institution in Deutschland, wo der freie, energische Charakter eines Mannes zur Entwicklung hatte kommen können aber es gab bei uns „die Republik der Gelehrten“¹

Nur Gelehrsamkeit und Dichtkunst boten Gelegenheit, mit dem Volke im allgemeinen in Berührung zu kommen Sie einzig gestatteten, öffentlich in Begeisterung zu geraten, sich zu entwickeln angesichts eines erwartungsvollen, teilnehmenden Kreises, der damals nicht so unbestimmt und formlos wie heute den Schriftsteller umgab, sondern disziplinierter und in reinerem persönlichen Zusammenhange die Männer, welche einmal das öffentliche Vertrauen erworben hatten, trug und forderte und zugleich von ihnen abhängig war

Nun, Goethes Geschichte seiner Kindheit und Jugendzeit enthält dieses Sie zeigt einen Knaben, der so recht im uppigsten Gartenboden des reichsstädtischen Wesens aufwächst Der von einem reichen, pedantischen, angstlichen

Vater für eine behagliche Fortsetzung der eigenen Existenz mit aller Absicht erzogen und zugerichtet wird. Um den sich, vom Heraustreten aus der ersten Kindheit an, von hundert Seiten her die groberen und feineren Faden herumlegen, woraus sich die Schlingen drehen, die ein Entinnen aus dieser Welt von Jahr zu Jahr unmöglicher machen. Der seinerseits aber im leise sich regenden Gefühle, so in eine ungeheure Knechtschaft zu geraten, sich loszumachen sucht, bei dem die Sehnsucht nach Freiheit immer stärker wird, der immer kraftiger sich losreißen will und nur immer tiefer zurücksinkt. Bis er endlich im letzten Momente, wo es uns, die wir die Dinge werden sehen, selber fast unmöglich scheint, daß eine Befreiung noch gelingen könne, mit einem gewaltigen Rucke dennoch durchbricht und, indem er seine Vaterstadt für immer verläßt, in eigener Wahl den Boden sucht und findet, auf dem eine seiner Natur entsprechende Entwicklung möglich wird. Diesen Prozeß als den Inhalt seines Jugendlebens gezeigt zu haben, schien Goethe das Wichtigste. Seine späteren Erlebnisse haben mit dieser ersten, großen Katastrophe nichts gemein. Dies der Grund, weshalb „Dichtung und Wahrheit“ an dem Punkte abbricht, wo Goethes Frankfurter Schicksale ihr Ende erreichen.

Goethes Vater war Kaiserlicher Rat. Er hatte sich diese Würde verschafft, um den Glanz dadurch zu ersetzen, der ihm in betreff städtischer Vornehmheit den ganz alten Frankfurter Patriziern gegenüber abging. Seine Familie gehörte nicht zu den allervornehmsten. Goethes Vater stand den städtischen Ämtern fern, die Verwandten der Mutter aber waren Schöffen und Schultheißen. Dem Sohne sollte nun zufallen, was dem Vater versagt blieb. Die andern Kinder waren sämtlich früh gestorben. Wolfgang und seine Schwester Cornelia blieben als die einzigen den Erziehungskunsten des Vaters anheimgegeben, den nur dies einzige Interesse noch belebte. Sie wuchsen in einer

Bewachung auf, die den Kindern heute selten zuteil wird. Mit einer Beaufsichtigung wurde der junge Goethe erzogen, welche heutige Söhne in Schrecken setzen würde. Nicht mit Strenge, sondern mit unablässigem Aufpassen. Keine Staatsgewalt hatte sich damals anmaßen dürfen, anzuordnen, was mit Kindern, in einigen Hauptsachen wenigstens, zu geschehen habe, so daß ein gewisses Quantum frischer Luft von Staats wegen in jede Kinderstube hineingepumpt worden wäre. Goethe beschreibt, unter wie wunderbar sich kreuzenden Einflüssen er geistig so emporkam. Im warmen Schoße der Familie empfindet er keinen Hauch der rauhen Wirklichkeit, wie die etwa war, unter deren Windstoßen Schiller sich in die Höhe arbeitete. Keine Spur der Durftigkeit Lessings oder der jammerlichen Armut Winkelmanns, die, bei jedem Wetter unter freiem Himmel, hier und da ausnahmsweise nur einem milden Sonnenstrahle begegnen. Bei Goethe die Gaben der Welt im Überflusse. Mit diesem Überflusse aber eine Beraubung der persönlichen Freiheit verbunden, gegen die, weil sie wie feiner Ather Goethes ganze Existenz umhüllte, kein Widerstand möglich war. Goethe, in vielen Dingen mit seiner Schwester zugleich unterrichtet, wird fast mehr auf den Umgang mit Frauen als auf den mit Männern vorbereitet. Inmitten des allmächtigen Stadtklatsches, welcher damals Zeitungen und öffentliches Leben ersetzte, lernt er sich von früh ab als geschulter Diplomat zwischen den Häusern bewegen, mit denen seine Verwandtschaft ihn in Berührung brachte. Er dringt in die Intimität der vielen Originale ein, welche in abgelegenen Ecken hangend sich in seltsam selbstgezogenen Kreisen bewegen, in die keine Hand hatte hineingreifen dürfen. Er durchstöbert die Winkel der Stadt, lernt mehr und mehr den gesamten Organismus kennen, als dessen Teil er sich selber betrachten mußte. Zu natürlich, daß dieser Kenntnis allmählich die Einsicht entspringt, daß ihm selber doch auch nur beschieden sei, früher oder später als



Johann Caspar Goethe
Goethes Vater

aktiver Mitarbeiter dies wunderliche Wesen fortsetzen zu helfen. Was denn irgend anderes konnte das Schicksal mit ihm vorhaben? Wo denn anders konnte ihm eine Zukunft bereitet sein als in Frankfurt? Deutschland fehlte der gegebene Punkt, der ein junges Talent mit geheimer unwiderstehlicher Kraft angezogen hatte. Wir besaßen kein Paris, wohin Corneille, Racine, Molière, gleichgültig woher sie kamen, sich wandten, als ihre Zeit gekommen war, kein London, wohin Shakespeare aus Stratford ging. Welche Stadt hatte einen reichen Burgersohn damals von Frankfurt auf die Dauer fortlocken können? Wien lag weit ab eine katholische, halb italienische, spanische Residenz. Berlin war arm und fern von der reichen Mitte Deutschlands. Und so sehen wir Goethe mit sechzehn Jahren zum Rechtsstudium nach Leipzig abfahren, und sein Lebensplan ist bereits in alle Zukunft hinein festgestellt. Er wird Doktor werden, wieder nach Hause kommen, Advokat werden, eine reiche Patriziertochter heiraten, in städtische Ämter allmählich hineinaltern, dann seines Vaters Haus übernehmen und hoffentlich, wenn er stirbt, einmal Bürgermeister gewesen sein.

Wir lesen in „Dichtung und Wahrheit“ und finden es in dem aus diesen Jahren erhaltenen Briefwechsel Goethes bestätigt, daß er als Leipziger Student nicht viel mehr tat, als das in Frankfurt begonnene enge Leben fortzusetzen. Freilich flossen die Elbe und die Pleiße durch ein anderes Land, als die Gelände waren, durch welche Main und Rhein gingen. Alles war anders in Leipzig, und doch völlig das gleiche! Auch auf der ehrwürdigen Universität herrschte nur ein von Ehrfurcht schützend umgebautes Fortvegetieren. Allerdings berührte die allgemeine geistige Bewegung, welche, von Frankreich ausgehend, Europa mit einer ersten leisen Bewegung hier und da ins Zittern brachte, auch Leipzig. Lessing und Herder arbeiteten be-

reits und machten Aufsehen in Deutschland. Hauptpersonen in Leipzig blieben aber doch Gellert und Gottsched, als die beiden Orakel, von denen der Student, der Literatur horen wollte, seine Gedanken zu erwarten hatte. Gottsched, der pedantische, gedankenlose Vertreter der alteren franzosischen Bildung, von Goethe in seiner fischen Grandezza kostlich dargestellt, Gellert, alt und unbeweglich, ein feiner Mann, der das Neue mit offenen Augen verfolgte, aber es, selbst indem er es nachahmte, nicht verstand. Gellert hat seine altvaterisch angelegten Lustspiele in der neuen Form der weinerlichen Komodie geschrieben und eine lobende Abhandlung uber dieselbe verfaßt, er hat sogar in seinem Romane „Die schwedische Grafin“ etwas ganz Tolles verfaßt, das mit jedem Sensationsroman um den Preis streiten konnte. Und doch ist alles bei ihm veraltet. Ich hatte fur Gellert eine besondere personliche Verehrung. Er war der Lieblingsschriftsteller meiner guten seligen Mutter, die mir seine Lieder zumal immer wieder eindringlich empfohlen hat. Ich habe seine Schriften fruh zum Geschenk erhalten, sie fürs „Deutsche Worterbuch“ exzerpiert und genauer kennengelernt, als sonst der Fall gewesen ware. Ich kann mir doch nicht helfen, in Gellerts Charakter die Mischung von Wohlwollen und Freundlichkeit mit Unterwurfigkeit und Trockenheit und die Abwesenheit eines freien Gedankenfluges unertraglich zu finden. Goethe verehrte Gellert, ist ihm aber niemals naher getreten. Es verdroß ihn, daß Gellert in seinen Literaturvorlesungen die neueren Schriftsteller, zu denen die Jugend damals aufsah, uberging, als waren sie nicht da. Dagegen verdankte er Gellert den Hinweis auf Verbesserung der eigenen Handschrift, welche Gellert von seinen Zuhorern verlangte, weil eine hohere Selbstachtung der eignen Person in dieser Sorgfalt liege. Goethe war solchen Ermahnungen zugänglich. Wie bei ihm trotz allen Lebensgenusses das Achthaben auf die Regelung seines inneren Lebens

stets hervortrat Sein ältester Brief, aus dem Jahre 1764, enthält die Bitte um Aufnahme in eines der Bünde, welche damals bei uns aufkamen und deren Zweck die „Tugend“ war Dieses Wort, das heute, obgleich es an seinem Adel nichts eingebüßt hat, dennoch einer gewissen an Inhaltslosigkeit grenzenden Allgemeinheit wegen immer seltener gebraucht zu werden pflegt, war damals prägnanter Inhalt voll und bezeichnete im tätigen, strebenden Sinne das höchste geistige Gut, das dem gebildeten Menschen erreichbar dunkte

Wir sehen Goethe also in Leipzig das gewohnte kleinstädtische Treiben fortsetzen Es herrschte dort, gehoben vom Abglanz des Dresdener königlichen Hofes, zugleich aber als echte, einheimische Spezialität, die Leipziger „Galanterie“. Die Studenten konnten nicht roh umherlaufen wie die Renommisten in Jena und Halle Goethe bequeme sich diesem feineren Leben an Suchte, woran er gewohnt war, Häuser, in denen man behaglich aus- und einging Hatte seine weiblichen Bekanntschaften und Liebesverhältnisse Huldigte in dem, was er dichterisch produzierte, dem herrschenden Geschmack, und kam endlich nicht viel anders zu Hause wieder an, als er gegangen war

Shakespeares Dramen sind von Goethe in Leipzig bereits bewundert worden Einfluß auf seine dortigen eigenen Arbeiten aber hat er ihnen nicht gegönnt Er nennt damals schon Wieland und Shakespeare seine Lehrmeister in der Poesie in Wahrheit aber dichtet er als echter Schuler Gottscheds und Gellerts Er beginnt eine Übersetzung des „Menteur“ von Corneille Er schreibt in Alexandrinern „Die Mitschuldigen“ Ruhrte das Stück, für welches Goethe seltsamerweise sein lebelang eine gewisse Zärtlichkeit behalten hat und das er gern vorlas, nicht von ihm her, so wurde heutzutage schwerlich jemand vermocht werden können, es durchzulesen

Als Anfänge seiner lyrischen Dichtung schrieb er dagegen

eine Reihe kleiner Lieder, die als Unterlage musikalischer Kompositionen das erste gewesen sind, was von Goethe im Buchhandel erschien, und bei denen nicht zu verwundern wäre, wenn für jedes einzelne ein französisches Original nachgewiesen wurde. Ihrerzeit sind sie kaum beachtet worden, fanden auch bei Goethes näheren Freunden nur bedingt gnädige Aufnahme. Er hat sie, soweit sie unter seine gesammelten Gedichte aufgenommen wurden, später stark überarbeitet. In diesen kleinen Sachen, meist „galanten“ Inhaltes, offenbart sich zuerst Goethes entzuckendes Talent, mit ein paar simplen Worten oder Wortverbindungen ein Gefühl zugleich leise anzudeuten, zu erschöpfen und doch wieder als unerschöpflich zu geben.

Recht auffallend tritt Goethes Abhängigkeit vom französischen Geschmacke in der äußeren Form seiner damals geschriebenen Briefe hervor. Einige sind geradezu französisch abgefaßt — auch französische Verse von Goethes Maecne laufen dabei unter — alle aber in Disposition wie Gedanken im Tone des damals herrschenden französischen Tandelstiles gehalten, der so mächtig war, daß selbst Voltaire und Friedrich, wo sie von den ernstesten Dingen reden, über diese Manier sich nicht zu erheben vermogen, weil sie die einzige war, die sie kannten. Goethe leistet darin nicht einmal Besonderes. Ihre Lektüre wirkt so niederschlagend, daß die aus „Dichtung und Wahrheit“ in so lieblicher Schilderung herausleuchtenden Figürchen der Leipziger Mädchen und jungen Damen, denen Goethes Huldigung besonders zuteil ward, angesichts dieser Briefe einen nachträglichen Zusatz von Kleinlichkeit, Gewöhnlichkeit und Langeweile erhalten, den sie freilich auch für Goethe selber bald genug empfingen. Sieben Jahre nach seiner Studienzeit kam er wieder nach Leipzig und sah das dortige Wesen mit ungemein ernüchterten Augen an.

Bekanntschaften von entscheidender Wichtigkeit für sein späteres Leben hat Goethe in Leipzig nicht gemacht. Drei

Jahre brachte er dort zu, war ganz heimisch geworden und gedachte wohl, als er im Beginn der Herbstferien 1768 zum ersten Male wieder nach Hause ging, nach Leipzig zurückzukehren. Er machte sich zumeist deshalb fort, scheint es, weil ihm sein unregelmäßiges Leben einen Blutsturz zugezogen hatte, dessen Folgen an Ort und Stelle nicht weichen wollten. Krank und in trüber Stimmung kam er bei seinem Vater wieder an. Nicht einmal tüchtig Jura hatte er getrieben. Monatelang mußte er dasitzen, ehe so viel Gesundheit wieder gewonnen war, um die Studien, wie nun gutbefunden wurde, in Straßburg fortzusetzen. Eine Reise nach Paris, auch wohl nach Italien, wo der Vater gewesen war, sollte den Abschluß bilden. Den 19. Oktober 1765 war Goethe in Leipzig inskribiert worden, den 28. August 1768 reiste er nach Hause wieder ab. Den 2. April 1770 ging er nach Straßburg. Er war schon über zwanzig Jahre alt.

Jetzt erst beginnen die Zeiten, wo jedes Wort aus Goethes Feder ein Denkmal von historischer Wichtigkeit für uns wird. Jetzt auch, zum ersten Male in seinem Leben, begegnet er einem Menschen, von dem er fühlte, daß er mehr sei als er.

Um den Namen dessen gleich zu nennen, der von allen Genossen Goethes den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gehabt hat: Goethe traf mit Herder in Straßburg zusammen.

STRASSBURG UND SESENHEIM

1770—1771

Friederike

Auch in Straßburg wird gleich mit beiden Beinen in den Überfluß des Daseins hineingesprungen. Der Gasthof „Zum Geist“ steht zwar nicht mehr, in dem Goethe abstieg, den Weg von da zum Münster aber, wohin sein erster Gang war, kann jeder heute, wohl ziemlich an denselben alten Häusern vorüber, ihm nachgehen. Viele Tausende haben seitdem oben auf der Plattform des Turmes Goethes eingemeißelten Namen gelesen und seiner gedacht, indem sie das herrliche Land weithin überschauten gleich ihm, und dann wieder in die Häuser der „verzerrten Stadt“ hinabsahen, welche damals noch so gut deutsch war, daß man sich in ihr kaum außerhalb seines Vaterlandes fühlte. Goethes Bedürfnis, Menschen zu sehen und die Welt in wechselnder Verwirrung um sich brausen zu hören, führte ihn rasch in mannigfachen Verkehr hinein. „Mein jetziges Leben“, heißt es in einem seiner Briefe, „ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben-sowenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist.“ Fünf Jahre später, als er zuerst nach Weimar kommt, braucht er genau dasselbe Bild. Niemals in seinem langen Leben ist Goethe diese Schlittenbahn versagt geblieben. Immer ist es mit Sang und Klang vorwärtsgegangen bei ihm, ein vollzähliges Gefolge war stets um ihn her, das er beherrschte und von dem er sich beherrschen ließ. Goethe ist darin wie ein Fürstenkind erzogen worden, um die auch, wenn es mit rechten Dingen zugeht, vom ersten Eintritt in

die Welt gleich ein Gedrange von Menschen zu tun hat, deren Gegenwart niemals ein Ende nimmt

Dieses Straßburger Leben, vom Gesichtspunkte der Schlittenfahrt aus betrachtet, hat Goethe so schon geschildert, daß seine Darstellung für die Stadt denselben Wert einer Chronik hat, wie dies bei Frankfurt und Leipzig der Fall ist. Bei den gebildeten Klassen begann damals erst der Übergang aus echt deutschem in französisches Wesen, den die erste Revolution dann beschleunigte. Im alten französischen Königreiche waren die Provinzen unter sich scharf getrennt. Niemand wäre es damals überhaupt eingefallen, das Elsaß für französisches Land zu nehmen. Die elsassischen Soldaten hießen „les troupes allemandes de Sa Majesté“ und die Elsasser „les sujets allemands du Roi de France“. Goethe hatte durchaus das Gefühl, auf einer deutschen Universität weiterzustudieren, und keine Seele hatte in Frankfurt später etwa den „Straßburger Doktor“ beanstandet.

Goethe läßt dem französischen und dem deutschen Elemente gleiche Vorliebe zuteil werden. Er beschreibt auf das lebenswürdigste die Familie seines französischen Tanzlehrers und nicht minder anmutig die Tracht der deutschen Bürgermadchen: das knappe Mieder und die Nadel im Haar. Er schildert den festlichen Durchzug Marie Antoinettes, der blutjungen Gemahlin des Dauphins. Er stellt uns in das wunderliche Universitätsleben mitten hinein. Er läßt, wie bei Frankfurt und Leipzig, sozusagen keinen Winkel Straßburgs undurchkrochen und unbeschrieben und macht uns vertraut mit dem damaligen Zustande, als wäre man dabei gewesen und hatte man die Straßburger Straßenluft von 1770 selber eingeatmet.

Er beschreibt die Tischgesellschaft, in welche er eintrat. Ein paar alte Jungfern, Lauth mit Namen, kochten für eine Anzahl Leute aus verschiedenen Ständen und Lebensaltern. Obenan saß der Aktuar Salzmann, so etwa der Gellert

Straßburgs, ein trefflicher, untadeliger, alterer Herr (geboren 1722) stadtbekannt und durch seine bürgerliche Vorzuglichkeit der Mann des allgemeinen Vertrauens, auch, obgleich ihm eigentliche literarische Verdienste abgehen, aus der Literaturgeschichte nicht gut auszuweisen. Sein Briefwechsel mit Goethe, welcher auf der Straßburger Bibliothek lag, ist beim Bombardement 1870 mit zugrunde gegangen.

War Salzmann der respektabelste von allen, so war der genialste Lenz, allerdings erst später hinzutretend, als Mentor zweier junger Livländer vom Adel. Lenz ist unter den Freunden Goethes der gewesen, den er am freiesten als Dichter und seinesgleichen neben sich anerkannte und der ihm nachher am meisten Not gemacht hat. Der biederste von allen aber war Lerse, dem Goethe im „Gotz“ ein Denkmal gesetzt hat. Lerse ist nicht alt geworden, er starb 1800 als Lehrer an der Militärschule zu Kolmar.

Ferner saß da Leopold Wagner, der erste, der an Goethe, dessen Meinung nach, einen literarischen Diebstahl vollführte, indem er den Gedanken des „Faust“ in seinem Drama „Die Kindermörderin“ ausbeutete, ein Stück, das leidenschaftliche, höchst lebendig geschriebene Szenen und so wenig Ähnlichkeit mit „Faust“ hat, daß wir heute ohne Goethes ausdrückliche Konstatierung des Plagiats kaum darauf kommen würden. Leopold Wagner ist Goethe auch sonst noch literarisch in die Quere gekommen. Er ist der einzige, der Goethe später einmal dazu gebracht hat, in literarischen Dingen eine öffentliche Berichtigung abzugeben.

Der geistig bedeutendste der Gesellschaft war Jung, nach seinem Schriftstellernamen Stilling meist Jung-Stilling genannt. Seine Selbstbiographie wird immer eines der Bücher bleiben, das gelesen zu haben niemand gereuen kann. 1740 geboren, hat er sich vom Bauernjungen zum Schneidergesellen, Schullehrer und endlich zum Professor und be-

ruhmten Augenarzt heraufgearbeitet Jung lebte ganz in der Idee Er ist einer der Hauptvertreter des zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts weitverbreiteten Pietismus, dessen Anhänger in direktem Verkehr mit den weltregierenden Mächten zu stehen glaubten Goethe hat diesem Wesen von Kind an nahe gestanden und ist erst durch die Erfahrungen, die er mit Lavater machte, grundlich davon geschieden worden Dennoch waren es nur die Personen und nicht die Sache, von der er sich abwandte Fraulein von Klettenberg, die auf seine Jugendentwicklung so großen Einfluß hatte und deren Andenken ihm sein lebelang teuer blieb, ist die reinste und edelste Repräsentantin dieser Richtung des Christentums, die durch die Französische Revolution so völlig bei uns vernichtet worden ist, daß die zurückgebliebenen Reste keinen Begriff ihrer früheren Bedeutung geben Eher wurde, der Geisterverkehr der Spiritisten in England und Amerika damit zu vergleichen sein, waltete nicht der bedeutende Unterschied ob, daß, dem ganzen geistigen Zuschnitte des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend, statt der prosaischen Roheit, mit der diese Dinge später betrieben wurden, die Zartheit, welche ein Kennzeichen des europäischen Lebens vor der Französischen Revolution ist, auch hier sich geltend machte

In Jungs Lebensbeschreibung findet sich eine der frühesten Äußerungen eines Gleichzeitigen über Goethe als jungen Mann Jung beschreibt die erste Begegnung mit ihm, Kramer-gasse 13, wo die Damen Lauth residierten Er hatte sich mit einem Freunde bei guter Zeit dort eingefunden, sie waren die ersten an diesem Tage und sahen die Eßgesellschaft allmählich eintreten Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schonem Wuchse mutig ins Zimmer Dieser fiel ihnen sogleich auf „Das muß ein vortrefflicher Mann sein“, bemerkte Jungs Begleiter leise zu diesem Jung gab das zu, meinte aber, „sie wurden viel Verdruß mit ihm haben, weil er ihn für einen

wilden Kameraden ansah“ Der andere fugte dem noch hinzu „Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt“

Man nahm von den beiden Neuen keine Notiz, nur daß Goethe zuweilen „seine Augen zu ihnen hinüberwalzte“ Bald aber bot sich die Gelegenheit, mehr zu tun Einer von der Tischgesellschaft, ein Mediziner aus Wien, fuhrte die Szene herbei Jung trug eine alte runde Perücke, die er aus Sparsamkeit aufs letzte Haar ausnutzen wollte, und der Wiener warf mit einem Blick auf dieses Stuck die Frage auf ob Adam im Paradiese wohl eine runde Perücke getragen habe Jetzt fuhr Goethe in einer Weise dazwischen die ihn sofort zu Jungs Freunde machte, was er immer geblieben ist Goethe hat Jungs Selbstbiographie herausgegeben

Der Aktuar Salzmann war der Stifter der „Deutschen Gesellschaft“, in welche Goethe eintrat Goethe war mit der Idee nach Straßburg gegangen, sich dort im Französischen recht zu befestigen und sich in Paris endlich den letzten Schliff zu geben Er beschreibt, wie diese Pläne durchkreuzt wurden Die französische Literatur erschien ihm geschmacklos, es kam über ihn und seine Genossen als eine neue, unerwartete Erfahrung Das Gefühl, daß die französische Literatur alt und abgelebt sei, erfüllte die jungen Leute, ohne daß damit politische Gedanken heutiger Art verbunden gewesen waren Sie wußten selbst nicht, unter welchem Einflusse sie hier standen Rousseaus berühmter „Contrat social“, der damals die Welt erregte, war ihnen eine gleichgültige Lektüre, aus der sie nichts zu ziehen verstanden Dagegen wurde Shakespeare verehrt, dessen Kraft und Ursprünglichkeit alles zu übertreffen schien, was die gesamte Literatur sonst darbot

Das waren die Anfänge der Straßburger Zeit Von vielen Seiten strömte Goethe zu, was das gewöhnliche Leben an Vorteilen für den mit sich bringt, der mit Geld gut ver-

sorgt, mit Empfehlungen versehen und von der Natur reich ausgestattet ist. Wie sehr aber zu all solchem Überflusse dennoch besondere Fugungen hinzutreten müssen, wenn die günstigen Bedingungen, die es gewährt, wirklich nutzbar gemacht werden sollen, das zeigte sich auch hier. Es mußte erst der Mann kommen, der Goethe die Welt als lebendiges Ganzes erkennen ließ, der ihm zeigte, wohinaus der Weg ginge für dieses Ganze und wo der einzelne einzugreifen habe, um an der großen Arbeit sich zu beteiligen, deren Resultat wir den „Fortschritt der Menschheit“ nennen. Das Goethe zu gewahren, war Herder vorbehalten, der im Herbst 1770 in Straßburg erschien.

Wir sind heute daran gewohnt, Herder als einen von denen zu betrachten, die nur das Piedestal umgeben, auf dessen Höhe Goethe allein steht. Als Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, war es bald Goethes höchster Wunsch, nur als Planet Herder umkreisen zu dürfen. Was Herders Laufbahn gefehlt hat, ist bereits gesagt worden: die zweite Hälfte seines Lebens gewährte ihm nicht; in breitem Besitztume des Gewinnes der ersten Hälfte froh zu werden. Und für diese erste Hälfte war er doch so wunderbar ausgerüstet worden. Einmal die Entbehrungen wurden ihm zuteil, die in der Jugend überwunden zu haben, energischen Naturen ein fast nicht zu missender Teil der Erziehung ist. Die Einsamkeit und Verlassenheit, die alle Kräfte des Widerstandes im Menschen entwickelt, ohne die das Zurückziehen auf sich selbst und die stoische Tapferkeit und Gleichgültigkeit gegen die Launen des äußeren Lebens kaum erlangt werden können, deren leidenschaftlichen Naturen bedurften, um ihren Weg sicher innezuhalten. Als bestes Geschenk des Schicksals aber wurde Herder früh ein Freund gegeben, dessen Lehren ihm zu einer Zeit, wo man sie aus sich selbst noch nicht findet, würdige Probleme lieferten, an denen seine Arbeitskraft sich proben konnte.

Herder kam 1744 in Mohrungen zur Welt. In einer „nicht durftigen, aber von trüber Mittelmaßigkeit“ befangenen Familie. Mit zwanzig Jahren, wo Goethe noch planlos und unfertig im väterlichen Hause saß, hatte Herder längst die Studentenjahre hinter sich und (1767) auf Grund seiner Fragmente „Über die neuere Deutsche Literatur“ als berühmter Schriftsteller eine Predigerstelle in Riga erhalten. Während seiner Studienzeit (1762—1764) hatte er in Königsberg den Mann kennengelernt, der zuerst seinem Geiste die Richtung auf die höchsten Ziele gab, Hamann. Es ist schwer, über Hamann zu reden. Er steht zu sehr außerhalb der großen Linien, in denen man die Manner der Vergangenheit aufmarschieren läßt, um sie zu überblicken. Hamann muß studiert werden, es läßt sich wenig Vorläufiges, Allgemeines, Andeutendes über ihn sagen. Man hat ihn den „Magus des Nordens“ genannt. Goethe sagt, man werde seine Schriften einst wie die sibyllinischen Bücher lesen. Hamann sucht seine Gedanken gleichsam zu philosophischen Zauberformeln zu machen. Das Wesen einer Zauberformel ist, daß sie mit Worten, die unverständlich oder unzusammenhängend erscheinen, eine plotzliche Wirkung ausübt. Hamann hat Seiten geschrieben, die uns sofort ergreifen, mit der höchsten Erwartung erfüllen und uns nicht loslassen, und deren Sinn doch erst allmählich uns aufgeht, nachdem wir sie einige Male durchgelesen. Ihr letzter Inhalt erschließt sich dann, als erhellte eine plötzlich eintretende Illumination die Worte. Wer Hamann einmal so kennenlernte, teilt ihm seinen Rang unter den Hochsten zu, und immer wieder treffen wir bedeutende Gelehrte an, welche Hamann ihre volle Arbeitskraft widmen. Kaum begreiflich ist seine äußere Existenz. Er war des Brotes wegen Beamter in untergeordneter Stellung, lebte in fortwährenden Bedrangnissen und zeigt in seinen Handlungen eine Mischung von Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit, für die uns die Vergleiche fehlen. Er faßte alle Er-

scheinungen in ihrer Tiefe. Einem feurigen, jugendlichen Geiste wie dem Herders konnte nicht Fordernderes zuteil werden, als in den entscheidenden Jahren der Umgang mit einem solchen Geiste

Der große Kritiker in Deutschland war damals Lessing, Herders Kritik schlug einen neuen Ton an Lessing kannte nur die eine Taktik, mit gefalltem Bajonette dem Gegner auf den Leib zu gehen Er macht keine Gefangenen wenn die Arbeit vorüber ist, ist auch von seinem Gegner nichts mehr übrig. Herder dagegen greift gar nicht an Er sucht seinen Gegner, indem er von allen Seiten mit Gedanken auf ihn eindringt, zum Rückzuge zu bewegen Er ist unerschöpflich in seinen Wendungen Heute steht er weit im Nachteile gegen Lessing, dessen scharfe, kurzangebundene, aufs Ziel dringende Sprachweise nichts von ihrer anfänglichen Verständlichkeit verloren hat, während Herders uppige, in sich verwickelte Perioden, seine eigentümlichen Versuche, sich eine eigne Sprache zu schaffen, in der neue, seltsame Worte und Wortverbindungen zur Anwendung kommen, fremdartig und veraltet erscheinen Herder war ein Dichter und ein Theologe Er wollte überzeugen und beherrschen, aber niemand verwunden In der Tiefe seiner Seele lag ein ruhiger Spiegel, in dem die Geschichte der Menschheit sich als Kunstwerk abzeichnete Die Schönheit und die Kraft seiner Sprache zeigen sich da am reinsten, wo sie in begeisterter Anschauung der Dinge den tiefendsten Ausdruck der Sprache gleichsam abringen, während sie trube wird, sobald er sich in Streit einläßt, was leider im Fortgange seiner Entwicklung mehr und mehr der Fall gewesen ist

Herder hat 1769 eine neue Schrift herausgegeben, die seinen Ruhm vermehrte, die „Kritischen Walder“, neue Fragmente eines Glaubensbekenntnisses, das die sittliche Welt umfaßte. Auf beinahe abenteuerliche Weise war er dann nach Straßburg verschlagen worden. Er hatte sein Amt

aufgegeben und war zu Schiffe von Riga nach Frankreich gegangen Herausgerissen aus dem bisherigen Zustande und auf der Entdeckungsreise nach einer neuen Existenz, seinen Gedanken überlassen im Anblicke des unendlichen Meeres, das ihn umgab, schrieb er damals nieder, was ihn bewegte, indem er, den Horizont seines Wissens, seiner Erfahrungen, seiner Erwartungen um sich durchmessend, sich klar zu werden suchte, wieweit seine Blicke reichten Diese Blätter sind lange nach seinem Tode erst gedruckt worden, sie geben den besten Begriff seiner grandiosen Weltanschauung, sie enthüllten einen scharfblickenden, umfassenden Geist und eine Macht, die Sprache zu gebrauchen, die in Erstaunen setzt, wenn man bedenkt, wie wenig damals unsere Muttersprache solche Betrachtungen auszusprechen geeignet war Man muß das im Auge haben, um die Masse französischer Fremdwörter richtig zu beurteilen, welche Herders wie Lessings Schriften erfüllen, selbst bei Schiller und Goethe noch in so großem Maße anzutreffen sind und deren Verstandnis uns unentbehrlich ist Von Paris ging Herder nach Eutin, wo er Hofprediger wurde, und von da auf Reisen mit einem jungen holsteinischen Prinzen Herder hatte ein Übel am Auge, das eine langwierige und schmerzhaftige Operation nötig machte und ihn an Straßburg, diesen „elendesten, wüstesten, unangenehmsten Ort“ (wie er Merck schreibt) fesselte Hilfsbedürftig durch seinen Zustand, daran gewohnt persönlichen Einfluß auszuüben, kam ihm Goethes Dienstfertigkeit nun eben recht Zufällig lernten sie sich kennen Ein Verhältnis gründete sich, das anfangs nur auf Goethes sich andrängender Zuneigung beruhte Goethe aber empfand zu lebendig, was hier zu gewinnen sei, und ließ nicht los, und es gestaltete sich aus diesem Beginn, nachdem Goethe die paar Jahre noch alter geworden war, deren es bedurfte, um den Altersunterschied auszugleichen, der in dieser Lebensperiode zwischen Männern bedeutende Unterschiede

mit sich zu bringen pflegt, die innige Verbindung, von der wir sagen durften, nur der Tod habe sie lösen können, wäre nicht in den allerletzten Jahren durch Herders Schuld, wie es scheint, die Entfremdung eingetreten, die dem Verkehre der beiden Männer äußerlich ein sichtbares Ende machte. Innerlich sind sie sich niemals fremd geworden. Sehen wir nun, was Herder Goethe damals gewahren konnte und was kein anderer in Deutschland Goethe hatte gewahren können.

Es ist nötig, hier wieder von allgemeinen Betrachtungen auszugehen.

Wir hatten, als von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges die Rede war, bis jetzt nur Deutschland in Betracht genommen. Der gleiche geistige Stillstand, der bei uns herrschte, war, soweit es sich um das politische Leben handelt, seit dem Abschlusse des Dreißigjährigen Krieges beinahe in ganz Europa eingetreten. Die Unabhängigkeit des freien Bürgertums war zerstört worden, das als Mittelstand sich dem Adel unterordnete, dessen einziges Bestreben dahin ging, das Bestehende zu erhalten, die regierenden Herren thronten mit absoluten Befugnissen über den Völkern, und die Fortentwicklung der europäischen Geschichte schien für alle Zeiten nur noch darin zu bestehen, daß, völlig abgesehen von den echten nationalen Interessen, in unablässigen Hin- und Widerzügen für die Machterhöhung der Familien gekämpft wurde, in deren Besitz die Herrschaft war. Die Staatseinrichtungen dienten direkt oder indirekt diesem einzigen Zwecke. Die katholische und protestantische Geistlichkeit erhielt diese Anschauungen dienstwillig aufrecht. Beim gesamten europäischen Adel und dem Beamtentume kam zuletzt nur das eine in Frage: ob man bei Hofe in Gnade oder Ungnade stehe. Die erstere zu gewinnen, die letztere vermeiden zu lernen, war das Geheimnis der höheren Erziehung. Ein Umsturz dieser Verhältnisse wurde von keiner Seite versucht, und man kann

sagen, daß sich um 1700 etwa die europäische Welt so sehr in diese Ordnung der Dinge eingelebt hatte, daß sie unerschütterlich erschien wie die Natur der Elemente und des Menschen selber. Man begriff nicht, daß, wo Europaer zusammenlebten, sie in anderem gesellschaftlichen Gefüge sich verhalten konnten als in dem vorhandenen. Es schien immer so gewesen zu sein und immer so dauern zu sollen. Es gibt eine Anekdote von der Darstellung der Sintflut durch einen französischen Maler der damaligen Zeit, der einem der schwimmenden Menschen eine Rolle Pergamente in die Hand gab und ihm einen Zettel aus dem Munde gehen ließ mit den Worten „Sauvez les papiers de la famille Montmorency“, „Rettet die Familienakten der Montmorency!“ Natürlich sind die Montmorency nie so weit gegangen, zu behaupten, daß sie schon vor der Sintflut existierten, allein im Prinzip wurde für die großen Familien ein unbestimmtes Alter angenommen, ebenso wie die großen römischen Familien einst ihre Anfänge von den Gottern ableiteten. Und es wurde an ewige Dauer geglaubt, ebensogut wie Horaz, um den Begriff der Unendlichkeit auszudrücken, die Wendung braucht: solange die Jungfrau das Kapitol hinansteigen wird.

Daher die allgemeine Unbekummertheit, als diesem Zustande gegenüber das Gefühl erwachte, daß er nicht der richtige sei. Daher auch bei denen, welche, weiter blickend, das geradezu Unmögliche dieser Verhältnisse sahen, die Überzeugung, man werde sich nicht durch allmähliche Übergänge zu etwas relativ Besserem durcharbeiten können, sondern es müsse ein allgemeiner Einsturz erfolgen, aus dem dann vielleicht, als etwas ganz und gar Neues, einfache, naturgemäße Zustände sich entwickelten.

Das Zusammentreffen dieser beiden Stimmungen — der absoluten Sicherheit im Genusse der Gegenwart und der Erwartung eines Chaos mit völlig neuer Weltschöpfung hinterher, charakterisiert die erste Hälfte des achtzehnten

Jahrhunderts Man lebte lustig weiter und sah dem Laufe der Dinge mit frivoler Ironie zu Das ist der Sinn des Ausspruches „Après nous le déluge“ Ludwig XV, der großartigste Repräsentant des ungeheuren Leichtsinnes, mit dem damals darauflos gewirtschaftet wurde, erkennt ein bevorstehendes Ende dieses Abwärtsgehens der Dinge, überlaßt es der späteren Menschheit aber durchaus, dann ihrerseits die Sünden ihrer Vorfahren auszubaden Daß er selbst aber oder seine Familie in nächster Nahe dabei beteiligt sein konnten, war ein Gedanke, der ihm niemals kam Er dachte an ein Ersaufen in unbestimmter Zukunft Mindestens rechnete er auf einen Vorschuß der Vorsehung von 100 oder 200 Jahren Dies die Ursache, warum man die Weltverbesserer, ohne sie groß zu beunruhigen, gewähren ließ, wenn sie sich damit zu beschäftigen begannen, neue Reiche zu konstruieren, in denen die „Freiheit“ zu Hause war und in denen „Philosophen“ sich selbst und die Völker regierten

Die Versuche dieser Art wurden jedoch in dem Maße bedenklicher, als sich handgreiflich die Zeichen mehrten, es werde nicht bloß einer fernen Zukunft, sondern der lebenden Generation beschieden sein, die Erfahrung zu machen, daß abgewirtschaftet sei Die Geschichte von Robinson, der auf einer wusten Insel wie Adam ganz von neuem anfangen mußte, war in der Form eines unschuldigen Romans die Ausführung des Gedankens, daß es einmal für jeden einzelnen dahin kommen konnte, wie Robinson Schiffbruch zu leiden und sich mit etwas erbarmlichem Hausrat ein neues Leben zimmern zu müssen Derartige Gedanken fingen an, popular zu werden Und nun geschah es, daß gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Art plötzlich sich meldender Pubertät des Publikums eintrat, daß die bis dahin gleichgültig fortlebende frivole Masse eines Morgens sich dieser Gedanken bemächtigte und die große Frage der Weltverbesserung feurig aufgriff

Die drei Männer, welche diesen Umschwung in Frankreich, oder vielmehr in Paris, das damals das „Hirn der Menschheit“ war, vermittelt haben, sind Voltaire, Rousseau und Diderot

Voltaire war der mächtigste unter ihnen. Voltaire hat den Boden Frankreichs umgegraben und für die neue Saat empfänglich gemacht, die, neben ihm, Rousseau auszustreuen begann. Diderot, mit ihnen beiden kaum zu vergleichen, muß trotzdem genannt werden, weil er der fähigste unter all den Schriftstellern zweiten Ranges gewesen ist, welche in Voltaires und Rousseaus Geiste für das Emporkommen der jungen Saat Sorge trugen. Diderot gelang es, die ästhetisch-literarische Form für die neuen Ideen zu finden und auszufüllen, obgleich er nur ein Schriftsteller und kein Dichter war. Diderot erfand die prosaische Tragödie, die sogenannte „comédie larmoyante“, die „weinerliche Komödie“, deren Vertreter in Deutschland Lessing war. Lessings Hauptdrama in dieser Richtung ist „*Miß Sampson*“, während Goethes Hauptwerk darin „*Clavigo*“ ist. Heute figuriert Diderot nur als Kritiker und Erzähler unter den Klassikern, da seine Theaterstücke abgetan und unerträglich sind.

Voltaire ist von Goethe am besten charakterisiert worden, indem er ihn als den Inbegriff aller Eigenschaften hinstellt, welche die französische Nation im guten und bosen auszeichnen. Voltaire ist der glanzendste „Franzose“, den die Geschichte aufweist. Auch das Element persönlicher Bravour fehlte ihm nicht, denn er hat einen hohen Herrn, der ihn blutig beleidigt hatte, dazu zwingen wollen, sich mit ihm zu schlagen, und hat nicht abgelassen, als bis er auf dessen Veranlassung in die Bastille gesteckt wurde. Goethe hat kurzweg ausgesprochen, daß Voltaire der Urheber der Französischen Revolution sei, indem er von ihm sagt, daß er die alten Bande der Menschheit gelöst habe. Voltaire starb vor ihrem Ausbruche. Was ihn verhinderte, mit noch

gewaltigerer Kraft zu wirken, war nur der Umstand, daß ihm der Eintritt in die höchste Pariser Gesellschaft zu leicht gemacht worden war. Hatte sein agitatorischer Kopf auf dem Rumpfe eines niedriger gestellten Mannes gesessen, den Armut und Entbehrung erbittert und gegen die höheren Klassen mit Antipathie erfüllt hatten, so wurde Voltaire vielleicht Wirkungen hervorgebracht haben, welche den Männern der Revolution und Revolte, die wenig Jahre nach seinem Tode sich erhoben, viel Arbeit vorweggenommen hätte. Auf der andern Seite braucht kaum gesagt zu werden, in wie ungemeinem Maße Voltaires gesellschaftlich ungehinderte Laufbahn seine Gedanken überallhin gelangen ließ. Niemals hat ein Schriftsteller so ganz und gar seine Epoche beherrscht, wie Voltaire die seinige. Voltaire ist auch für uns heute noch einer der größten Geschichtsschreiber.

Als junger Schriftsteller war Voltaire gezwungen gewesen, Frankreich zu verlassen, und hatte sich nach England begeben. Dieses und die niederländischen Freistaaten repräsentierten im achtzehnten Jahrhundert die protestantisch-germanische Freiheit. Die politische Unabhängigkeit des Individuums, die Unantastbarkeit der philosophischen Überzeugung jedes einzelnen waren dort gewährleistet. Konnte irgendwoher ein Muster genommen werden für die Neugestaltung des übrigen Europas, so stand England als natürliches Vorbild da. Dies war es, was Voltaire jetzt an Ort und Stelle aufging. Er studierte die englische Philosophie. Es war ihm die wunderbare doppelte Gabe verliehen, sich in fremde Gedanken rasch hineinzufinden, sie sodann aber mit unermüdlicher Sorgfalt so lange durchzuarbeiten, bis jedes letzte überflüssige Wort aus seinen Sätzen entfernt worden und ihnen die Leichtigkeit verliehen war, welche die literarische Form haben muß, wenn sie wirken soll. Voltaire besaß bei unbegrenzter Produktionskraft ein ungeheures Maß von Selbstkritik.

Die Werke, in denen er jetzt die politisch-moralischen Anschauungen der englischen Philosophen vor das Pariser Publikum brachte, schlugen durch. Von da ab erst begann die tiefer gehende Bewegung der Geister in Frankreich. Voltaire hatte das vorbereitende Element damit geschaffen, unter dessen Schutze Rousseau nun eintreten konnte. Rousseau war jünger als Voltaire. Er fand sein Publikum schon halb fertig vor.

Rousseau stand als Künstler lange nicht auf Voltaires Höhe. Aber er brauchte bei seinen Arbeiten auch nicht so viel zu richten und zu feilen, denn seiner Sprache war ein Element eigen, das einzige vielleicht, das der Voltaires fehlte: die unmittelbar auf den Leser eindringende Lebenswärme, welche, wo es sich um den Erfolg bei nur einer einzigen Generation handelt, die Wirkung der Kunst übertreffen kann. Rousseau hat sich aus den Tiefen der Gesellschaft erhoben und, obgleich ihm der Verkehr mit den höchsten Kreisen von vielen Seiten aufgedrungen wurde, er ist immer ein Plebejer geblieben.

Rousseau trat rücksichtslos auf, rücksichtslos sowohl auf eigener Natur, als weil er es sein wollte. Er ließ sich nicht auf Allgemeinheiten ein, sondern ging praktisch den Dingen zu Leibe. Frage für Frage debattierte er in jedermann verständlichen Schriften den garenden Stoff, der die Gemüter beunruhigte, und erweckte offenen Haß und offene Liebe gegen sich in gewaltigem Umfang. Voltaire war immer Künstler geblieben, es gelang ihm, das Bestehende so lange hin- und herzuwenden, bis alle Welt eingesehen hatte, daß es abgetan und unhaltbar sei, zumeist aber hatte er sich an die herrschenden oberen Gesellschaftsschichten gewandt. Rousseau dagegen, aus der Tiefe emporsteigend, wendete sich an jedermann. Jeder empfand ihn als seinesgleichen. Voltaire hatte die Deutschen nur interessieren können, Rousseau erschütterte sie. Rousseaus Ideen waren in Herders Seele eingedrungen, als dieser, in seinem gan-

zen Wesen Rousseau verwandt, als einsamer armer junger Mensch im äußersten Osten deutscher Bevölkerung aufzukommen suchte Herder wendet sich gegen Rousseau und kritisiert ihn aber er trug ihn in der Seele!

Wir haben gesehen, daß Goethe in Straßburg mit Rousseaus Schriften nichts anzufangen wußte Ein großer Mann ist nicht immer gleich verständlich, er braucht oft erst Propheten, die der Welt sagen müssen, was bei ihm zu finden sei Ich spreche deshalb bei Rousseaus Einfluß auf Herder nicht von Bestimmtem, was dieser ihm entnahm, sondern es hat etwas stattgefunden, das wir mit einer elektrischen Berührung vergleichen konnten und das auf Goethe durch Herder weitergegangen ist, während es Goethe aus sich allein nicht finden konnte Rousseau sah nur einen Weg des Loskommens von der auf den Völkern lastenden Tyrannei, der einzelne mußte empfinden lernen, welche Rechte und Pflichten ihm aus der Tatsache zuwuchsen, daß er ein Teil seines Volkes sei Jede Nation war in Rousseaus Augen ein Individuum, verantwortlich für ihre eignen Schicksale Er wandte sich an die französische, als komme es auf sie allein an jede andere aber konnte seine Lehren als für sich geschrieben betrachten. Und dies geschah, indem man außerhalb Frankreichs einfach den Begriff „Menschheit“ einsetzte Das politische Separatgefühl, ohne das heute ein rechter Patriotismus gar nicht möglich scheint, war damals unbekannt Man hatte auch in Frankreich nur die Menschheit als Ganzes im Auge Die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit, die Herder bei all seinen Arbeiten als Grundidee vorschwebte, auf die seine einzelnen Leistungen einheitlich zurückzuföhren sind, hätte sich in seiner Seele nicht aufbauen können ohne die Hilfe Rousseaus Rousseaus Lehre Zivilisation sei die Verschlechterung eines ursprünglich vollkommenen Zustandes, entsprach so sehr dem allgemeinen Gefühle, daß sie ohne Beweis angenommen wurde Alles sei gut aus der Hand des Schöpfers her-

vorgegangen, alles sei vom Menschen verdorben worden. Der Weg zum uranfänglichen Zustande zurück müsse gefunden werden. Während heute diejenige Lehre der Denkungsart der meisten entspricht, welche ein Emporkommen der Menschheit aus durchaus tierischem Zustande für wissenschaftlich bewiesen annimmt, so daß hier wiederum der einzelne nicht erst den Beweis selber zu schaffen sucht, ehe er sich ihr zuwendet, begegnete damals die Lehre ursprünglicher Vollkommenheit derselben Glaubensgeneigtheit. In gewisser Art bot sie nichts Neues: die Theologie erzählte ja seit jeher vom verlorenen Paradiese, Rousseau aber wollte zeigen, wie ohne Christentum die Philosophie zu diesem Paradiese zurückführe. Herder zog zuerst die Konsequenzen aus dieser Lehre, die sich auf die Dichtkunst bezogen. Die Poeten sollten zur reinen Natur zurück. Natur war hier gleichbedeutend mit eigner, nur der inneren Stimme gehorchender Schöpfungskraft. Auf die Dichter sollte als Muster zurückgegangen werden, welche als Heroen an der Spitze ihrer Völker standen. Winckelmann hatte auf die Griechen hingewiesen und gezeigt, wie ihre bildende Kunst eine Blüte des gesamten Volkslebens gewesen war, Herder faßt die Psalmen, die Gesänge Homers, Pindar, Ossian, vor allem Shakespeare, ins Auge und daneben, als die Wiesenblumen, die ohne menschliche Aussaat um die Rieseneichen aufsprössen: die Lieder des Volkes. Während man in den Asten droben die Stürme rauschen hörte, zitterte über die Gräser unten die leise seufzende Luft, der sehnsuchtsvolle Atem der Natur. Herder brachte das nicht in kritischen, geistreichen Darlegungen vor, sondern er war Prediger! Was Herder geschrieben hat, wird erst ganz verständlich, wenn wir es als Predigt auffassen. Die Art und Weise des Predigers ist nicht, bei besonderer Gelegenheit mit wohlüberlegten Dingen vorzukommen, die gedruckt werden sollen, sondern bei jeder Gelegenheit in freier mündlicher Mitteilung das volle Herz auszuschütten. Man

muß Herders Satze als gesprochene Sprache nehmen, wenn man seiner Sprache gerecht werden will

Goethe war einundzwanzig Jahre alt, als er Herder begegnete. Es garte in ihm, er suchte nach einem Meister, er fand nirgends jemand, bei dem er empfunden hatte, der kann mehr wie du, der ist im Besitze von Geheimnissen, die dir helfen können. Endlich kam einer, bei dem die ersten Worte entscheidend waren, dem er sich unterwarf. Und was Herders Herrschaft um so sicherer befestigte, war sein eignes Benehmen. Goethes hingebender Liebe gegenüber. Herder war an solche Unterwerfungen gewohnt. Er sah bei Goethe nichts Besonderes darin und behandelte ihn mit Gleichgültigkeit. Manchmal scheint es sogar beinahe, als habe Herder in aller Stille Goethes Stärke bald gefühlt und, vielleicht unbewußterweise, versucht, ihn nicht zu sehr neben sich emporkommen zu lassen.

Von jetzt ab können wir rechnen, daß Goethes echte Produktivität ihren Anfang nimmt. Das Vorhergehende waren nur planlose Versuche gewesen. Die Richtung hatte Goethe geahnt. Nun kam Herder, um ihm die Straße zu zeigen. Jetzt erst tritt Goethe in die Epoche freudiger, jugendlicher Selbstüberhebung ein, die ihn in den nachstfolgenden Jahren so liebenswürdig erscheinen läßt und die er so reichlich gerechtfertigt hat.

Nun aber setzen wir dem allen doch etwas entgegen. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit“ ausgiebig und im Gefühle, von der erfolgsreichsten Begebenheit seines Lebens zu sprechen, sein Straßburger Zusammentreffen mit Herder erzählt. Dennoch ist es und was er sonst mit seinen Freunden und Bekannten dort erlebte, nur der Rahmen für ein Begegnis, das die wahre Mitte seines Straßburger Daseins war. Wie er Friederike Brion in Sesenheim fand und liebte, wird mit anderer Feder beschrieben als das übrige. Wäre aus Goethe ein großer Philosoph, ein

Staatsmann, ein Gelehrter geworden und nichts als das, so wurde er, als er im Alter die Ereignisse durchzählte und ordnete, aus deren Kette sein Leben bestand, Friederike vielleicht kaum erwähnt haben. Aber das Auge des Dichters sah die Dinge in einer höheren Ordnung. Goethe fühlte, sich erinnernd an die Tage seiner Jugend, daß in dem Aufblühen dieser Liebe, deren langst verflogener Duft ihn einmal entzückt hatte, die höchsten Momente seines Lebens lagen. Goethe wußte zu gut, daß ihm das mehr gewesen sei als alles übrige. Friederiken schuldete und verdankte er am meisten. Zu ihr wendet er seine Augen am liebsten zurück, hier stellen sich ihm die Dinge am klarsten wieder dar.

Goethe hat all seine Kunst aufgewandt, um die Gestalt dieses Mädchens so schön und rein darzustellen, wie er nur immer vermochte.

Seine Leipziger Verhältnisse erscheinen wie Spielereien dagegen. Sie waren im Scherze geschruppt, und es konnte, als sie zu Ende waren, in graziosen Wendungen von Trauer und Verzweiflung gesprochen werden. Jetzt begegnet ihm die erste, die Fleisch und Blut hat. Die erste auch, der er das Herz brach und die er niemals vergessen konnte. Nachdem ein langes Leben vorbeigerauscht, das ihr Andenken immer mehr hatte verschwinden lassen, notigte ihn die Beschreibung dieses Lebens, die Momente jener Zeit wieder durchzuleben. Schreiben ist mehr als bloßes Erinnern. Jetzt, um Friederike mit dem höchsten Glanze zu umgeben, hat Goethe gegen sich selbst eine Härte walten lassen, in der allein schon, wenn es dessen bedurfte, eine nachträgliche Buße liegt. Etwas unbeschreiblich Ruhrendes empfängt Friederike in Goethes Darstellung, als sei ihm und ihr die Jugend noch einmal wiedergeschenkt worden und noch einmal die Möglichkeit gegeben, daß sie sich doch nicht trennten.

Friederikens Gestalt, der wir in „Dichtung und Wahrheit“

begegnen, ist nicht, wie man heute zu sagen pflegt, von der Natur abgeschrieben, sondern Goethe hat ein Wesen, welches in Erinnerung an Friederike in seiner Phantasie aufstieg, so weit wieder mit allerlei kleinen Zügen seiner Freundin ausgestattet, bis es ihr tauschend ähnlich sah. Die höchste Wirkung jeder Kunst ist, daß der Künstler seinen Gebilden diesen Anschein von Wirklichkeit verleihe. Als habe nicht er, sondern die Natur gearbeitet und er sein Vorbild nur auf das getreueste nachgeahmt. Je mehr ihm das gelingt, um so vollkommener wird seine Schöpfung sein, und um so lebendiger wird er wirken, während derjenige, der ohne diesen vorausgehenden mühsamen Prozeß sich darangibt, nur nachzuahmen, was die Natur darbietet, im besten Falle einen beangstigenden Doppelgänger der Natur hervorbringen wird, der uns stumm und starr ansieht, weil ihm Sprache und Bewegung nicht verliehen werden konnte. Dies der Grund, weshalb manche Porträts bei auffallender scharfer Ähnlichkeit so beangstigend wirken. Bei Friederiken ist es Goethe in hohem Maße geglückt, das Gefühl hervorzubringen, diese Gestalt entspreche auf treueste der wirklichen Pfarrerstochter von Sesenheim, die er einst liebte. Man mochte darauf schwören, genau so müsse Friederike gewesen sein, nur daß wir sie in der Stille für noch viel liebenswürdiger zu halten geneigt waren, als Goethe sehen und beschreiben konnte. Man meint, er habe ihr noch zu wenig getan.

Auch das ist eine Wirkung, die von wahrhaft gelungenen kunstleischen Gestaltungen ausgeht: daß der, der sie betrachtet, sie besser zu kennen glaubt als der Dichter selber. Gleichsam als sei der Dichter nur ein ausgewähltes Werkzeug gewesen, das, im höheren Auftrage der Vorsehung, eine Figur auf die Welt zu setzen hatte, die ihr eignes Leben für sich lebt. Wie Kinder, die sich zu ihren Eltern sofort als Individualitäten in Gegensatz bringen, so scheinen Figuren wie Julie, Hamlet, Faust ihrem Hervorbringer

gegenüber für sich eine gewisse Unabhängigkeit beanspruchen zu dürfen, so daß ihnen schließlich fremd hinzutretende Personen näher stehen konnten als der Erzeuger selbst. Mancher Erklärer des Hamlet wird sich einbilden, den Prinzen mindestens ebensogut zu kennen, als Shakespeare ihn kannte. Bei Darstellungen dieses Stückes hat sich das Publikum schon dem traurigen Ausgange des Prinzen widersetzt, während Alexander Dumas der Ältere, der die Tragödie in französische Alexandriner gebracht hat, sogar am Ende das Gespenst des Vaters noch einmal erscheinen und Hamlet die Mahnung erteilen läßt, die Regie zu übernehmen, wozu er ihm bestens Glück wunsche. Was dann auch geschieht. Ich weiß, daß einer meiner Jugendfreunde mit Vorliebe auf die Beweisführung zurückkam, Shakespeare habe kein Recht gehabt, Romeo und Julie umzubringen.

Shakespeare wurde, wenn dergleichen bei seinen Lebzeiten vor ihm verhandelt worden wäre, darin wohl nur den schmeichelhaftesten Beweis gefunden haben, daß es ihm gelungen sei, echt lebendige Wesen zu erschaffen, und Goethe, wenn ihm die hartesten Vorwürfe gemacht worden sind, ein so entzuckendes Geschöpf wie Friederike verlassen zu haben, sah sicherlich darin nur den Beweis, der Effekt sei erreicht worden, den er hervorbringen wollte.

Es wurde vergeblich sein, feststellen zu wollen, wieweit Goethes Friederike und die echte Friederike übereinstimmen. Uns, die wir unter der Herrschaft der Goetheschen Dichtung stehen, erscheint das Mädchen, wie Goethe sie geschildert hat. Ich werde zeigen, wie weit es möglich ist, den Unterschied beider Gestalten, der idealen und der realen, zu verfolgen. Dazu bedarf es, daß wir untersuchen, mit welchen künstlerischen Mitteln Goethes Darstellung seiner Sesenheimer Erlebnisse vollbracht worden ist.

Um von vornherein die Ahnung eines tragischen Ausganges zu erregen, läßt er als Einleitung sein Abenteuer mit den

Tochtern des alten Franzosen, bei dem er in Straßburg tanzen lernte, vorhergehen. Eine kleine, in sich abgerundete Erzählung, deren Abschluß eine ergreifende dramatische Szene bildet, das Ganze in seiner Art das Muster einer modernen Novelle. Der Inhalt ist, daß von den beiden Töchtern des Tanzlehrers die jüngere Goethes Interesse erregt, während die ältere, Lucinde, ohne daß er es ahnt, für ihn in Flammen gerät.

Goethe beschreibt, wie eines Tages Lucinde ins Zimmer stürzt, ihn, der mit der jüngeren Schwester eben in einem Gespräche begriffen war, das für sie beide vielleicht ernstlicheren Inhalt hatte annehmen können, leidenschaftlich unterbricht, offen ausspricht, was sie für ihn empfinde, und endlich, nachdem sie zugunsten ihrer jüngeren Schwester auf ihn verzichtend Abschied von ihm genommen, ihm mit einem Kusse die Lippen schließt, der, wie sie ausruft, derjenigen zum Verderben gereichen solle, die zum ersten Male wieder von diesen Lippen gekußt werde. Goethe verläßt das Haus, in das er niemals wieder zurückkehrt. Mit einer gewissen Beangstigung erwartet der Leser, wen dieser Fluch treffen werde.

Um dieses Gefühl jedoch wieder zu beschwichtigen, ehe Friederike vor uns erscheint, und zugleich um wie durch ein Spiegelbild auf das Pfarrhaus von Sesenheim und seine Bewohner vorzubereiten, gibt Goethe nun den Bericht über Herders Lektüre des „Landpredigers von Wakefield“. Dieser Roman, heute als uraltes Buch bekannt, besaß damals den vollen Reiz der Neuheit. Goethe, indem er erzählt, wie Herder es seinen jüngeren Freunden vortrug und was dabei zur Sprache kam, läßt eine neue Seite des Herderschen Charakters offenbar werden: daß er die höchste Wirkung hervorbrachte und sie gleich auch wieder zu zerstören wußte, und daß er so früh schon die Mischung von begeisternd erhebender Kraft und von dem Vermögen, zu verstimmen und niederzuschlagen, in sich trug, welche Her-

der selbst mit der Zeit immer verderblicher geworden ist Der Landprediger von Wakefield ist das Haupt einer Familie, welche mit ihm durch mannigfache Not zur höchsten Bedrangnis vorwartsschreitet, bis endlich, nachdem alle Charaktere gelautert und gekraftigt aus vielen Prüfungen hervorgegangen sind, die Schicksalsmächte sich besänftigen, bei allmählich eintretendem immer besserem Wetter die Widerwartigkeiten verschwinden und wir die Familie in dem vollen Sonnenscheine des Glückes verlassen, in dem wir zuerst ihre Bekanntschaft machten

Damit sind wir auf Sesenheim vorbereitet, ohne es zu wissen Es scheint, als habe ein ganz neues Kapitel an, das mit dem vorhergehenden nichts zu tun hat Es ist im Frühling 1771 Herder ist von Straßburg wieder abgereist, Goethe hat alle Ursache, sich auf sein Jus zu konzentrieren, da er im Herbst Doktor werden will Aber das herrliche Land macht seine Rechte geltend, während zugleich der angeborene Trieb bei Goethe hervorbricht, von keinem Fleck der Erde, den er einmal bewohnt hat, sich wieder zu trennen, ohne ihn gründlich erforscht zu haben Elsaß, zwischen Rhein und Vogesen ein abgeschlossenes Land, hat schon auf manchen die Wirkung geäußert, die auch die Schweiz zu haben pflegt daß man sich bewogen fühlt, die Provinz von Anfang bis zu Ende zu durchwandern, und daß man endlich jeden Weg im Tal und im Gebirge begangen haben will Es hat immer Gelehrte und Naturfreunde gegeben, welche, wie man sagt „bibelfest“, im Elsaß historisch und topographisch fest und zu Hause waren Das Land hat seine eigne Geschichte und seinen eignen Charakter

Zu Goethes Bekannten zählte auch ein geborener Elsasser, „der sein stilles fleißiges Wesen dadurch erheiterte, daß er bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach“ Mit ihm verabredete er eine Partie zu einem Verwandten, dem Pfarrer Brion in Sesenheim oder, wie wohl geschrieben werden mußte, Sessenheim

Goethe hat immer die Neigung gehabt, unter Annahme einer Verkleidung oder eines fremden Namens aufzutreten. Seine am liebsten objektiv beobachtende Natur befand sich wohl beim Inkognito. Als Leipziger Student machte er so seine berühmte Fahrt nach Dresden, wo er bei dem sokratischen Schuster einkehrte, dessen Hauswesen er so malerisch beschreibt. Auf seiner einsamen Winterreise in den Harz — später, von Weimar aus — läßt er sich bei Plessing in Wernigerode, der ihn in Briefen mehrfach über innere geistige Bedrangnisse um Rat angegangen hatte, unter einem fremden Namen melden und geht, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben. In Rom lebt er die ersten Wochen unter gleichem Schutze unbehelligt, in Sizilien besucht er so die Familie Balsamo. Die Liste seiner Abenteuer dieser Art wäre noch zu vermehren. Auch jetzt bricht sein Hang zu diesem Annehmen einer indifferenten Persönlichkeit durch. er beschließt als Theologe und „lateinischer Reiter“ aufzutreten, steckt sich in eine ärmliche Kleidung, bringt sein zierlich gehaltenes Haar in die einfachste Form und reitet mit seinem Freunde eines Morgens ab. Im Mai 1771.

Der Ritt wird mit einer Anschaulichkeit beschrieben, daß der Leser als unsichtbarer dritter nebenher zu traben glaubt. Vor allem, damit man festen Boden unter den Füßen habe, wie Goethes Manier war, die vortreffliche Chaussee. Das herrliche Wetter. Die Nahe des Rheinstromes. Das fruchtbare Land. die Ebene mit dem duftigen Gebirge in der Ferne. Endlich biegen die beiden Reiter auf einem anmutigen Fußpfade von der großen Straße nach Sesenheim ab, stellen die Pferde im Dorfe ein und begeben sich in das Pfarrhaus.

Wie genau werden wir, was dieses Haus betrifft, wieder unterrichtet. Wo es zu bauen gibt, war Goethe stets bei der Hand. Auch hier war ein Umbau notwendig und das Interesse dafür einer der Wege, auf denen Goethe später des

alten Pfarrers Gunst gewann Er selbst zeichnete Risse dafür, deren einen Riemer — Goethes Amanuensis in dessen letzten Lebensjahren — noch unter seinen Papieren gesehen haben will Es war wohl die schöne Rotelzeichnung des Pfarrhofes, die heute im Weimarer Goethehaus hängt und die oft abgebildet worden ist

Der Pfarrer empfängt die beiden allein die Tochter sind ausgegangen Nun bemerken wir, mit welchem Kunstverstände Friederikens erstes Auftreten in Szene gesetzt wird Hier erkennt man leicht den gewiegten Schriftsteller und sogar den Theaterdirektor Zuerst laßt er die ältere Schwester „hereinstürmen“ und nach Friederike fragen Eine leise Ungeduld beschleicht uns und zugleich die Erwartung, in Friederiken etwas zu begegnen, was einen Gegensatz zu diesem „Stürmen“ bilden werde Aber er halt sie noch zurück Zum zweiten Male muß die ältere Schwester — Salomea, Goethe nennt sie jedoch in Erinnerung an die älteste Tochter des Landpredigers von Wakefield Olivie — „hastig“ in die Stube kommen und nach Friederiken fragen

„Laß sie immer gehen, sie kommt schon von selbst wieder“, beruhigt der Vater Friederike hatte sich auf einem Spaziergange über Land verspätet Jetzt tritt Besorgnis, es mochte ihr etwas zugestoßen sein, zur bloßen Erwartung hinzu Da endlich erscheint sie Und nun, wonach jeder begierig ist, mit einigen meisterhaften Zügen ein Bild des schönen Mädchens Friederike ist als Heldin und Hauptperson eingeführt, ohne für ihren Teil noch mehr getan zu haben, als sich erwarten zu lassen

Sie trägt sich „deutsch“ Ein kurzes weißes Rockchen mit einer Falbel Die „nettesten Füße sichtbar“ Ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschurze der ganze Anzug auf der Grenze zwischen Städterin und Bauerin Heitere, blaue Augen Artiges Stumpfnaschen Ein Strohhut hängt ihr am Arme Lieblichkeit über sie ausgegossen

Mit ganz bescheidenen Farben ward hier ein entzuckendes Bild gemalt

Vater, Mutter und Tochter suchen es nun den beiden armen Studenten bequem zu machen „Ein anmutiges Geklatsch der Schwestern“ beginnt sich über die gesamte Nachbarschaft zu verbreiten Friederike spielt dann Klavier, „wie man auf dem Lande spielt“, auf einem verstimmten Klaviere „Lassen Sie uns hinauskommen“, sagt sie, „dann sollen Sie meine Elsasser- und Schweizerlieder hören“

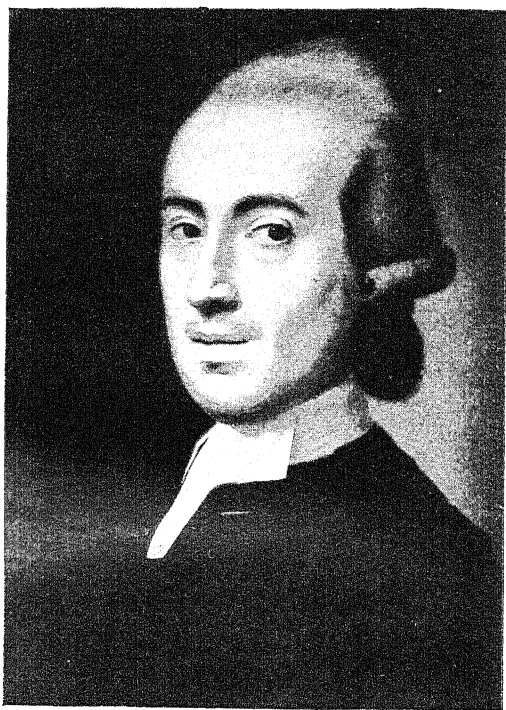
Jetzt fällt Goethe die Ähnlichkeit mit der Familie des Vicar of Wakefield auf Dadurch ist der Leser vollends mit den Leuten bekanntgemacht Zugleich aber empfinden wir nun auch, daß Schicksale bevorstehen, daß diese guten stillen Menschen auf die Probe gestellt werden konnten Abends im Wirtshause rekapituliert Goethe mit seinem Freunde die Erlebnisse des Tages Die Ähnlichkeit der Familie mit der des Romans kommt zur Sprache Zugleich aber erwachen jene Konsequenzen in Goethes Seele Auch in die Familie des Vicar hat sich Thornhill, der Verführer der einen Tochter, verkleidet eingeschlichen Goethe vergleicht sich mit diesem Noch ohne einen Schimmer von Schuld Aber die Vergleichung allein scheint ihm hinreichend Gewissensbisse in die Seele zu tragen

Dies Gefühl läßt sich begreifen Die Unschuld und Wahrheit der Leute bildeten einen zu empfindlichen Gegensatz gegen Goethes Versteckspielen Er hatte bei einem Spaziergang durch die Felder bemerkt, wie die Bauern mit einer gewissen Ehrfurcht das junge Mädchen grüßten, wenn sie ihr begegneten Er war mit Friederike abends im Mondschein gegangen, aber „ihre Reden hatten nichts Mondscheinhaftes, durch die Klarheit, mit der sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage“. All dem hatte er nichts als Schau-spielerei entgegengesetzt Am andern Morgen, von der Unwürdigkeit seiner Rolle durchdrungen, wirft er sich auf sein Pferd und reitet davon

Er will nach Straßburg zurück In dem Maße aber, als die Erinnerung an das Erlebte im einzelnen ihm wiederkehrt, reitet er langsamer und macht endlich kehrt In Drusenheim halt er an Vor dem Wirtshause trifft er, im Sonntagsstaate und mit bebandertem Hute, den Sohn des Wirtes, der eben der Frau Pfarrerin in Sesenheim einen Kindtaufkuchen bringen will Mit ihm tauscht Goethe den Anzug, um eine neue Maske vorzunehmen Den Kuchen in den Händen tragend, tritt er bald in das Sesenheimer Pfarrhaus wieder ein Niemand merkt den Betrug, bis endlich Friederike ihm entgegenkommt Auch sie nimmt Goethe zuerst für den, den die Kleidung vorstellt, und fragt zutraulich „George, was machst du?“ Dann wird sie den Irrtum gewahr „Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrote gefarbt“

So nun erfahren wir langsam weiter, was in Sesenheim geschah Wie Goethe die Familie durch sein Wesen bezaubert Wie er sich zu jedem einzelnen in ein Verhältnis setzt Wie er sich bis zur Ausgelassenheit manchmal dem Gefühle des Glückes hingibt Die Gedichte ruhren uns heute noch, die er damals an Friederike richtete Herder hatte ihn zuerst auf die Lieder des Volkes hingewiesen jetzt hört er sie von Friederiken singen, sammelt sie aus dem Munde der Leute und dichtet im Geist und Tone des Volkslieds seine eignen herrlichen Verse hinzu Wie begreiflich dieses unbekummerte Drauflosleben Goethes Wie begreiflich auch die Arglosigkeit, mit der Friederike seine Zuneigung erwiderte, die sich bald mit schwesterlicher Vertraulichkeit an ihn angeschlossen

Hierbei ist wohl zu erwägen, daß eine solche Intimität damals nichts Auffallendes hatte Der Verkehr junger Leute untereinander war in jenen Zeiten höchst unbefangen Wie es erlaubt ist, sobald die Musik als drittes Element hinzutritt, daß ein junger Mann ein junges Mädchen in den Arm nimmt und sich im Takte mit ihr bewegt, so trat



Johann Gottfried Herder

damals das in ganz Europa allgemeine Gefühl, einem höheren menschlichen Dasein entgegenzugehen, als Musik gleichsam zu allen Verhältnissen hinzu und gestattete eine Annäherung, welche später nicht mehr geduldet wurde. Man ging zusammen, man schrieb sich, man besprach unbefangen eine Menge Dinge, von denen im Gespräche junger Leute heute kaum mehr die Rede ist. Auch die Grenzen zwischen Verlobtsein und Nichtverlobtsein wurden damals nicht so streng innegehalten. Je freier man sich jedoch bewegen durfte, um so sorgfältiger mußte im besonderen Falle unterschieden werden, wie weit man ginge. Demgemäß trat Goethe, den Friederike und ihre Eltern und deren Verwandtschaft bald als den erklärten Liebhaber Friederikens ansahen und behandelten, in diese Stellung ein, ohne sich mit Friederiken, geschweige denn mit den Eltern ausgesprochen zu haben. Er war zu nichts verpflichtet und konnte jeden Augenblick wieder gehen, wie er gekommen war.

Nun beschreibt Goethe, wie er mitten im Vollgefuhle seiner Liebe zu Friederiken zu empfinden begann, daß alles doch nur in seiner Phantasie liege. Diese Entdeckung macht er, noch ehe ein bindendes Wort gesagt war. Bei einem landlichen Feste erreicht dieser Widerstreit seinen Höhepunkt. Goethe, der nicht weiß, ob er fliehen oder bleiben soll, bringt Friederiken zum Gestandnisse, daß sie ihn liebe, und der erste Kuß wird von den Lippen gegeben und empfangen, über die der Fluch gesprochen war. Sofort kehrt Goethe das ins Gedächtnis zurück. Nachts erscheint ihm Lucinde im Traume und wiederholt die Verwünschung, während Friederike ihr gegenüberstehend zu sprachlosem Schrecken erstarrt, nicht begreifend, um was es sich handle. Die Erzählung erhebt sich zu hoher Lebendigkeit, und wir erwarten Gewaltsames.

Statt dessen wieder ein Kunstgriff, den Glauben zu erwecken, es werde hier nicht ein Roman, sondern nur einfach

mitgeteilt, was sich ereignete. Es wird im gelassenen alten Tone nun fortgezählt, wie das Leben mit den Mädchen und ihren Eltern ruhig weiterfloß. Goethe galt wohl als Friederikens Verlobter und genießt das wachsende Zutrauen der Familie. Er kommt öfters nach Sesenheim heraus, wohnt dort wochenlang oder steht mit Friederike im Briefwechsel. Immer ruhiger aber wird es in seinem Herzen. Wir besitzen einige Briefe, welche er bei solchen Besuchen von Sesenheim an Salzmann geschrieben hat. In einem derselben wird sein Zustand in seltsamer Weise ausgedrückt. „In meiner Seele“, schreibt er, „ist's nicht ganz heiter, ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.“ Den letzten Stoß gibt ein Besuch der Schwestern in Straßburg, wo Goethe sie, dem landlichen Boden entrissen, in einer Gesellschaft findet, für die sie nicht erzogen waren. Er erzählt, wie Friederike sich trotzdem richtig zu benehmen weiß. Er teilt einen Zug von ihr mit, der mich immer gerührt hat.

Sie nahm, wozu sie berechtigt war, das in Anspruch, was Goethe „seiner Dienerschaft“ nennt. Eines Abends vertraute sie ihm, die Damen des Hauses, bei denen sie wohnte, wünschten Goethe lesen zu hören. Goethe nahm den „Hamlet“, las ihn mit Feuer von Anfang bis zu Ende vor und erwarb sich großen Beifall. „Friederike“, erzählt er, „hatte von Zeit zu Zeit tief geatmet und ihre Wangen eine fliegende Rote überzogen.“ Das einzige Zeichen, aus dem er erkennen durfte, wie stolz sie auf den Beifall war, den ihr Goethe davongetragen. Er berichtet dann weiter über der älteren Schwester leidenschaftliches Benehmen, die sich in viel stärkerem Maße als Friederike auf dem unrichtigen Terrain empfand und von Straßburg fort wollte. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er sie beide endlich abfahren sah. Goethe mußte sich gestehen, daß dieser Traum zu Ende sei.

Aber auch jetzt kein gewaltsames Ende, und das wieder

gibt dem Abschluß etwas besonders Trauriges. Wie ein leise verklingender Ton lost sich alles auf. Langsam wie die Bäume im Herbst die Blätter verlieren. Festgehalten wird die alte Vertraulichkeit bis zu Ende. Kein Wort des Vorwurfes, als Goethe, im Begriffe Straßburg für immer zu verlassen, zum letzten Male draußen erscheint und Abschied nimmt, als er Friederiken, der die Tränen in den Augen stehen, vom Pferde herab zum letzten Male die Hand reicht. Erst später dann empfängt er auf seinen schriftlichen Abschied einen herzerreißenden Brief von ihr. Goethe läßt uns annehmen, daß er ihn unbeantwortet ließ.

Goethes Benehmen ist derart, daß es fast unabweisbar erscheint, daraus Folgerungen auf seinen Charakter zu ziehen. Seit dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit“ ist dies geschehen, und mancher ist dadurch in seinem Enthusiasmus für Goethe irre geworden. Man wolle ihm vieles verzeihen, aber das Herz eines solchen Mädchens gebrochen zu haben, sei unmenschlich. In jenem selben Sommer schrieb Herder an Goethe, daß er ihn eines wahren Enthusiasmus gar nicht für fähig halte.

Wir heute dürfen in ihm den größten deutschen Dichter verehren, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, alles, was er getan, zu verteidigen. Wir sehen die Dinge nicht kalter an, aber kritischer. Wir verstehen deshalb, wenn Goethe in eigener Kritik seines Verhaltens in Sesenheim sagt: „es sei hier nicht die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie lobenswert oder tadelnswert sind, sondern inwiefern sie sich ereignen können.“ Er will sagen: ergötzt euch an der Geschichte, was mich selbst anlangt, so bedurfte es, damit ich wurde, was ich geworden bin, meiner Fehler ebenso sehr als meiner Tugenden.

Allein ich mache auf eine stilistische Wendung aufmerksam: es ist, sagt Goethe, die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie sich ereignen können. Nicht

also inwiefern sie sich ereignet haben. Das ist ein Unterschied. Mit dem Worte „können“ wird die ganze Sesenheimer Affäre aus dem Bereiche des Faktischen in den des Möglichen versetzt. Und, in der Tat, Goethe hat nicht bloß Friederikens Charakter idealisiert, sondern er hat in seinen Sesenheimer Ereignissen nichts als einen kleinen Roman geliefert, eine „Idylle“, wie Loeper sagt, bei der sich nachweisen läßt, daß nur das Allgemeine Wahrheit, das Spezielle dagegen Dichtung sei. Eine der Erklärungen, welche Goethe selbst über die Bedeutung des Titels „Dichtung und Wahrheit“ gegeben hat, sagt, kein Zug in seiner Selbstbiographie sei mitgeteilt, der nicht erlebt sei, keiner aber auch, wie er erlebt sei. Goethe hatte sich für das Außerliche unbeschränkte Freiheit vorbehalten.

Um einige Kleinigkeiten hier anzuführen: es scheint, daß der sokratische Schuster, bei dem Goethe auf seiner, weil sie ihm verboten worden war, heimlichen Studententour nach Dresden logierte, nur eine mythische Person war, und es konnte sich mit seinem jungen Freunde in Frankfurt, den Goethe Pylades nennt, ja sogar mit den beiden Töchtern des Tanzmeisters so verhalten. Dies aber sind nur Vermutungen. Was Sesenheim anlangt, dürfen wir dagegen mit Sicherheit sagen, daß die Dinge dort nicht so verlaufen konnten, wie Goethe sie darstellt.

Es läßt sich der Beweis führen, daß er die Pfarrersleute anders kennengelernt haben muß, als er erzählt, daß die Familie anders beschaffen war, als er mitteilt, und daß wahrscheinlich auch der Abschied anders verlief, als im Buche steht.

Ich habe das erste Auftreten Goethes in Sesenheim in ziemlich genauem Auszuge mitgeteilt. Wir haben gesehen, welche Rolle Goldsmiths Roman dabei spielt, wie Goethe in den Sesenheimer Gestalten die wiedererkennt, welche im „Vicar of Wakefield“ die Hauptrolle spielen, ja wie er die Namen sogar eintreten läßt. Zwei Schwestern nur sind

Goethes Erzählung nach in der Brionschen Familie die ältere Salomea, die er Olivie nennt, die jüngere Riekchen. Es waren ihrer aber vier. Eine noch ältere, bereits verheiratet, und eine von fünfzehn Jahren, noch im Hause. Der von Goethe Moses genannte Bruder hieß Christian.

Dies will jedoch wenig besagen. Dagegen hat Loeper zuerst nachgewiesen, daß Goethes erster Besuch im Dorfe nicht in das Frühjahr 1771, sondern in den Oktober 1770 falle, wo Goethe den „Vicar of Wakefield“ noch gar nicht kannte! Lucius dagegen hat gezeigt, daß Drusenheim nicht zum Sesenheimer Sprengel gehörte, Georg also auch nicht in der Lage war, dem Pfarrer einen Kindtaufkuchen bringen zu müssen. Damit ist bis in die Fundamente hinein zerstört, was wir über diesen ersten Besuch berichtet finden.

Stehen die Dinge aber so, dann sind wir berechtigt, weiter vorzugehen. In Goethes Erzählung finden wir die Ereignisse vom ersten Tage in Sesenheim bis zum letzten in einem idealen Zusammenhange, daß eines genau dem andern entspricht und der Abschluß mit tragischer Notwendigkeit erfolgt. Goethe gesteht aber, was den Abschied anlangt, schließlich selbst, er erinnere sich der letzten Tage nicht mehr so genau, schafft sich für diese Partie mithin noch einen besonderen Vorbehalt in betreff der realen Richtigkeit seiner Erzählung. Und so, glaube ich, wollte es Goethe verstanden wissen, wenn er sagt: es sei von Gesinnungen und Handlungen hier nur insoweit die Rede, als sie sich hatten ereignen können. Das heißt: von den einzelnen Zügen der Partie wisse er nichts mehr, allein es könne wohl so gewesen sein, wie er erzählt habe.

Goethes Erzählung selbst aber verliert wahrhaftig dadurch nicht an Wert, daß wir sie nun als eine Mischung von schwacher Erinnerung und höchst lebendiger dichterischer Phantasie ansehen müssen. Die Zahl der Dichtungen Goethes erhöht sich in ihr um eine der schönsten Nummern. Die Erwägung, daß das wirkliche Riekchen Brion eine andere war

als die Friederike, welche uns in „Dichtung und Wahrheit“ so ruhrend entgegentritt, tut ihrem Andenken selber so wenig Schaden, als Charlotte Buff die Gewißheit geschadet hat, daß Weithers Erlebnisse in keiner Weise dem entsprechen, was in Wahrheit sich in Wetzlar zwischen Goethe und ihr im Hause ihres Vaters ereignet hatte. Goethe hat beiden Mädchen trotzdem einen Teil seiner Unsterblichkeit abgegeben.

Friederike ist unvermählt geblieben. Goethe hat sie 1779 wiedergesehen. Seine Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ schließt damit, wie ihm, nach dem Abschiede beim Fortreiten von Sesenheim, auf dem Wege plötzlich seine eigene Gestalt, im grauen Kleide mit Gold, zu Pferde entgegengekommen sei, ein Doppelgesicht, das darauf zu deuten schien, er werde einmal wieder nach Sesenheim zurückkehren. Und so geschah es. Über seinen Besuch 1779 besitzen wir den Brief an Frau von Stein mit einer Beschreibung der elsassischen Natur, einen der schönsten, die Goethe geschrieben hat, der als abschließender Epilog dieser Idylle gelten kann.

Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- und Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit. Ein milder, willkommener Atem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhängenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Geburgen in der Nahe, die abwechselnden Walder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art des Behagens, die ich lange entbehre.“

So schreibt er am Mittag des 25. September. Und nun macht

er sich abends nach Sesenheim auf, worüber drei Tage später Bericht abgestattet wird

„Den 25. abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ichs verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrigbliebe, betrug sich allerliebste mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie fuhrte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte kunsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei junger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesohnten in mir leben kann.“

Dieser Brief erklärt etwas, was in „Dichtung und Wahrheit“ nicht völlig erklärt wird. Goethes dauernde Ver zweiflung nach dem Abschiede, die innere Zerstörung, der er anheimfiel. Er irrte, gepeinigt von Gewissensbissen, einsam umher und konnte keinen Frieden finden.

Friederike hatte ihm doch vergeben. Was war vorgefallen, das ihm noch auf Jahre hinaus so peinigende Gedanken erweckte?

Schon aus einem Briefe, welchen Goethe von Sesenheim an Salzmann geschrieben hat, ersehen wir, was die „blaßlichen Wangen“ bedeuten, von denen er sagt, da wo er von seiner Verkleidung als Wirtssohn von Drusenheim erzählt, es hatte sie das schönste Rosenrot überflogen. Das junge, nur achtzehnjährige Mädchen war brustleidend, sie krankelte. Goethes Fortgehen hatte sie darauf in eine lebensgefährliche Krankheit gestürzt. Man hat geglaubt, Fausts Gretchen dürfe auf Friederike zurückgeführt werden, näher liegt, Marie Beaumarchais im „Clavigo“ mit ihr in Verbindung zu bringen. Alles, was Goethe aus eignen Vorwürfen sich sagen mußte, Friederiken gegenüber, finden wir in Clavigos Charakter wieder, während die heroische Milde Mariens, in einer zerbrechlichen irdischen Erscheinung, so schon auch dem entspricht, was Goethe über Friederikens Benehmen im Jahre 1779 an Frau von Stein schreibt.

Dadurch, daß wir Marie Beaumarchais als eine Schilderung Friederikens aus anderer Perspektive gleichsam kennenlernen, wird Friederikens Bild, wie „Dichtung und Wahrheit“ es geben, um ein Bedeutendes erhöht. Die Katastrophe der Idylle gestaltete sich für die Wirklichkeit fast zu einem tragischen Umschwunge. Wir ahnen in der echten Friederike einen herrlichen Charakter. Und so auch, wie sie in Wirklichkeit gelebt und gehandelt hat, ist sie keine unebenbürtige Schwester der idealen Friederike gewesen, welche uns in „Dichtung und Wahrheit“ entgegentritt. —

In diese Aufregungen hinein fiel für Goethe die Vorbereitung zur Promotion. Sie sollte erlangt, und dann in Frankfurt sofort mit der Anwaltspraxis begonnen werden.

Goethe konnte es nicht schwerfallen, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen. Von früh auf hatte ihn der Vater in das Rechtsstudium eingeführt. Goethe war ein guter Nachschlager im Corpus Juris. Daß er in Leipzig das zuerst hartnäckige Mitschreiben bald aufgegeben hatte, daran war nur schuld gewesen, daß er von zu Hause her so gründliche Vorkenntnisse mitgebracht. Es langweilte ihn, aufzuschreiben, was er schon wußte.

In Straßburg untergab er sich mit seinen juristischen Studien Salzmanns Leitung. Er trieb sie „mit so viel Eifer, als nötig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolvieren.“ Nebenbei studierte er alles Mögliche. Die Medizin reizte ihn am meisten. Aus den eigenen Aufzeichnungen Goethes über seine damalige Lektüre und seinen Exzerpten aus den gelesenen Büchern sehen wir, daß, wenn er sich im Alter gegen den Kanzler Müller rühmen durfte, tagtäglich im Durchschnitte etwa einen Oktavband zu lesen, er sich auf diese Leistung früh vorbereitet hatte. Er hegte den Wunsch, einfach von „allem“ Kenntnis zu nehmen. Er sammelte an geistigem Gut, was nur immer zu haben ist. Goethe hatte auch den echten Gelehrtentrieb, seine Ansichten weiterzugeben. Ware ihm einiges Gefühl für Kollegialität und die Gabe eigen gewesen, sich in eine Spezialität einzuschließen, so wurde er dem Schicksale, Professor zu werden, vielleicht kaum entgangen sein. Er war mehr zum „Schriftsteller“ angelegt, der sich von seiner einsamen Stelle an das große Publikum wendet und niemandem, dem er mündlich Rede zu stehen hatte, ins Auge zu sehen braucht.

Den 6. August 1771 wurde Goethe promoviert, und zwar zum Lizentiaten, nicht zum Doktor, wie er seitdem jedoch tituliert zu werden pflegte.

Seine Thesen haben wir noch, *ex officina Henrici Heitzii*,

die Dissertation dagegen, obgleich in gutem Latein, das zu sprechen und zu schreiben ihm gelaufig war, abgefaßt, blieb ungedruckt Der Vater hatte „ein Werk“ verlangt Der junge Doktor sollte mit einem respektablen Bande wieder einrücken Der alte Herr hatte auch das Thema und die Behandlung gebilligt, die Fakultät jedoch Bedenken gehabt Goethes Arbert handelte darüber, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen gewissen Kultus vorzuschreiben, von dem weder die Geistlichen noch die Laien sich losreißen durften

Dazu hatten wohl Rousseau und Herder ihren Segen gegeben Man sieht, wie auch in dieser Richtung damals die Ideen verbreitet wurden, welche zwanzig Jahre später in Frankreich so tolle Früchte trugen Die französische Republik zerstörte nicht bloß, sie hatte konstruktive Gedanken Wenn sie die katholische Religion abschaffte, so geschah das nicht, um das Volk überhaupt der Muhe zu entheben, einen Kultus zu haben Die französische Gesetzgebung führte den Kultus der Vernunft ein, für den auf öffentlichen Altären Opferfeuer entzündet wurden Dies und einiges andere ist bekannt, nimmt heute aber zu sehr den Anschein von Besonderheiten an Wir wissen heute zu wenig von den positiv-romantischen Versuchen der französischen ersten Republik Von den Anstrengungen, ein eignes Kostüm für die neue Zeit zu bilden Rousseau hatte im Abschlusse seines „Émile“ dieser Religion der Zukunft zum ersten Male äußere Formen gegeben Auf seligen Inseln findet sich bei ihm die gereinigte, wiedergeborene Menschheit zusammen, wo in griechischen Tempeln das höchste Wesen verehrt wird Das Griechische galt damals für das Reimmenschliche

Wieweit Goethe in seiner Abhandlung eigne Ideen vorbrachte, wieweit er auf Rousseau einging, wissen wir nicht Er selbst berichtet daraus nur, daß er die Herstellung sämtlicher Religionen als Ausfluß gesetzgeberischer Tätig-

keit nachgewiesen und die Entstehung des Protestantismus als letzten Beweis dafür angeführt. Daß der Dekan die Arbeit nicht unter den Auspizien der Universität gedruckt zu sehen wünschte, soll besonders deshalb der Fall gewesen sein, weil einige Äußerungen gegen die Grundlehren des Christentums darin vorkamen

Die Promotion lief glücklich ab Die Tischgesellschaft heferte die Opponenten Der übliche Schmaus wurde gegeben, und Straßburg war abgetan —

Den 28 August 1771 wurde in Frankfurt eine Eingabe des Doktor Goethe gemacht, welche um Zulassung zur Advokatur bat; „Wohl- und Hochedelgebohrne, Vest und Hochgelahrte Hoch- und Wohlfursichtige Insonders Hochgebietende und Hochgeehrte Herren Gerichts Schultheiß und Schöffen Ewre Wohl auch Hochedelgebohrne Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre, usw “ Drei Tage nachher erfolgte die Gewährung

FRANKFURT

1771—72

„Götz von Berlichingen“

Nachdem Goethe als Advokat angenommen und in die Frankfurter Bürgerrolle eingetragen war, ließ sich sein Vater den literarischen Verkehr im eigenen Hause gern gefallen, der der gesamten Familie die Freundschaft vieler vorzüglicher Menschen eintrug. Und als der alte Herr sah, mit welcher Leichtigkeit, mitten in dieser Unruhe, der Doktor seine juristischen Kenntnisse anwandte, steigerte sich die Zufriedenheit zur Bewunderung. Er soll gesagt haben, als Jurist wurde er seinen Sohn beneiden, wenn er nicht sein Vater wäre. Goethes eigne Mitteilungen über seine gerichtliche Praxis sind durch Kriegk ergänzt worden, welcher zuerst die noch vorhandenen Akten durchgesehen und eine Reihe juristischer Äußerungen Goethes daraus ans Licht gebracht hat. Der Standpunkt, welchen Goethe hier einnimmt, zeigt, wie sehr sein Wesen damals aus einem Gusse war. Er geht als Anwalt frisch und leidenschaftlich auf die Dinge los.

Es traten damals auch im öffentlichen Rechtsleben die Folgen des Umschwunges hervor, der sich auf den andern Gebieten geistiger Arbeit vollzog. Statt der bisherigen pedantischen, gelehrten Auffassung und Behandlung sollten rein menschliche Gesichtspunkte maßgebend sein. Goethe sagt, er habe sich die Plaidoyers der französischen Advokaten zum Muster genommen. Er scheint seine Vorbilder jedoch um ein gutes Teil überholt zu haben. Der Vertreter der Gegenpartei geriet beim ersten Prozeß in solche Aufregung,

daß der juristische Streit in einen persönlichen Handel ausartet, bei dem man sich beinahe Injurien sagte, und daß zuletzt jeder der beiden Advokaten vom Gericht einen Verweis erhielt. Wenn Prokurator Theiß hinterher erklärte, er habe sich durch Goethes Erwiderungen zu einer ihm sonst fremden Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, so begreifen wir das angesichts der Akten wohl. Übrigens gewann Goethe den Prozeß. In den späteren Sachen identifiziert er sich weniger mit den Parteien, die er zu vertreten hat.

Selten wohl hat ein junger Jurist so großartig zu praktizieren begonnen. Der Vater studierte als geheimer Referendar die Akten und legte sie zur Ausfertigung vor, welche dann mit jener ihn zur Bewunderung hinreißenden Leichtigkeit erfolgte. Goethe aber hat damals offenbar nur deshalb die Advokatur zu betreiben angefangen, weil er den alten Herrn so lange zufriedenstellen wollte, bis er mit sich selber einig wäre, wohin er sich wenden konnte.

Die Art und Weise, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ über seinen Vater geurteilt hat, ist ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Goethe aber, indem er seine Erlebnisse rekapitulierte, um sie der Welt als Kunstwerk mitzuteilen, wog im Hinblick auf seine Aufgabe ab, welche Stellung den verschiedenen Erscheinungen gebühre, durch die hindurch sein Weg gelaufen war, und wie man sie zu fassen habe, um ihnen die darstellbare Seite abzugewinnen. Er war längst zu der Erkenntnis gekommen, daß, wo es sich darum handelte, einen Menschen als historische Tatsache zu geben, nur sehr wenig bei ihm der Erwähnung würdig sei. Ein Mann kann die vorzüglichsten Eigenschaften besessen haben, ohne daß aus ihrer Harmonie ein Ton herausklänge, der sich als das eigentliche Charakteristische für die Kenntnis der Nachwelt fixieren ließe. Dagegen kann ein Mensch durch Handlungen, welche weder die ihm gebührende Ehre vermehrten noch überhaupt, um getan zu werden, besonderer Kräfte

bedurften, denen aber ein gewisses Leben an sich innewohnt, Gestalt gewinnen. Er muß sich gefallen lassen, nur auf diese eine Seite seiner Tätigkeit hin geschildert zu werden, während der Rest, vorzügliche Betätigungen einer edlen Denkungsart vielleicht, in Dunkelheit versinkt. Als Goethe seinen Vater schilderte, faßte er ihn aus den Erfahrungen heraus, die er selbst, alternd und sich beobachtend, an der eignen Natur gemacht. In jüngeren Jahren hatte er einmal in einem Briefe an die Fahlmer, der er über seine Eltern offen reden konnte, im Hinblick auf seinen Vater ausgerufen: „Bin ich denn selbst vom Schicksal dazu bestimmt, so kleinlich zu werden?“ Später aber mußte er in der Tat an sich manches von der pedantischen Richtung seines Vaters gewahr werden. Das Registrieren war ihm von dieser Seite her überkommen. Das Sammeln, das Aufheben von Kleinigkeiten. Der Vater treibt den Sohn, Angefangenes zu vollenden, weniger aus Interesse an der Sache als aus Ordnungsliebe. Er klebt seine unfertigen Zeichnungen auf und umzieht sie mit Randern. Wir werden sehen, wie diese Neigung zu äußerlicher Ordnung auf Goethe übergehend sogar eine eigne literarische Form auf dem Gewissen hat: denn das Einschachteln, durch das „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ zuletzt ein so umfangreicher Roman wurde, muß auf diesen Ordnungstrieb zurückgeführt werden, und vielleicht steht sogar die dissolute Form des „Faust“ mit ihr im Zusammenhang. Goethes Vater freilich hatte kein geistiges Element in sich, an dem seine Schwachen sich so zu Starkeseiten umbilden konnten. Er qualte sich mehr und mehr mit den Äußerlichkeiten des Daseins. Er war in allem, was Geldausgeben anlangte, peinlich, zuletzt krittelig. Endlich zwang er seinen Sohn sogar, den freien Verkehr mit ihm aufzugeben und das, was mitgeteilt werden sollte, in bedachter Weise erst zurechtzuliegen, um nicht auf hemmenden Widerspruch zu stoßen. Sollte vom Alten etwas erlangt werden, so mußten

besonders präparierte Briefe deshalb verfaßt werden. In dem kleinen Gedicht, in welchem Goethe sein eignes Wesen auf Vater und Mutter zurückführt, gibt er als Erbschaft von seiten des Vaters „die Statur“ und „des Lebens ernstes Führen“ an.

In demselben, aller Welt bekannten Verse wird dann als das, was Goethe „Mutterchen“ zu verdanken hatte, von ihm die „Frohnatur“ genannt und „die Lust zu fabulieren“. Damit ist in der Tat erschöpft, was Goethes Mutter, „die Frau Rat“, auszeichnete.

Frau Rat hatte das Zeug, zu einer historischen Person zu werden. Goethes Vater ist uns entbehrlich; wir brauchen ihn nicht, um in Gedanken Goethe zu konstruieren, die Mutter aber ist unzertrennlich von ihm. Sie bildet einen Teil seines Wesens. Sie verstand ihn von Anfang an. Sie ahnte ihn. Alles, was Goethe Herrliches erfüllt hat, entsprach vielleicht nur einem Teile noch größerer Erwartungen, welche diese Frau hegte.

Wer aber auch ist so sehr berufen und befähigt, das Schöne und Hoffnungsreiche in einem andern zu sehen, als eine Mutter, die ihren Sohn beurteilt? Der elendeste, verstoßene Mensch: ein paar Augen haben ihn einmal schon gefunden und hatten ein Recht dazu. Welche Scharfsichtigkeit, welche zukünftigen Königreiche nun aber erst, wo Vorzüge wirklich vorhanden sind! Und nun müssen wir sagen, daß Goethes Mutter Extragaben für ihre Mission empfangen hatte. Sie war eine geniale Natur. Eine unverwundliche Lebenskraft stand ihr zu Gebote und eine festgestempelte Eigentümlichkeit in jeder Gedankenwendung, die mit wachsenden Jahren nur zunahm.

Sie war ihrer Zeit mit Goethes Vater, wie man sagt, verheiratet worden. Sie trat ein als treue Genossin und Wirtschaftlerin eines Mannes, dessen Beschäftigungen und Individualität ihr gleichgültig waren. Wir sehen sie erst glücklich werden und gleichsam mehr und mehr aufwachen.

gierig auf. Das ist ihr eine „Wollust“ Sie urteilt dann über die Dinge ungeniert und treffend Sie war breit und stattlich und trug imponierende Hauben Sie hatte immer einen Kreis von jungen Mädchen um sich, die ihr mit schwärmerischer Liebe anhängen Im Theater saß sie in ihrer eignen Loge und applaudierte, als geschehe es in Goethes speziellem Auftrage Von dort aus präsentierte sie ihre kleinen Enkelkinder dem Publikum Am schönsten und wahrhaftigsten, im Sinne von „Dichtung und Wahrheit“, ist sie von Bettina beschrieben worden Es gibt viele Briefe von ihr, unbefangen und lebendig abgefaßt, rechte Großmutterbriefe, und kein totes Wort darin

Wichtiger aber als Vater und Mutter, Frankfurt und juristische Praxis wird für Goethe nach der Straßburger Zeit jetzt die Bekanntschaft mit einem Manne, der einen Einfluß auf ihn gewinnt, wie ihn nur Herder gehabt hatte: Merck in Darmstadt

Durch Herder war Goethe nach Darmstadt gewiesen worden In Darmstadt lebte Karoline Flachsland, mit der Herder sich verlobte, noch ehe er nach Straßburg ging Fraulein Flachsland — damals hieß es die Flachsland, oder Demoiselle Flachsland — gehörte zu einer Gesellschaft, welche sich mit den Darmstädter Hofkreisen berührte, im Sinne der damaligen Zeit hochgebildet, eine Gesellschaft etwa, wie sie Jean Pauls Romane schildern Ein Vorwalten der geistigen Existenz, ein Schweben in höheren Anschauungen, eine auf das Innere gerichtete Energie und mit alledem eine Einfachheit und Zuversicht verbunden, wie die heutige Welt sie nicht mehr besitzen kann In diesen Kreisen wurde Goethe bald heimisch, und hier trat er zuerst als Dichter und nichts weiter auf Hier fand er Merck. Einen jüngeren Mann, aber viel alter als Goethe, Beamten, noch nicht lange in Darmstadt ansässig, was seine Vergangenheit anlangt niemand wußte recht zu sagen, was er vorher betrieben hatte

Ich habe für Goethe auch den Titel eines Historikers beansprucht. Ich hatte dabei nicht etwa daran erinnern wollen, daß Goethe einmal die Absicht hegte, die Geschichte Bernhards von Weimar zu schreiben, für die er sich bis zu einem gewissen Grade in die weimarischen Archive einarbeitete, ich meine damit auch nicht, daß Goethe sich, wie er getan hat, mit systematischem Studium eine quellenmäßige Kenntnis der allgemeinen Historie zu verschaffen suchte, sondern ich habe folgendes im Auge. Zwei Dinge machen den Historiker: daß die Ereignisse der Vergangenheit in organischem Zusammenhange sich ihm vor die Blicke stellen, und daß er die Fähigkeit besitze, künstlerisch wiederzugeben, was er so sieht. Beides war Goethe eigen. Wir brauchen nur die Einleitung zu seiner „Farbenlehre“ durchzulesen, um zu gewahren, wie die historische Methode als die natürliche in ihm lag. Wir dürfen nur „Dichtung und Wahrheit“ auf Komposition und Sprache hin untersuchen, um zu beobachten, wie hier mit bewußt angewandter Kunst die memoirenhafte Darstellung durchgeführt worden ist.

In „Dichtung und Wahrheit“ nun hat Goethe eine Reihe von Charakteristiken so ganzlich hineingearbeitet, daß man ihnen neben dem übrigen Texte keine besondere Aufmerksamkeit widmet. Für sich betrachtet aber treten sie als Meisterstücke hervor, und es zeigt sich in ihrer Behandlung eine Anlehnung an römische Muster, daß diese Partien, von jemand, der die Wendungen des Tacitus im Gedächtnisse hätte, ins Lateinische übertragen, uns wie taciteische Fragmente anmuten würden. Während Johannes von Müller eine äußerliche Nachahmung versuchte, derentwegen er schließlich Spott ertragen mußte, hat Goethe sein Studium seiner Vorbilder durchaus versteckt. Hören wir, wie er über Merck sich ausspricht:

„Von seiner früheren Bildung wußte ich wenig zu sagen. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben.“

und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urteilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern, entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervorspringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin- und widerging, etwas Tigerartiges. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältnis von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert und ließ diesen grinsenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu tun, was einen andern krankte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde.“

Mercks Einfluß auf Goethe, von dem dieser selbst sagt, daß er der „größte“ gewesen sei, ist deshalb so auffallend, weil Goethe Merck ausdrücklich das „Positive“ abspricht. Goethe kommt im höchsten Alter, als Merck längst der Erinnerung der Menschen entrückt war, auf ihn zurück. In den Unterhaltungen mit Eckermann ist anfangs nicht, später mehrfach von Merck die Rede. Was konnte Goethe daran liegen, Eckermann, dessen Fähigkeiten er genau kannte, über einen seltsamen Menschen aufzuklären, den er doch niemals verstanden hätte? Sicherlich hatte Mercks Charakter etwas,

das Goethe bis zuletzt neu zu denken gab und nach einer Auflösung verlangte Goethe sagt einmal zu Eckermann ein solcher Mensch, jetzt, 1830, auf die Welt kommend, wurde gar nicht mehr das werden können, was er gewesen ist Dies scheint mir jedoch nicht das Wichtigste bei Merck, sondern das Problem beunruhigte Goethe offenbar, daß ein Mann wie Merck, bei durchdringendem Verstandnisse der Menschen und der Dinge und bei entschiedenem persönlichen Einwirken auf andere und auf ihn selbst, trotzdem, mit dem höchsten Maß gemessen, gleich Null war Goethe spricht dies hart aus Er verneint jetzt ausdrücklich, daß Merck „edel“ gewesen sei Wir wissen, wieviel bei Goethe mit dem Begriffe zusammenhing, den er mit diesem Worte deckte

Dem Edlen setzt Goethe das Gemeine (Banausische) entgegen, und das ist das Diabolische bei Mephistopheles, daß ihm das Positive, Schöpferische aus eigener Initiative abgeht und er trotzdem Faust so unentbehrlich ist, daß er, um wirksam zu sein oder überhaupt nur zur Erscheinung zu kommen, sich zu einem Gedanken erst in Gegensatz bringen muß, den ein anderer hegt Fehlt dieser Stoff, so kommt sein Geist nicht ins Phosphoreszieren und ist so gut, als wäre er nicht vorhanden

Goethe notiert einmal in seinem Tagebuche, Merck sei „der einzige, der ganz erkenne, was er (Goethe) tue“ Nirgends aber druckt er jemals Sehnsucht nach ihm oder nur Respekt vor ihm aus Er überschaut ihn in seiner Hohlheit von Anfang an, kann ihn aber als unbestechlichen Spiegel der Erscheinungen, wie sie sind, nicht entbehren Merck ist wie ein vorzügliches Lexikon, in dem sich über jedes Wort Auskunft findet, während zugleich das alles gewahrende Buch nicht einen einzigen Gedanken um seiner selbst willen enthält

Es ist behauptet worden, Merck sei gegenüber dem, was Goethe über ihn sagt, nicht zu seinem Rechte gelangt Es

laßt sich nicht leugnen Goethe spricht mit Harte von Merck, sosehr er zugleich die Verpflichtungen eingesteht, die er gegen ihn hat Hatte Goethe als junger Mann, im augenblicklichen Gefühle dessen, was Merck bei seinen Lebzeiten ihm war, ihn darstellen sollen, so wurde er vielleicht in einem Tone geschrieben haben, der jener Tagebuchnotiz mehr entsprach Zu der Zeit, wo er „Dichtung und Wahrheit“ schrieb, mußten die Gesichtspunkte künstlerischer Art, von denen bei der Charakterisierung des alten Rates Goethe die Rede gewesen ist, den Ausschlag geben Goethe erkannte, daß Merck, nachdem seine wirkende Persönlichkeit und der Kreis derer, die sie gekannt und verstanden hatten, hinweggegangen war, nur noch in den Elementen fortexistierte, die er für Mephistopheles geliefert hatte in der persönlichkeitslosen Kritik, in der energischen Verkörperung des Geistes, dessen einzige Macht ist, zu verneinen Hätte Goethe bei seiner Portratierung Mercks nicht hieraufhin die Farben gewählt, so wurde aus seiner Schilderung eine sanfter gefarbte Erscheinung hervorgegangen sein, die jedoch in verschwimmenden Umrissen sich unter der Masse der übrigen guten und braven Menschen verloren hatte, welche damals zu Millionen in Deutschland lebten (wie sie heute tun), aber die viel zu weich sind, um auf den Erztafeln der Geschichte auch nur den leisesten Ritz zu hinterlassen Das Erstaunlichste bei der von Goethe gegebenen Charakteristik Mercks ist daß neben dem Bilde einer durchaus eigenartigen Individualität, von der man glauben mochte, es habe nie ein zweites Exemplar dieser Art gelebt, eine allgemein typische Gestalt aus Merck geworden ist, mit der mancher Charakter zusammenfallen mochte, dem man im Leben begegnete und dem gegenüber man selber vielleicht sich in ähnlicher Lage fühlte Mogen jetzt, wo Mercks Unsterblichkeit durch Goethe auf diesem Wege gesichert worden ist, wohlwollende Menschen ihn in Schutz zu nehmen und seine Ecken abzuglätten

suchen Wer aber, was Goethe über ihn gesagt hat, überhaupt ausgelöscht zu sehen wünschte, wurde Mercks Angelegen auf Nimmerwiedersehen unter das Eis stoßen Merck also war das Zentrum des Darmstädter Kreises Solche Gesellschaften fühlen sich erst recht vereinigt, wenn einer unter ihnen, auf dessen Urteil man absolutes Vertrauen setzen darf, sich als unbarmherziger Kritiker aufzutut Dies war die Rolle Mercks in Darmstadt, bald auch in Frankfurt, wo er mit Goethes Eltern bekannt wurde In Mercks Druckerei, in Langen bei Darmstadt gelegen, wurde später der „Gotz“ gedruckt, und das Haus hat seine Denktafel erhalten, ebenso wie eine Felseninschrift am Herrgottsberge im Bessunger Walde die Stelle bezeichnet, wo Goethe im Kreise seiner Darmstädter Freunde und Freundinnen 1772 den „Felsweihgesang an Psyche“ dichtete Diese Erlebnisse sind in „Dichtung und Wahrheit“ behaglich geschildert, während die Briefe der Flachsland noch feinere und momentanere Schilderungen einzelner Tage hinzufügen

Sie beschreibt, wie man zusammen las, spazieren ging, schwärmte, Punsch trank — ein Getränk, das als eine Art Nektar zweiter Klasse sich überall von selbst verstand, wo die Gotter dieser Erde damals beieinander waren —, wie man zusammen tanzte, schließlich auch sich küßte Karoline Flachsland ist nicht nur, was jene Darmstädter Tage anlangt, eine wichtige Persönlichkeit für Goethe gewesen, als Herders Frau ist sie ein langes Leben hindurch neben Goethe hergegangen und gehört zu den Frauen, die ihm am meisten zu schaffen gemacht haben Die Mischung erhabener Leidenschaftlichkeit und platter, wohlberednender Realität, die ihren Charakter bildete, ergab, alles in allem betrachtet, ein unerfreuliches Fazit 1772 jedoch, jung, energisch und gehoben durch das Bewußtsein, von einem der ersten Männer Deutschlands geliebt zu werden, gereichte ihr sturmishes Wesen ihr eher zum Vorteile Sie war

Goethes besondere Freundin, nahm ihn gegen Herder in Schutz und machte ihm die Honneurs in Darmstadt, wo man ihn auf Merck und die Flachsland hin als einen Menschen ansah, der, anders und besser als die übrigen, ein Recht hatte, als etwas Besonderes aufzutreten. Auch seinen Kummer über Friederike durfte er in Darmstadt aussprechen. Er schreibt, wie er auf dem Wege nach Darmstadt, den er zu Fuß zurücklegte, durch Sturm und Wetter fortschreitend, sich die Gedichte vorsagte, die ihm als unmittelbare Erzeugnisse des Augenblickes auf die Lippen kamen. Wanderers Sturmlied ist so entstanden. „Wen du nicht verlassest, Genius“ —, und viele seiner schönsten Verse sind damals gedichtet worden. Aus wenig Epochen dagegen mangelt uns so sehr die Korrespondenz. Vom November 1771 bis Juli 1772 sind höchstens fünf Briefe erhalten. Wohl fast alle seine an Merck gerichteten Briefe dieser Zeit sind vernichtet. Es ging eine Veränderung mit Goethe vor: seine alten Brieffreunde waren abgetan, neue noch nicht gewonnen. Für Herder war er immer noch zu jung. Herder hatte andere Leute, denen er sein Herz ausschütten konnte. Ihm lag daran, Verbindungen zu pflegen, durch die er eine Professur erhalten konnte, da es ihm in Buckeburg nicht gefiel. Hatte die Flachsland nicht zwischen Goethe und Herder gestanden, so hätten sie sich damals vielleicht für immer gegenseitig abgeschüttelt. Herder scheint ein Vorgefühl dessen gehabt zu haben, was das Schicksal später fugte, als konnte die Wucht des Goetheschen Geistes ihn einmal zu Boden drücken. Im Spotte nennt er Goethe in seinen Briefen damals bald „zu spatzenmäßig“, bald doch wieder den „großen Goethe“. Solche Witze macht man nicht aus freier Luft.

Aber Herder konnte auch aus der Ferne Goethe nicht mehr beurteilen. Als sie sich trennten, hatte Goethe noch viel von dem gefehlt, was jetzt, nach dem Abschlusse der Straßburger Zeit, als ein Geschenk des Himmels über ihn ge-

kommen war „Faust“ und „Gotz“ wurden in Straßburg noch als Kontrebande betrachtet, das Studieren ging vor. Auch in Frankfurt mußte angesichts des Vaters die erste Zeit der Schein bewahrt bleiben, als sollten Prozesse geführt werden. Aber mit seinen literarischen Plänen im Kopfe stand er auf und ging er zu Bette. Es breitet sich nach der Rückkehr ins väterliche Haus seine Existenz bald in solchem Umfange aus, daß ihm selber, als er in „Dichtung und Wahrheit“ zur Darstellung dieser Epoche kam, der chronologische Faden riß, an dem sich bis dahin die Ereignisse leicht aufreihen ließen. Goethe, in dessen Geiste jetzt eine unermessliche Gedankenproduktion sich entfaltet, der auf Schritt und Tritt mit neuen Menschen in Berührung kommt, und zwar mit den bedeutendsten, die in Deutschland zu finden waren, der zugleich alles Neuerscheinende liest und sich assimiliert, verläßt die gewöhnlichen Wege und entweicht vor unserer Betrachtung wie in die Luft. Wer wollte auch unternehmen, einen Menschen von solcher Kraft in der Zeit seiner blühendsten Entwicklung ausreichend zu schildern, in der selbst die mit gewöhnlichen Gaben Ausgerüsteten den Anschein außerordentlicher Begabung anzunehmen pflegen? Wurden alle jungen Mädchen das, was die meisten zwischen 16 und 18 Jahren zu werden scheinen, hielten alle jungen Männer, was viele zwischen 20 und 25 versprechen, so standen Schönheit und Geist und Genialität und unerschöpfliche Lebenskraft in späteren Jahren nicht in so großem Ansehen. Ein Glück, daß jeder im Genuß dieser Lebensblute an ihre Unendlichkeit glaubt. Diesen Glauben an die eigne unerschöpfliche Jugendkraft müssen wir in entsprechender Stärke hinzunehmen, um uns ein Bild zu machen von Goethes außerordentlicher Erscheinung in den Jahren, welche nun beginnen und deren steigender Reichtum in der Tat niemals ein Ende nahm. Herder wußte wohl, daß es Menschen geben könne, die auf so wunderbare Weise über den Rest

der Menschheit erhoben werden, allein als eine kritische Natur konnte er sich nicht entschließen, ohne die entscheidenden Proben und aus der Ferne, Goethe zuzugestehen, daß er das Recht besitze, als ein solcher Liebling der Vorsehung einherzuschreiten Diese Probe nun aber sollte geliefert werden Goethe schrieb den „Gotz von Berlichingen“ An der Art und Weise, wie Herder das Stück aufnahm, laßt sich das verfolgen, was in bezug auf Goethe damals Herders Bekehrung genannt werden konnte Von „Gotz“ muß jetzt die Rede sein

„Gotz von Berlichingen“ war Goethes erste Frankfurter Arbeit Es ist Goethes erste große Dichtung, die ihn innerhalb Deutschland „mit einem Schlage“ zum ersten Dichter erhoben hat Mit „Gotz“ traf er mitten ins Schwarze, und es konnte von Rangstreitigkeit nicht mehr die Rede sein Es wurde ihm als demjenigen gehuldigt, der die erste Stelle einnehme, und zwar ehe noch sein Name bekannt geworden war, denn das Drama war anonym herausgekommen. Gegner hatte Goethe jetzt nur noch in denen, welche ihn beneideten, sich die Augen zuhielten, oder zu alt waren, um zu empfinden, welche Luft in dem Stucke wehte So ist Friedrich des Großen Urteil aufzufassen, von dem nicht zu verlangen war, daß er Shakespeare und Goethe in seinen ältesten Tagen noch schätzen lernte

Um uns klar zu werden, was von Goethe hier geleistet worden sei, müssen wir ein paar Jahrhunderte europäischer Bühnenentwicklung rasch durchschreiten Goethes „Gotz“ ist der erste gelungene Versuch, dem deutschen Volke, dem das Schicksal eine eigne Bühnenentwicklung versagen zu wollen schien, dennoch ein historisches Drama zu schaffen, kein Bühnenstück, sondern nur ein gelesenes Drama Wir werden sehen, inwieweit die heute im tadelnden Sinne gebrauchte Bezeichnung „Buchdrama“ ihre Berechtigung und, für uns Deutsche, ihre Geschichte hat

Das moderne europäische Theater ist keine autochthone Schöpfung der modernen Zeit, sondern nichts anderes als das durch die Jahrhunderte hindurch in immer neu umgewandelter Gestalt bis auf uns fortgeführte antike Theater. Dieselbe Kontinuität und legitime Erbfolge, die wir bei Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Rechts- und Staatseinrichtungen beobachten, waltet auch hier. Die griechische Bühne wird von den Römern aufgenommen, sowohl im eigenen Idiom beibehalten als im lateinischen nachgeahmt, und macht die Schicksale des römischen Reiches, erst blühend, dann stagnierend, dann herunterkommend und endlich nur fortvegetierend, mit durch. Nie aber wird überhaupt aufgehört, Tragödie und Komödie zu lesen und zu spielen, ebensogut wie immer lateinisch und griechisch gesprochen wird. Im 5. Jahrhundert, als die Goten Gallien eroberten, delectiert sich der gallisch-römische Apollinaris Sidonius, der ein christlicher Geistlicher war, mit seinen Freunden am Menander, und unter Goten, Franken und Vandalen werden immerfort nach dem Muster des Virgil Hexameter gebaut, nach dem des Sueton Historien geschrieben und aus dem Terenz Gespräche gelernt. Einhards Geschichte Karls des Großen ist meist aus Suetonischen Phrasen zusammengesetzt. Terenz' und Plautus' Komodien, die die echt griechische Bühne in sich tragen, sind sicherlich in allen Jahrhunderten in Italien gespielt worden. Das römische Theater ist durch die trübsten Jahre Italiens — in denen aber doch wohl jeden Frühling die Rosen blühten und jeden Herbst Wein gekeltert wurde — armselig und lebendig durchgerettet worden, um in der Zeit dann, wo die klassische Bildung in jungen Trieben, erst ganz bescheiden, dann immer uppiger neu auszuschlagen begann, an der allgemeinen Renaissance teilzunehmen. Im 15. Jahrhundert gehören Aufführungen klassischer Stücke, bei oft kostbarem szenischen Luxus, zu dem Hergebrachten, und im 16., dem Raffaels und Ariosts, erheben sich die italienische Komödie,

Tragödie und Oper Um die Mitte dieses Jahrhunderts etwa hatte sich schließlich ein besonderer italienischer Schauspielerstand mit dazugehöriger Literatur gebildet, und es begannen organisierte Banden von Komodianten die Länder des übrigen Europas, wo glänzende Höfe waren, zu bereisen

Das aber konnten nur drei Länder sein Spanien, Frankreich und England Deutschland hatte keine Hauptstadt und keinen im Sinne der anderen Nationen gebildeten Adel Dies die erste Ursache, warum sich die Bühne bei uns nicht entfaltete wie anderswo

In jedem jener drei Länder entstanden aus dem Zusammenstoße italienisch-klassischer Bühnenpraxis und der bereits vorhandenen Anfänge inländischer dramatischer Kunst, über die hier zu sprechen unnötig ist, eigne nationale Bühnen mit bedeutenden Dichtern Dies ist der Boden, auf dem in Spanien Lope de Vega und Calderon, in England Shakespeare aufkamen, während Italien und Frankreich Namen von Bedeutung anfangs nicht aufzuweisen haben Um die Mitte des 17. Jahrhunderts jedoch übernahm Frankreich die Führung Corneilles Jugendarbeiten gehören noch der eben charakterisierten Richtung an, dann erhob er sich zu seiner eignen glänzenden Manier und zog Molière und Racine nach sich, und damit war, wie in Dingen der Politik und des Geschmacks und der Gelehrsamkeit überhaupt, die Suprematie des französischen Dramas entschieden. Überall wird es nachgeahmt, und um 1700 etwa ist seine Oberherrschaft eine dermaßen vollendete Tatsache, daß in ganz Europa von Gelehrten wie vom Publikum als ausgemacht angenommen wird, es sei selbst die griechische Tragödie von der französischen in Schatten gestellt worden. Als dann gar die erste Tragödie Voltaire's erschien, der dem Urteile seiner kompetentesten Zeitgenossen zufolge Corneille und Racine samt den Griechen übertroffen hatte, schien eine derartige Höhe erreicht, daß weitere Sprossen dieser Leiter

überhaupt undenkbar wurden Die maßgebende Überzeugung vom höchsten Werte des hier nun endlich Erreichten stimmt zu den übrigen Symptomen äußerster Zufriedenheit mit sich selber, die wir bei anderer Gelegenheit bereits als das Charakteristische der ersten Hälfte des 18 Jahrhunderts erkannten

Nun aber auch hier der Umschwung

Derselbe Voltaire, der das Bestreben hatte haben sollen, die Überzeugungen seiner Mitmenschen, die ihm einen so hohen Rang zuerteilten, unerschüttert zu lassen, war auch der große Zerstörer des geistigen Zustandes, auf dem seine Herrschaft beruhte Voltaire ist kein Mensch zweiten Ranges gewesen, der muhsam berechnete, was seiner Beruhmtheit zutraglich sein durfte Er stand zu hoch, um so kleinlich zu sein Er wollte vor allen Dingen vorwärts und rüttelte die alte Maschine zusammen, ohne an sich zu denken Er bereitete die Umänderung der Gesinnungen Europas vor, die in allen Richtungen menschlich geistiger Tätigkeit nun sich geltend machte Die Bühne war damals ein zu wichtiger Faktor des öffentlichen Lebens, um nicht auch in erster Linie berührt zu werden Auch hier wollte man Rückkehr zur Natur, war man der allgemeinen, über den Zeiten und Naturen stehenden Helden mude und verlangte bestimmte nationale, historische Charaktere Voltaire, den man mit Unrecht den Verkleinerer Shakespeares genannt hat (den er natürlich nur so weit verstand, als er ihn in seiner Zeit verstehen konnte, und über den er freilich mit derselben hochmutigen Sicherheit urteilte, wie er es über Corneille tat), hat zuerst Shakespearische Gestalten in den Rahmen der bisherigen, mustergültigen französischen Tragödie hineinzupassen gesucht und den Umschwung herbeigeführt, welcher in Frankreich durch die Bekanntschaft mit der englischen Bühne, wie diese vor der Alleinherrschaft der französischen bestanden hatte, Platz griff

Denn war auch in England die sogenannte klassische Tra-

godie der Franzosen siegreich gewesen, so konnte doch nur ein Achtungserfolg errungen werden, und das alte englische Theater mit Shakespeare hatte sich nicht verdrängen lassen. Der dem englischen Volke eingeborene Realismus ließ das volksmäßig entstandene Drama nicht wieder untergehen. Man bewunderte die französische Form, genoß Shakespeare aber nach wie vor. Voltaire entdeckte mit Erstaunen, wie Shakespeare in Julius Caesar eine politisch fast modern handelnde Figur hingestellt hatte, welche Seiten herauskehrte, die mittelst der französischen Tragodienpraxis gar nicht zu fassen waren. In dem Maße, als die englische Staatsphilosophie in Frankreich größeres Verständnis fand, wandte man sich in Paris der Nachahmung des englischen Dramas zu. Diderot schuf nach seinem Vorbilde die „comédie larmoyante“, die Vorführung tragischer Stoffe im Kostume der Gegenwart und in prosaischer Form.

Von Diderot empfangen wir jetzt in Deutschland den ersten Anstoß zur Bildung eines nationalen Theaters. Die „weinerliche Komodie“ sagte uns zu. Eine Handlung, bei der zu Anfang Angst ausgestanden und zuletzt gelacht wird. In Frankreich spielte man nach den Tragodien eine Farce zum Lachen. Das deutsche Publikum wünscht dies abschließende, beruhigende Wohlgefühl gleich aus dem Drama selber zu schöpfen. Wir wissen, was Lessing Diderot zu verdanken hatte.

Der Grund, warum sich bei uns kein nationales Theater bilden konnte, ist bereits ausgesprochen worden. Mehr als jede andere Kunststätte bedarf die Bühne, wenn sie sich zu höherer Existenz erheben soll, eines getreuen, die wirkliche Kritik des Volkes repräsentierenden Publikums. Nur wo das Theater von der unausgesetzten, feinsten Beobachtung der höher Gebildeten und zugleich von dem mehr oder weniger gereizten Beifallsgeschrei der Ungebildeten, welchen ihr wichtiger Anteil an der allgemeinen Kritik hier zuerkannt

bleiben muß, kontrolliert wird und von ihr abhängt, kann es sich fruchtbringend entwickeln. Dies, soweit wir den Schauspieler in erster Linie in Betracht ziehen. Was den Dichter dagegen anlangt, so muß noch ein anderes Element hinzutreten, das ebenfalls nur große nationale Zentren zu liefern imstande sind. Vor seinen Augen muß sich wirklich politisches Leben in handelnden Charakteren entfalten, deren Tätigkeit nicht weniger offenbar ist und der Begutachtung dieses selben ausgebreiteten Publikums unterliegt. Woher anders sonst soll er Vorbilder für seine Gestalten nehmen? Die Helden Corneilles sind die der Frondekriege, die Racines die siegreichen Prinzen des königlichen Hauses in den ersten berausenden Feldzügen Ludwigs XIV., die Figuren Molières lieferte der Adel von Paris und Versailles, dessen glänzende und schwache Seiten vor aller Leute Augen sich breit machten und über die Spott und Bewunderung in aller Munde waren. In Madrid wiederum trat die ungeheure Betriebsamkeit der Habsburgischen Dynastie zutage, aus der trotz ihrer geheimen Wege kein Geheimnis zu machen war. Da wurden Gunstlinge und Feldherren erhoben und gestürzt und jede Art menschlichen Schicksales auf den Markt gebracht. In London vor Shakespeares Augen ging es nicht anders zu. Überall handelte es sich um Leben und Tod der Hochsten wie der Geringsten. Und überall wußte man, daß die Interessen des Landes damit in Verbindung standen. Das Volk draußen war nicht bloß blinder Zuschauer. Es empfand mit. Es flüsterte sich zu, was nicht laut gesagt werden durfte, es konnte die Gewalttätigkeiten nicht verhindern, aber es war Zeuge von ihnen. In Frankreich ließ man die Leute verschwinden, in Spanien verbrannte man, in England enthauptete man. Der ganze furchtbare Manner- und Frauenapparat der englischen Geschichte bewegte sich vor Shakespeare durcheinander. Wenn Shakespeare den Tower auf die Bühne brachte, so wußte jeder Zuschauer, welchem großen Herrn zuletzt

der Kopf darin abgehackt worden war Der Dichter der damaligen Zeit hatte nur die Augen aufzumachen wie in einem Aquarium mit gläsernen Wänden schwammen die großen und kleinen Tiere durcheinander, fraßen einander und ließen sich beobachten Um jede Straßenecke herum kam ihm Adel und Volk entgegen, wie er es für seine Stücke brauchte

Was aber stand einem deutschen Dichter zu Gebote?

Unsere Zentralstellen geistiger und politischer Bewegung, soweit sie damals noch existierten, setzten niemals alle Klassen des Volkes in Bewegung Es gab keine agierenden Massen Das war kein echter nationaler Geist, keine wirkliche Politik, die im 18. Jahrhundert bei den Wienern oder Dresdener Intriguen an den dortigen Höfen zutage traten, auch wenn ganz Dresden oder Wien auf der Straße daran teilzunehmen schien Die wirklichen Entscheidungen verhüllten sich Unsere Dichter konnten nirgends das Volk in einer folgenreichen Bewegung sehen, wo vor ihren Augen historisches Korn aufgeschüttet und gemahlen und das Brot geknetet und gebacken worden wäre, von dem hoch und niedrig leben mußte Sie hatten, wenn sie Helden schaffen wollten, ihrer Phantasie nichts als gelesene papierene Helden zum Muster zu geben, und es kamen papierene Helden wieder zum Vorschein

Nur Lessing war es vergönnt gewesen, in seiner Weise ein Stück Welt zu sehen Er hatte das Lagerleben des Siebenjährigen Krieges vor sich und arbeitete als Schriftsteller in dem Berlin Friedrichs des Großen um das tägliche Brot. Er mußte sich mit saurer Muhe durchschlagen, aber er ging nicht zugrunde, sondern er kam empor Es lag etwas Vornehmes in Lessings Natur und in seinem Auftreten, das er durchgeführt hat. Lessing war der erste, der, ausgerüstet mit der Kenntnis der französischen, spanischen und englischen Bühne, soweit ein Gelehrter zu Hause sie erwerben kann, zugleich die Erfahrungen erworben hatte, die das

damalige elende deutsche Theaterleben gewahren konnte Er schrieb „Minna von Barnhelm“, ein Stück, dem all das zugute kam Die erste volle deutsche Bühnenschöpfung nach dem Chaos

Hier wurden dem Schauspieler Charaktere geboten, die sein Herz herausforderten

Trotzdem scheiterte Lessing in seinen Bemühungen Wir brauchen nur seine „Hamburgische Dramaturgie“ anzusehen Ein hoffnungsreiches Programm Ein liebevoll muhsames Rezensieren der vorkommenden Aufführungen, dann allmähliches Absehen davon, endlich nur literarhistorische Untersuchungen „Emilia Galotti“, obgleich noch für die Bühne zubereitet, wirkte nur als Lesedrama, und „Nathan“ wurde als solches ersonnen Damit war die Probe gegeben Lessing, der am meisten Beruf zu ihr gehabt hatte, trennte sich am offenbarsten von der deutschen Bühne und schrieb, als er zum letzten Male die dramatische Form wählte, nur ein Gedicht, für das er weder Schauspieler noch Parterre bedurfte

Goethes Laufbahn als Bühnenenthusiast, Bühnendichter, Schauspieler in den eignen Stücken, Rezensent und Theaterdirektor läßt sich so genau verfolgen, daß darüber, wie über alles, was in klaren Daten vorliegt, mit wenig Worten berichtet werden kann

In Frankfurt verdankte er französischen Schauspielern die ersten theatralischen Eindrücke In „Dichtung und Wahrheit“ bildet der Bericht darüber ein anmutiges Kapitel In Leipzig fand er Gottsched als den Vertreter der französischen Bühne, deren Produkte von ihm in Gemeinschaft mit seiner Frau übersetzt wurden „Die Mitschuldigen“ zeigen am besten, wie Goethe selber sich zu dem allen stellte Seine Übersetzung des „Menteur“ von Corneille in Alexandrinern war damals eine ebenso natürliche Unternehmung, als es heute bei einem angehenden Philologen natürlich ist,

wenn er griechische Hexameter, Chore oder Horazische Maße nachzubilden unternimmt. In Straßburg fiel Goethe abermals dem französischen Theater anheim und lernte nun vorzüglichere Schauspieler kennen. Dann aber geht ihm jetzt Shakespeare auf, und zugleich macht die naive Sprache des älteren deutschen Theaters Eindruck auf ihn. Alles das jedoch rief keine Gedanken an die Bühne selbst in ihm hervor. Er, der bei den „Mitschuldigen“ das Bühnenhafte mit Sorgfalt herauszuarbeiten gesucht hatte, unternimmt den „Götz“, indem er ihn ohne Plan und ohne Rücksicht auf die Szene wie einen dialogisierten Roman schreibt. Goethe wollte nicht für die Bühne schreiben, die er vor Augen gehabt hatte. Goethe hatte nicht einmal Hamburg oder Berlin kennengelernt, ohne Lessings Erfahrungen stellte ihn sein bloßes Gefühl auf Lessings Standpunkt. Er empfand sich in bewußter Opposition zum Vorhandenen. „Wir stecken noch völlig im Gottschedianismus drin“, heißt es in einem seiner Briefe, während am „Götz“ gedruckt wurde. Wir würden heute sagen: wir lassen uns von der gemeinen Bühnenroutine irreführen, richten uns nach dem, was den Schauspielern erwünscht ist, suchen ihnen Akt-schlüsse, Gelegenheit zu Kostümwechsel und dergleichen zu verschaffen. Sich bei einem Werke der Begeisterung solchen Anforderungen zu fügen, konnte ihm nie beikommen. Bei Goethe bedurfte es keines besonderen Entschlusses, er konnte nur für die einzige Bühne schreiben, die jedermann sich still in seiner Phantasie aufschlug. In diesem Sinne auch ist sein „Götz“ aufgenommen worden. Goethe hatte so sehr ein Gefühl davon, sich nur im allgemeinen der dramatischen Form zu bedienen, daß er seine Dichtung in der ersten Niederschrift nicht wie später den Titel „Schauspiel“ gab, sondern die Wendung wählte „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert.“

Bei Goethes „Götz von Berlichingen“ sind vier Lebensalter

der Arbeit in Betracht zu ziehen Die anfängliche Konzeption in Straßburg, von der nichts Schriftliches erhalten blieb Die erste Niederschrift in Frankfurt, im Manuskripte unbekannt liegend, bis sie erst nach Goethes Tode gedruckt wurde Sodann die definitive Fassung des Stücks, wie es 1773 herauskam Und, als letzter Zustand, die Versuche, das Stück für das Theater in Weimar zuzurichten

In Straßburg bildeten sich nur die allgemeinen Grundlagen der Dichtung Goethe war Gottfried von Berlichingens selbstgeschriebenes Leben, welches 1731 zu Nürnberg im Druck erschien, zu Gesichte gekommen Er begegnete darin einem Naturprodukte, wie es ihm für seine damalige Stimmung gelegener nicht kommen konnte Hier fiel ihm die reine literarische Unschuld so handgreiflich vom Baume herab, daß Rousseau die Schriftstellerei aus der Natur der Dinge einfacher nicht hatte herleiten können Gotz von Berlichingen, der bis in sein Mannesalter nichts gekannt hatte als das rauheste männliche Handwerk, sich in unendlichen Fehden herumzuschlagen, der nur in Pferden und Waffen Sachverständiger war, wird durch bindendes Urteil zu unfreiwilliger Muße verurteilt und setzt sich hin, um zu schreiben, was er von Kind auf erlebt habe Seine einzige Absicht ist, dem Herzen Luft zu machen

Das verstand Goethe Seine Dichtungen kamen ja damals auf dieselbe Weise zur Entstehung Er setzte sich an den Schreibtisch, ohne zu wissen, was werden sollte, und ließ die Feder laufen

Götz also schreibt drauflos, wildes gesprochenes Deutsch, keine Syntax, keine Interpunktion, nur manchmal Pausen, wie man beim Erzählen innehalt, um Atem zu schöpfen Kein Druckenlassen in Aussicht, nicht einmal Mitteilen oder Vorlesen Nur die dunkle Idee, seine Nachkommen sollen wahr und wahrhaftig erfahren, wie gut er es gemeint, wie ungerecht man ihn behandelt habe Und so nun läßt er ein Abenteuer aufs andere folgen Kein Zweifel,

daß er nicht für jedes Wort mit seiner eisernen Faust auf den Tisch zu schlagen bereit gewesen alles habe sich wahr und richtig so begeben, wie er es jetzt darstelle, und er wolle jedem Rede stehen, wer auch immer etwas dagegen vorzubringen habe

Geboren wurde Gotz 1480 in Württemberg „zu Jaxthausen an der Jaxt“ Das Geschlecht blüht heute noch Funfzehnjährig ging er mit seinem Onkel auf den Reichstag zu Worms Er lernte früh, wie es auf diesen Reichstagen zugeing, wo der Zank und Streit, der Deutschland erfüllte, die Träger dieser Unruhe nur noch in persönlichem Zusammentreffen aufeinanderplatzen ließ Bald tritt er dann in Kriegsdienste, verschiedenen Fürsten schließt er sich an, mancherlei Feldzuge macht er mit, immer als unabhängiger Mann, der sich für seine Person die Kritik der Sache vorbehalt, für die er eintritt Bei der Belagerung von Landshut, im Landshutischen Erbfolgekriege, verliert er die eine Hand und ersetzt sie durch eine kunstreich gearbeitete eiserne

Nun gebietet der Kaiser Landfrieden im Reiche Diese Gebote aber waren von jeher illusorisch, weil die Handelsucht der Fürsten und Ritter Frieden nicht aufkommen ließ Und so sehen wir Gotz von Kampf zu Kampf ziehen, er wird gefangen und wieder losgelassen, geht wieder und wieder drauflos und erwirbt sich den Namen eines der rechtlichsten und tapfersten Männer im Vaterlande 1525 läßt er sich bereit finden, die Stellung eines Oberanführers der aufruhrerischen Bauern zu übernehmen Beim Ausgange des Krieges wird er gefangen, jedoch wieder losgelassen, wenn er sich stellen wolle Er stellt sich in Augsburg, bleibt zwei Jahre dort und beweist klarlich, den Oberbefehl der Bauern nur übernommen zu haben, weil größeres Unheil so verhütet werden konnte. 1530 wird er deshalb losgesprochen, aber unter Bedingungen! Er soll sich still auf seinem Schlosse Hornberg halten, soll Mainz und Wurz-

burg Genugtuung geben, wenn nicht, 25 000 Gulden bezahlen. Hierfür bringt er viele Burgen auf und lebt fortan, wie er gelobt hatte. Noch einmal erhebt er sich um 1541 Kaiser Karl Heerfolge gegen die Turken und hinterher gegen Frankreich zu leisten. Nach geschlossenem Frieden kehrt er nach Hornberg zurück, wo er, den 23. Juli 1562, als Zweiundachtziger seine Tage beschließt.

Dieser Lebenslauf bietet nichts Tragisches. Die Fahrten eines Reichsritters, der, nachdem er es sich und andern weidlich sauer im Leben gemacht, eines friedlichen Todes stirbt. Nicht anders vielleicht wäre Hutten gestorben, hatte ihn nicht seine allerdings tragische Krankheit vor der Zeit fortgerafft, und nicht anders ist Luther gestorben, der als der eigentliche Typus des tatigen, streitbaren, unverwundlichen Deutschen des 16. Jahrhunderts vornan steht. Die Devise war damals: Gott helfe mir, ich kann nicht anders! und dann in der allgemeinen Verwirrung drauflos, solange die Kräfte reichten.

Man hat unserem Reformationszeitalter den Vorwurf gemacht, daß nichts Rechtes im ganzen geschehen, bei ewigen Kompromissen nichts Einheitliches zustande gekommen sei. Aber man sehe sich das Einzelne und die Einzelnen an, welche harten Köpfe und welche harten Fauste! Und man betrachte und erwäge gerecht das Ganze bei unablässigem Nichtweiterkönnen dennoch der schönste Fortschritt.

Was nun focht Goethe an, diesen langen, friedlich dem natürlichsten Tode entgegenschreitenden Lebenslauf durch einen tragischen Abbruch zu verwirren, von dem die Geschichte nichts weiß? Goethes Drama gibt mit beliebigen Zutaten und Fortlassungen Gotzens Leben bis zum 30. Jahre vor seinem Tode. Er läßt Gotz bis nach Augsburg gelangen und dort oder, wie es im Stücke heißt, in Heilbronn im Gefängnisse sterben. Im Momente des Todes empfängt er die Nachricht des freisprechenden Urteils, allein zu spät. Im flagranten Verstoße gegen das Tatsächliche walzt Goethe

durch diesen Abschluß dem deutschen Volk scheinbar den Vorwurf auf, einen seiner besten Leute so unteigehen gelassen zu haben. War das erlaubt?

Hier kommen wir auf ein wichtiges Kapitel: den Gegensatz zwischen historischer Treue und poetischer Wahrheit. Warum ist gegen Goethe, obgleich man genau weiß und wußte, daß sein Drama dem geschichtlichen Verlaufe nicht entspreche, dennoch nie der Vorwurf erhoben worden, daß er die Geschichte verfälscht habe?

Deshalb ist dies niemals geschehen, weil Goethe im „Gotz“ ein so wahrhaftes Bild deutscher Mannlichkeit und deutschen Lebens im Zeitalter der Reformation gegeben hat, daß niemandem in den Sinn kam, die Wirklichkeit mit Goethes Dichtung zu vergleichen. Für uns sind der Gotz, der die eigne Biographie verfaßte, aus welcher Goethe schöpfte, und der Gotz, welcher der Held des Dramas ist, zwei Personen, deren Identität uns gleichgültig ist.

Wenn wir die Werke eines großen Dichters betrachten, der historische Namen verwendet, so müssen wir davortreten wie vor die Gemälde eines großen Malers, dessen Gestalten historische Namen tragen. Ich gebrauche beide Male das Adjektiv „groß“, weil wir bei derartigen Untersuchungen immer nur Meisterwerke ersten Ranges als Material benutzen können.

Wir bewundern an einem Gemälde die Komposition, die Farbe, die Linien, an einer Statue die Behandlung des Marmors, die verschiedenen Ansichten, das Festaufgebaute. Wo wir eine lebensvolle Figur sehen, loben wir nicht an ihr, daß sie dem ähnlich sei, den sie darstelle, sondern daß sie lebendig, charakteristisch, gut gemalt und von Wirkung sei. Es sind Tausende von Marienbildern gemalt worden, oft mit den individuellsten Zügen; niemandem ist eingefallen zu sagen, sie müßten ja alle falsch sein, weil keines dem andern ähnlich sei. Wir haben blonde, schwarzhaarige, brünette Marien, niemand hat an diesen Unterschieden

jemals Anstoß genommen, wir fragen, ob ein Marienbild schon sei, und verlangen nicht mehr von ihm und von seinem Künstler. Als Michelangelo die Statuen Giulianos und Lorenzos der Medici auf ihre Grabmäler in Stein gehauen hatte und man ihm vorwarf, daß sie keine Ähnlichkeit mit den beiden Herzogen selber hatten, antwortete er mit der Frage, wer in zukünftigen Zeiten denn wissen werde, wie Giuliano oder Lorenzo in Wirklichkeit ausgesehen. Heute in der Tat erkennen wir jeden von diesen beiden nur daran, daß man ihre höchst verschieden gearteten Charaktere mit dem vergleicht, was die Statuen zum Ausdruck bringen. Wir machen diese Erfahrung öfter, als wir wissen. Wir glauben, in einem Werke historische Fakta genau und wahrhaftig dargestellt zu sehen, und haben doch nur empfangen, was in der Seele dessen sich bildete, der sie erzählt hat. Dichtungen sogar dienen oft als bare historische Münze. Wir wissen zwar genau, daß Schillers Maria Stuart der wirklichen Maria nicht entspricht, denn hierüber ist zu oft verhandelt worden, allein wir sind nicht so klar darüber, welcher Unterschied zwischen Shakespeares historischen Stücken und den Ereignissen der englischen Geschichte selbst walte, die Shakespeare dramatisierte. Sobald wir empfinden, es mit einem wirklichen Kunstwerke zu tun zu haben, wird die Frage nach der urkundlichen Begründung der Tatsachen gleichgültig. So gleichgültig, als bei „Gotz“ die Frage, ob Goethe, als er dessen Burg und den Wald und die Landschaft ringsum darstellte, vorher in Jaxthausen gewesen und die Örtlichkeit studiert habe. Das Jaxthausen, das aus Goethes Drama vor unsern Blicken sich aufbaut, und die Bäume, aus deren Wipfeln es aufragt, sind uns lieb und bekannt wie eine zweite Heimat, während uns die Örtlichkeit selber, wenn wir daran vorbeifahren, gerade so gleichgültig ist, wie Juliens Sarkophag in Verona oder Tassos Gefängnis, das heute in Ferrara gezeigt wird. Wir mochten von Goethes Jaxthausen auch nicht

einen Stein missen, auch wenn uns noch so überzeugend nachgewiesen wurde, die Burg habe anders ausgesehen, als das Drama sie erscheinen läßt. Die Wahrheit eines historischen Kunstwerkes liegt nicht in der exakten Darstellung dessen, was der Zeit, in die es verlegt worden ist, eigentümlich war, sondern in dem, was in allen Zeiten verständlich ist. Das Kostüm ist nur die scheinbare Hülle, in der etwas sich darstellt, dem in Wahrheit aller chronologisch und geographisch zu bestimmende Grund und Boden mangelt. Es hat nie ein England in dem und dem Jahrhundert gegeben, in dem Shakespeares Lear oder Richard hatten leben können. England an sich, erhaben über Zeit und Zufälligkeiten, ist ihrer beider Vaterland. Und so ist Gotz von Berlichingens Vaterland nicht das Deutschland in der Zeit von 1480 bis 1562, sondern unser unveränderliches Deutschland, dessen Walder heute wie vor tausend Jahren dastehen.

Wir haben gesehen, was Goethe und die mit ihm lebende jüngere Generation bedrangte wie sie sich innerhalb einer die Welt mit allmächtigen Formen fesselnden allgemeinen Daseinsordnung festliegen sahen, von deren Unwert man innig überzeugt war, in der aber und nach deren Gesetzen sich fortzubewegen geboten war. Denn nichts anderes konnte an deren Stelle gesetzt werden. In der Folge freilich hat dann die Französische Revolution als eine Tat der Verzweiflung den Versuch gemacht, ein neues besseres Dasein künstlich hervorzubringen und, wo sich Widerstand zeigte, es mit den äußersten Mitteln der Menschheit aufzudrängen, an dergleichen aber dachte niemand in den Tagen, wo Goethe in Straßburg oder Frankfurt Gotzens Biographie fand.

Mit Staunen mußte er über dem Buche jetzt gewahren, daß diese Bedrangnis nicht zum ersten Male von der deutschen Nation empfunden worden war; in Götz stand ihm eines der Schlachtopfer vor Augen, das längst verflossene, aber

der Gegenwart ähnliche Zeiten in Deutschland gefordert hatten

Goethe sah Deutschland zu Anfang des Reformationsjahrhunderts in einem unuberschaubaren Gewebe politischer Verhältnisse stecken, von dem man gleichwohl jedes Fadchen sorgfältig und gewissenhaft vor gewaltsamem Risse zu hüten bestrebt war. Goethe brauchte nur in der eignen Zeit die Augen umhergehen zu lassen, um die Verhältnisse noch als lebendig zu erkennen, welche um Gotz von Berlichingen herum mächtig und gewaltig und zugleich ohnmächtig und kraftlos waren. Nicht Gotzens Welt bewegte ihn, als er das Buch las, sondern die eigne Welt, deren Spiegelbild er zu erblicken vermeinte.

Obenan erblickte er den Kaiser, die denkbar höchste Herrschaft im Lande, der allmächtig ist, dessen Befugnisse keine Urkunde umfaßt, und der doch bei der geringsten Betätigung seiner Autorität überall auf berechtigten Widerstand stößt. So war es 1771 noch in Deutschland.

Neben dem Kaiser die Geistlichkeit. Der Idee nach dem Kaiser und dem Papste untertan, faktisch unabhängig von einem wie vom andern, arm und besitzlos der Theorie nach, faktisch im Besitz der fettesten Teile Deutschlands. Der Idee nach die Träger der geistigen Bewegung, faktisch die heftigsten Widersacher des Fortschrittes. Goethe brauchte am Rheine nur um sich zu sehen, oder in Straßburg, wo jener Rohan Erzbischof war, den Cagliostro so zu tauschen wußte, und wo die Bevölkerung in der alten Unwissenheit hinbrutete.

Neben Kaiser und Geistlichkeit die Städte, der Kern Deutschlands, nach außen hin die einzigen Mächte, welche das Vaterland zu repräsentieren und ihre Angehörigen zu verteidigen imstande sind. Die Plätze, wo das Geld liegt, das die Kaiser und Fürsten borgen müssen, um irgendwie sich bewegen zu können. Und diese Städte, weil sie längst aufgehört haben, gemeinsam zu handeln, zu politischer

Stagnation und unfruchtbar, ein konservatives Dasein verurteilt. Auch davon ein letztes Schattenbild sichtbar. Wie es zu Goethes Zeiten um die deutschen Städte beschaffen war, ist gesagt worden.

Neben denen wieder die weltlichen Fürsten, erfüllt vom Bestreben, selbständige Landesherren zu werden, aber ohne Gelegenheit, Ereignisse herbeizuführen, welche ihnen möglich machten, ihre Macht auszudehnen. Und neben denen die Ritterschaft. Die *enfants terribles* des damaligen Jahrhunderts, das gefährlichste, stolzeste und unentbehrlichste Element. Dem Gedanken nach dem Kaiser und ihren Lehensherren zur Heeresfolge verpflichtet, faktisch unabhängige wilde Leute, von denen man mit jedem einzeln unterhandeln mußte, wenn man ihn haben wollte, Leute, die sich selbstverständlich vorbehalten, sich auf die Seite zu schlagen, die ihrem Interesse am meisten zusagte. Untereinander in fortwährenden Fehden begriffen. Stets geneigt, sich gegen jede Obergewalt aufzulehnen. Unter sich trotzdem von einem gewaltigen *Esprit de corps* erfüllt, der in einem komplizierten Komplotz zum Ausdruck kam, auf den der Kaiser die höchste Rücksicht nehmen mußte, wenn er überhaupt Krieg führen wollte.

Die Fürsten hatten in Friedrich dem Großen ihren letzten großen Nachfolger gefunden. Die Ritterschaft freilich war 1771 längst nicht mehr die alte. Mit diesen Leuten aber identifizierte Goethe sich und die Seinigen selber, die unabhängige, tatkräftige, patriotische junge Generation, die nirgends sah, wo ihre Hände angreifen und zugreifen konnten.

So flutete es noch immer bei uns durcheinander. Keiner ist übermutig, jeder verlangt nur sein Recht. Keiner will wesentlich den andern beeinträchtigen, niemand aber auch will sich beeinträchtigen lassen. Jeder will sich den Gesetzen willig unterwerfen, und den Gerichten, denen über ihn zu richten zukommt, keinen aber will sich Gesetze und

Gerichte aufdrängen lassen, die er nicht selber als die gehörigen anerkennt Und schließlich behalt sich jeder eine Revision der Sache vor seinem eignen Gewissen vor, und besteht da das von andern gefallte Urteil nicht die Probe, so kassiert er es aus eigener Machtfulle

Wir fragen, worin bei solchen Zuständen das eigentlich Beharrende in Deutschland lag? Was hielt das große Meer zusammen und verhinderte es, verheerend überzufließen? Was trat dazwischen, damit nicht blindlings jeder den andern gefaßt hielt und sich mit ihm herumschlug?

Die Elemente, die alle die Verwirrung herbeigerufen hatten, besaßen auch die Kraft, ihr die Gefahr zu nehmen die uns angeborene Ehrlichkeit, die Absicht wissentlich niemandem Unrecht tun zu wollen, die Verlässlichkeit auf die Person, sobald sie einmal ihr Wort gegeben, und die Macht einer den allgemeinen Zustand kontrollierenden öffentlichen Meinung, die immer auf ideale Gesichtspunkte losging und der gegenüber der gemeine Eigennutz stets verlorenes Spiel spielte Mit diesen Elementen war es möglich, einen Durchweg zu finden durch dieses Wirrsal eine Reformation, die mit langsam vorschreitender Gewalt die Dinge zu gedeihlicher neuer Ordnung umgestaltete und deren letzte wohlthätige Blüte eben Frucht ansetzen wollte, als sie durch den Dreißigjährigen Krieg geknickt worden ist Die Reformation steht als politischer Teil unserer Geschichte in keiner besonderen Achtung Wir sehen so viel geistige Kraft, so viel Anstrengungen, so viel Erfolge und doch im ganzen nichts, was feste Gestalt annimmt Es erfüllt uns mit Ungeduld, durch die Geschichte dieser Kompromisse hindurchzuwaten wir meinen, es hätte sich aus diesem Chaos ein Deutschland mit glänzenden Seiten und scharfen Kanten und Spitzen kristallisieren müssen Jedoch gerade dieses leise, aber sichere Sichfortwälzen des allgemeinen Zustandes brachte uns mehr und mehr empor, ohne daß einem der Faktoren ein Leides geschah Der Dreißigjährige

Krieg aber, der unsrer stillen Entwicklung ein Ende machte, ist so wenig eine innere Folge dieser gedeihlichen Zustände gewesen, als eine plötzlich hereinbrechende Pest, die die Bewohner eines Landes hinrafft, so angesehen werden kann

Alle diese Elemente des deutschen Lebens im 16. Jahrhundert, keines ausgenommen, haben ihre erkennbare Mitwirkung bei Gotz von Berlichingens Leben gehabt, der in solchem Maße das Produkt seiner Zeit gewesen ist, daß er, obgleich mit seinem Andenken nichts in Verbindung zu bringen wäre, was irgend „eine Tat“ genannt werden konnte, dennoch als Musterstück gleichsam für die Zustände seines Jahrhunderts bedeutend dasteht. Goethe sah hier zum ersten Male, worin das eigentliche deutsche Wesen liege. Er erkannte, wie Gotzens Zeiten auch darin seiner eignen Zeit glichen, daß jeder nur auf sein eigenstes persönliches Gefühl angewiesen sei, um innerhalb unbrauchbarer, in Auflösung begriffener Zustände den rechten Weg innezuhalten. Nur der Unterschied waltete, daß die Lage um 1771 noch bei weitem schwieriger war als zwei Jahrhunderte früher.

Goethe, indem er die eigne Zeit als die letzte Fortsetzung dessen ansah, was im Reformationszeitalter unternommen war, mußte sich fragen, warum seit jenen herrlichen Anfängen bei uns die Dinge immer elender geworden wären. Darauf konnte niemand bessere Auskunft geben als Gotz von Berlichingen. In diese Zeit nationaler Verwirrung und trotzdem Blute sieht Goethe fremde Anschauungen hineinbrechen und Zwiespälte im Herzen des deutschen Volkes hervortreten, an denen, Goethes Ansicht nach, die besten Manner zugrunde gehen. Sein Held, ein Deutscher vom reinsten Gehalt und reinsten Gepräge, aus eigener edler Natur daran gewohnt, sich schuldlos auf deutschem Boden zu bewegen, solange rein vaterländische Quellen ihn tränken, sieht plötzlich die verräterischen welschen Gewässer zu

uns herubeifließen und, von ihnen herausgelockt und genahit, eine giftige Saat rings um sich her aufsprießen. Es wächst ihm über den Kopf. Seine Begriffe verwirren sich, er wird zum Rebellen, ohne zu wollen, und zum Verbrecher, ohne zu wissen. Was kummerte sich das neue Römische Recht um jene alte deutsche Gesetzgebung, in der jedes Dorf, womöglich jedes Haus seine eignen natürlichen Gesetze hatte, jedes vom andern doch ebenso verschieden, als der Horizont selber immer ein andrer jedem, der vor die Türe trat, vor Augen stand. Es geht einem durch Mark und Bein, wenn Gotz vor den Augsburger Burgern im Gerichtssaal vor allen Dingen wissen will, was aus seinen Knechten geworden sei. Gotz weiß nicht mehr aus und ein diesem Rechte gegenüber, das keinen Unterschied der Verhältnisse kennt. Weislingen wiederum geht zugrunde an einem Hofe, in den welsche Feinheit und Verlogenheit eindringen. Alles schließlich unterliegt den Ranken und den Reizen Adels, der das deutsche Blut verderbt worden ist und die Goethe so verführerisch schilderte, daß er, wie in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt wird, sich am Ende selber in sie verliebt hatte. Überall scheint Redlichkeit verloren. Spiel zu haben gegen Machiavellistische Klugheit, und die römische unpersonliche Formel wird Herr über die individuellen Gedanken des deutschen Rechtes. Aus der Einsamkeit des Lebens mit der Natur drängt sich der deutsche Ritter, der eigentliche Repräsentant des Volkes in Goethes Sinne, in die Städte und an die Höfe. Daher Goethes Motto für sein Drama: „Das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig.“

Wir wissen nicht, wie weit Goethe mit dem „Gotz“ in Straßburg vorrückte. Es scheint, daß er nur in der Phantasie daran arbeitete. Das Politische nahm den ersten Rang ein, es sollte ein Bild des öffentlichen und Familienlebens der guten alten Zeit gegeben werden, etwas, woran die Deut-

schen sich wieder emporrichten konnten, wie Rousseau wollte, daß es an seinem „Emile“ geschahe. Das aber genugte noch nicht, die Dichtung aus Goethes Phantasie herauszulocken und wirklich zur Erscheinung zu bringen. Es mußten zu dieser ersten allgemeinen Substanz des Dramas neue, durchaus persönliche Elemente erst hinzutreten, ehe das sich bilden konnte, was nun in Frankfurt als erste Niederschrift zustande kam.

Wenn wir Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und seine Korrespondenz betrachten, so tritt uns als innerstes Zeichen seiner Natur, als die Feder gleichsam, von der das gesamte Uhrwerk getrieben wird, das Bestreben entgegen, sich zu befreien von dem, was nur konventionelle äußere Schranke des Lebens war. Offenbar war sich Goethe, als er in Frankfurt wieder heimisch wurde, über seine Stellung zu Vaterstadt, väterlichem Hause und väterlicher Gewalt klar geworden. Er sagte sich, der Mensch habe das Recht, sich loszureißen, wenn er Grundrechte seiner geistigen Existenz beeinträchtigt sehe. Aber die Umstände boten keine Gelegenheit, dieses Resultat seiner Philosophie einzuführen. Im Gegenteil, der entscheidende erste Schritt für Frankfurt hatte schon getan werden müssen. Er sah sich als Advokat zur Ausübung eines Berufs verpflichtet, dessen Betreibung er nimmermehr zur Lebensaufgabe machen wollte, er war als eingeschriebener Frankfurter Bürger einem städtischen Körper einverleibt, dessen bloßer Atem genugte, ihn zu vertreiben. Die Notigung, in Frankfurt zu leben, war Goethe ebenso unertraglich wie Gotzen die vom Kaiser ihm auferlegte Ruhe in Hornberg.

Bei ruhiger Überlegung mußte auch er jedoch sich immer wieder sagen, daß auszuhalten sei. Er fugte sich. Immer aber auch rebelliert sein Freiheitsgefühl wieder. „Ich, lieber Mann“, heißt es in einem seiner Briefe, „lasse meinen Vater jetzt ganz gewahren, der mich täglich mehr in Stadt-Zivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich laß es

geschehn So lang meine Kraft noch in mir ist ein Riß¹ und all die siebenfache Bastseile sind entzwei!¹⁴

Zwei Mittel boten sich dar, die ersehnte Freiheit zu erlangen ein reales und ein ideales Das reale er ging eines Tages auf und davon Was diesen äußersten Entschluß jedoch anlangt, so sagte ich eben schon dazu konnte die Gelegenheit nicht vom Baume gebrochen werden, sie mußte sich als etwas bieten, das als deutlicher Fingerzeig des Schicksals ihn vor sich und den Seinigen rechtfertigte, wenn er fortging Das ideale er sucht eine dichterische Gestalt, der sich als Schmerzenstrager all seine Bedrangnis aufburden ließe Diese läßt er sagen, was ihm selber zu sagen verboten war Ihre Worte empfangen den geheimen Sinn eines Manifestes Je mehr er selbst sich fügen muß, um so freier läßt er diesen poetischen Stellvertreter seinem innersten Herzen Luft machen Das ist der Gesichtspunkt, unter dem Goethe immer sich seine poetischen Stoffe ausgesucht und sie zurechtgelegt hat

Goethe verglich das Leben, das er führte, mit dem, das er hatte führen sollen Indem er seinen Lebenslauf unter dem bisherigen Drucke weiterdachte, sah er seinen Untergang vor Augen, wie den Gotzens im Gefangnisse zu Augsburg Fremde Formeln, die nichts zu tun hatten mit deutscher Natur, mußten langsam in ihm das erwürgen, was er als das Beste und Heiligste anerkannte In ganz anderem Sinne als früher steht ihm Gotz nun vor den Augen Goethe fühlt, wie die historische Gestalt ihm naherrückt und Zuge annimmt, die seinen eigenen gleichen Unter einem neuen Gesichtspunkte waren Gotzens innere Kämpfe jetzt ein Ebenbild derer geworden, die er selber durchzumachen hatte Allein es trat etwas hinzu, das in noch viel mächtigerem Antriebe bewirkte, daß in der ersten Frankfurter Zeit unser Drama in Goethes Phantasie die erste Stelle einnahm Wieder von ganz neuer Seite her kam das Goethe selbst erzählt es Nicht mehr das Vaterland, nicht die Lage

Gotz von Berlichingens selber, sondern eine andere Figur drangte in seiner Seele nach einer Darstellung. Erfüllt von dem Friederike zugefügten Unrecht sucht Goethe Rettung, wo sie sich nur immer bieten wollte, und unternimmt in einer Gestalt das zu verkörpern, was er sich dem verlassenen Mädchen gegenüber zum Vorwurf machen mußte: treuloses Hinwegschleichen von ihrem Herzen, das so arglos ist, daß es den Begriff der Treulosigkeit nicht einmal fassen konnte. So verläßt Weislingen Gotzens Schwester, und Weislingens Gestalt nimmt Goethes vornehmstes Interesse jetzt in Anspruch. Erst von diesem Augenblicke ab wird das Stück lebensfähig bei ihm und lebendig.

Seltsam, wie er dazu kam, die Szenen endlich zu Papier zu bringen, die ihn erfüllten. Er kann sich nicht entschließen, die Feder in die Hand zu nehmen, aber seiner Schwester Cornelia, die sein Vertrauen besaß, erzählt er so lange davon, bis diese ihn zwingt, an die Arbeit zu gehen. Rückweise und in großen Schritten vorwärtstommend schreibt er jetzt das ganze Drama nieder und liest es Cornelia vor, wie es zustandekommt. Ihr Lob treibt ihn zur Fortsetzung der Arbeit an, die im Herbst 1771 zum Abschlusse gelangt. „Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen“, schreibt er im November 1771 an Salzmann, „rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nötig habe, denn es ist traurig an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß.“ In sechs Wochen ist die Arbeit getan. Immer darauf losgeschrieben. Der Flachsland liest er einzelne Szenen. Abschriften sendet er aus an Salzmann, Merck und an Herder. Salzmann läßt das Manuskript bald zurückgehen, das er sorgsam und wohlwollend rezensiert hat. Ebenso äußert sich Merck. Anders aber ergeht es mit Herder.

Jetzt zeigt sich wieder Herders Natur. Das Stück hat ihm gefallen — das sehen wir aus Herders Äußerungen gegen

die Flachsland —, aber zugleich Goethe soll nicht aufkommen! Er verspottet Goethe, er macht Witze auf ihn und seine Arbeit, alles aber indirekt! Weder schreibt er ihm, noch sendet er das Stück wieder. Und als er dann endlich schreibt, schreibt er hart und unfreundlich, zugleich aber mit so überlegenem Urteil, daß Goethe wiederum fühlte, wie er in Straßburg immer getan. Er stehe einem gegenüber, der starker sei als er und von dem er lernen könne. Wo Goethe aber wirkliche Kritik geboten wurde, mochte sie in der scharfsten Form an ihn kommen, da sehen wir ihn stets dankbar und demutig, und so auch diesmal. Er antwortet Herder mit ruhrender Unterwürfigkeit. Der Brief ist vom Juni 1772. Er gibt Herder alles zu. Es sei richtig, daß Shakespeare ihn verdorben habe. Daß sein Drama nur kalt und „nur gedacht“ sei, „Genug“, schließt er, „es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen.“

Ohne am alten Stücke etwas zu ändern, schreibt Goethe in wenigen Wochen das Ganze um. Das muß im Herbst 1772 gewesen sein, ein Jahr nach der Entstehung der ersten Niederschrift. Die Arbeit bestand besonders darin, daß die Dichtung, wie eine Hecke, der zu uppige Triebe nach allen Seiten ausgewachsen sind, unbarmherzig beschnitten ward. Im Winter 1772 und 1773 wurde dann der Druck ausgeführt, mit Merck auf gemeinschaftliche Kosten, und im Juni 1773 erschien das Buch. Jetzt ward Herder ehrlich genug, den Eindruck zu bekennen, den es ihm gemacht hatte. Von jetzt ab ließ er Goethe neben sich, vielleicht über sich walten.

Der Beifall, welchen das Drama in weiteren Kreisen fand, kam Goethe nur allmählich zu Ohren. Ein geschickter Nachdrucker nahm ihm sogar den besten Gewinnst vorweg, und die Geschäfte gingen zum Teil so schlecht, daß er seine Freunde bitten mußte, den Absatz etwas zu fordern, weil



Johann Heinrich Merck

ihm Geld fehlte, um nur das Papier zu bezahlen. Eine neue Auflage durfte er selber noch veranstalten, alle andern machte der berühmte Berliner Buchhändler Homburg im Nachdrucke.

So viel aber mußte Goethe doch bald klar sein, daß er eine Bewegung hervorgerufen hatte, welche außerordentliche Art war. Im August 1773 heißt es in einem seiner Briefe: „Und nun meinen lieben Gotz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der Besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich so bald was machen werde, das wieder das Publikum findet.“

Indes, während ich so die Entstehung des „Gotz“ in großen Zügen dargelegt habe, sind Ereignisse von mir unberührt gelassen worden, welche die Jahre 1772 und 1773 abgesehen von dieser Arbeit zu den wichtigsten für Goethes weitere Entwicklung gestalteten. Als er „Gotz“ in Angriff nahm, bildeten seine Schwester, die Flachsland, Merck, Herder und wenige andere sein gesamtes Publikum, als das Stück herauskam, hatte sich dieser Kreis nach neuen Seiten hin weit ausgedehnt. Die persönlichen Gefühle, die zu beschwichtigen Goethe die Arbeit aufgenommen hatte, waren längst in den Hintergrund gedrängt worden, und sein Herz hatte neue Verbindungen eingegangen, aus denen hervorblühend eine neue Dichtung in seiner Seele sich zu entfalten begann, deren Erfolg den des „Gotz“ bei weitem übertreffen sollte.

„Die Leiden des jungen Werthers“

Gotz“ war in der ersten Frankfurter Bearbeitung eben niedergeschrieben und den vornehmsten Vertrauten mitgeteilt worden, als im Fruhjahre 1772 in Frankfurt fur gut befunden wurde, daß der junge Doktor die eben begonnene Praxis wieder unterbrache, um in Wetzlar als Praktikant am Reichskammergerichte einzutreten. Das Reichskammergericht war die hochste Zentralstelle fur die Prozesse, welche in den unzähligen staatlichen Bestandteilen des Heiligen Romischen Reiches Deutscher Nation gefuhrt wurden. Von verwickelten Rechtsverhältnissen waren diese Herrschaften voll, und es konnte an immer neuen Streitigkeiten kein Mangel sein. Der Fulle der Akten aber entsprach die Zahl der in Wetzlar arbeitenden Juristen nicht. Dadurch entstanden Bevorzugungen und Vernachlassigungen. Es kam dahin, daß die Hauptsache bei den Prozessen war, überhaupt nur zu bewirken, daß sie an die Reihe kamen. Hundertundsechzig Jahre hatte dieser Zustand sich hingezogen, als Kaiser Joseph jetzt eine Visitation anordnete, die schmahliche Mißbrauche zur Entdeckung brachte. Keine bessere Gelegenheit fur einen jungen Mann, der in Frankfurt seinem Range gemäß die große stadtische Karriere machen sollte, als in Wetzlar bei diesen Arbeiten einige Zeit mit einzutreten, das uberdies von Frankfurt in einer Tagereise zu erreichen war. Dahin also ging Goethe ab. Er stak so tief in seinen Frankfurter und Darmstadter Freundschaften drin, daß Platz fur neuen Zuwachs in seinem Her-

zen kaum möglich schien, — und gerat dennoch in einen Kreis hinein, der ihn bald ebenso ganzlich umgibt und einschließt wie der des Pfarrhauses in Sesenheim es beginnt sein Verhältnis zu Lotte, das jeder zu kennen glaubt, der sich einmal mit Goethes Leben beschäftigt hat Dem Triebe nachgebend, sich in einem behaglichen Hause als Familienmitglied festzusetzen, wird Goethe in dem des Amtmannes Buff heimisch, in dem berühmten „Deutschen Hause“, das noch in Wetzlar steht Lotte, die älteste Tochter, hat ihr Herz und auch ihre Hand bereits so gut wie vergeben, und der junge Kestner, der Glückliche, welcher halb und halb als ihr Brautigam aus und ein geht — eins jener Freundschaftsverhältnisse der damaligen Zeit — wird auch Goethes genauer Freund Jetzt entsteht ein Kampf in Goethe, ob er, was ihm vielleicht gelungen wäre, Kestner in Lottens Herzen ausstechen solle Er bleibt fest Ein paar Monate dauert das, bis es endlich nötig wird, Wetzlar wieder zu verlassen Goethe reist eines Tages Knall und Fall ab, aber es bleibt als Resultat dieser Kämpfe die innige Freundschaft zwischen ihm und der gesamten Familie Buff bestehen

Wie war es Goethe möglich, aus diesem einfachen Erlebnisse, bei dem Leidenschaft und gewaltsame Szenen fehlen, den ergreifendsten deutschen Roman zu bilden, der je geschrieben worden ist? Das zu untersuchen, wird uns beschäftigen Die Genesis des Kunstwerkes liegt klar vor Wie wir verfolgen durften, aus welchen Erlebnissen die Sesenheimer Idylle erwachsen ist, welche Goethe vierzig Jahre erst, nachdem er sie erlebt hatte, zu dichterischer Form verklärte, so verfolgen wir jetzt, wie Goethes Neigung zu Lotte im Laufe eines einzigen Jahres schon in seiner Phantasie sich zu dem gestaltete, was in den „Leiden des jungen Werthers“ enthalten ist Ein wunderbarer Einblick, Goethe in jenen Jahren alle Wirklichkeit seines Daseins in unwillkürlicher Arbeit zu Dichtung umschaffen zu

sehen Wir beobachten ihn wie auf einer Jagd durch die Menschen hindurch Eine verzehrende Sehnsucht treibt ihn, Neues zu erleben, sich hinzugeben, sich mit Schmerzen loszureißen und rastlos neue Netze aufzusuchen, in denen er sich willig wieder fangen läßt Diese Erwartungen, Tauschungen, Erregungen lassen Bilder in seiner Seele zurück, die ein eignes Leben beginnen, sich verbinden, sich trennen, sich ändern, um endlich als herrliche neue Gebilde fest dazustehn, und um selbst dann oft noch keine Ruhe zu finden, weil sie auch jetzt immer wieder vom Dichter umgeschmiedet werden

Nicht immer aber verfährt er hier auf dieselbe Weise Um Friederiken dichterisch darzustellen, hatte Goethe sie gleichsam geteilt Noch ehe er sie zu verlassen gedachte, war Gretchen der erste doppelgängerische Schatten, der sich von ihr ablöste Dann Marie im „Clavigo“ Dann vielleicht noch Marie im „Gotz“ und endlich die Gestalt, die Friederikens Namen selbst trägt, in „Dichtung und Wahrheit“ Damit Lotte dagegen dichterisch zur Erscheinung kame, sehen wir Goethes Phantasie einen anderen Weg einschlagen Die Lotte, die im Deutschen Hause zu Wetzlar gewaltet hat und die Kestner heiratete, genugte in ihrem einfachen Wesen und Schicksale nicht, um die Heldin des Romans zu werden Es mußte der Selbstmord eines Goethe wie Lotten beinahe fremden Menschen sich ereignen, um den äußeren Umschwung des Romans zu liefern Und dieser Selbstmord trat erst langer als einen Monat nach Goethes Fortgang von Wetzlar ein Aber auch dies genugte nicht, dem Romane den nötigen Inhalt zu schaffen Goethe hat noch eine andere, ganz fern von Lotte sich bewegende Gestalt zu ihr hinzunehmen müssen, aus denen beiden dann erst die ideale Figur sich bildete, deren poetischer Glanz in der Folge freilich der einzigen Lotte Buff in Wetzlar zugute kam

Sehen wir nun im einzelnen näher an, was in Wetzlar ge-

schehen ist Vom 9 Juni bis 10 September 1772, ein Vierteljahr gerade, hat Goethe mit Lotte und Kestner in Wetzlar zusammengelebt Kestner gehört so innig dazu daß er von Lotte und Goethe nicht zu trennen ist Vergleichen wir das, was der Roman über dieses Verhältnis erzählt, mit dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit“, und halten dazu, was Goethes gleichzeitige Korrespondenz enthält, und schließlich, was Goethe sowohl als Kestner sonst gelegentlich über die Dinge äußern, so ergibt sich, daß nicht nur der Roman nur eine Dichtung ist, sondern daß auch in „Dichtung und Wahrheit“ — wie bei Friederike, aber aus anderen Ursachen — ein Mythos erzählt worden ist Der wirkliche Verlauf der Dinge ergibt sich nicht so ohne weiteres

Schon die Rücksicht auf Lotte, deren langjährigen Ruhm, ihm in seiner Jugend eine ungeheure Leidenschaft einge-
flößt zu haben, Goethe nachtraglich nicht antasten wollte, machte unmöglich, in „Dichtung und Wahrheit“ einfach zu berichten, was sich ereignet hatte Zwar gesteht Goethe ein, er habe, wie Zeuxis zu seiner Helena eine ganze Reihe Vorbilder benutzen durfte, mehrere Lotten zu der Lotte des Romans vereinigt allein es wird das so gesagt, daß Lotte Buff durch ihre Nebensonnen kaum an Leuchtkraft einbußt Goethe nennt außer dem ihren keinen Namen Doch schon in seiner Darlegung der Gründe, warum er von Wetzlar fortgegangen sei, liegt ein Widerspruch Einmal stellt er die Dinge so dar, als habe ihn die Rücksicht auf Kestner in dem Momente zurücktreten lassen, wo er gefühlt, daß er den Kopf verliere, und dann wieder erzählt er, Merck sei in Wetzlar erschienen und habe ihn durch seine Kritik abgekühlt und von Lotte zurückgebracht Entweder das eine oder aber das andere beides zu gleicher Zeit scheint nicht gut möglich Man vergleiche mit beiden Auffassungen nun aber die im Momente des Fortgehens geschriebenen authentischen Briefe Goethes! Diesen zufolge, die wir vor uns

haben, bricht Goethe im äußersten Moment ab, als handle es sich um Leben und Tod, reist fort, als sei jede Stunde mehr in Lottens Nahe verderblich, und schreibt auch hinterher wie ein Verzweifelter Nicht aber an Lotte, sondern an Kestner schreibt er, an Lottens Brautigam, der ihm hatte zuwider sein müssen! Und diesen verzweifelten Ton über Lottens Verlust, die eigentlich ihm gehöre, sehen wir in seinen Briefen von jetzt an als stereotype Stimmung festgehalten Goethe unterhält sich mit Lotten in Gedanken, träumt von ihr, hat ihre Silhouette über dem Bette, besorgt ihr die Trauringe, erlebt in Gedanken ihre Hochzeit mit, immer der gleiche Ton Vergleichen wir damit aber, was in Goethes erlebtem Leben während dieser nicht kurzen Zeit sich ereignete, so enthält die Buff-Kestnersche Korrespondenz davon sehr wenig Lotte und ihre Umgebung bilden eine arkadische Schaferprovinz für Goethes Gedanken, ein weites einsames Gefilde, wo an der einen Stelle Lotte und ihre Familie in ihrer Hütte und an einer andern Stelle in der Einsamkeit, getrennt von ihr, Goethe sitzt

Und nun vergleichen wir ferner damit wieder, was Kestner, der von pedantischer Wahrheitsliebe war, in Briefen und Tagebüchern aufgezeichnet hat Kestner behauptet einmal, Goethe habe sich „viel größer benommen“ als Werther im Romane, und dann wieder, Lotte und Goethe hätten einander nicht einmal sehr nahe gestanden In der Tat, Goethe scheint Kestnern näher gestanden zu haben als Lotte selbst

Hier muß irgend etwas also nicht erzählt worden sein, was eine Auflösung dieser Widersprüche gibt

Erinnern wir uns nun an Goethes Erzählung, wie ihn bei Friederike bereits das Gefühl, daß er „nach Schatten greife“, überkommen habe, noch ehe er und sie das entscheidende Wort nur ausgesprochen hatten, daß sie sich liebten Sollte bei Lotte, bei anderem Ausgange freilich, etwas Ähnliches der Fall gewesen sein? So daß Merck als Mephistopheles

ein Werk nur vollendete, das bereits von Goethe aus eigener Notwendigkeit halb getan worden war? Goethe scheint sich in seinem Verhältnis zu Lotte wirklich selbst bereits kritisiert und abgekühlt zu haben, ehe Merck in Wetzlar ankam. Es ist darüber ein Dokument erhalten.

Goethe war seit Anfang 1772 eifriger Rezensent für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Der schönste aller Artikel, die er für dieses Journal schrieb, wurde in Wetzlar verfaßt und kam den 1. September 1772 heraus. Mußte also doch wenigstens einige Tage früher geschrieben und noch einige weitere Tage früher bedacht worden sein. Es ist die Rezension der 1772 in Mitau und Leipzig erschienenen „Gedichte eines polnischen Juden“. Was Goethe über die Gedichte selbst schreibt, lassen wir beiseite, der Schluß seiner Besprechung ist es, auf den es hier ankommt. Er lautet:

„Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebe, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzten, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fand, daß seine Göttin nur schon, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Tränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege

und Niederlagen, all seine Toiheiten und Resipiszenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzen vorjauchzte, vorspottete, des Flatterhaften wurden wir uns freuen dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugtun

„Aber dann, o Genis! daß offenbar werde, nicht Flache, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert!

„Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Gute, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis hauslicher tatiger Liebe glücklich entfaltet hat Die Liebbling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzucken schauen eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigen Beisammensein, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte

„Laß die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer voneinander lassen Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend, was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Tränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin' Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen

„Doch ob's solche Madchen gibt? Ob's solche Junglinge geben kann? —“

Das ist schon die Sprache, in der „Werther“ später geschrieben wurde. Das quillt aus dem Herzen. Unzweifelhaft ist hier Lottens Bildnis gegeben, und der Schluß zeigt, daß Goethe sogar für nötig hielt, den Gedanken abzuwenden, als könne er nach dem Leben gezeichnet haben. Zugleich aber spricht Goethe hier schon wieder von einem „Erwachen aus dem dichtenden Traume“, und es wäre die Frage, ob dies Erwachen nicht bei ihm selbst bereits auch im gegenwärtigen Falle sich ereignet hatte, so daß das ideale Bildnis, das er uns zuletzt darstellt, nicht Lotte ist, wie sie war, sondern wie sie hatte sein müssen, wenn sie ihn wirklich hatte fesseln sollen.

Indessen, mag ich hier nun recht geraten haben oder nicht. Merck kommt eines Tages in Wetzlar an und beginnt Goethes ausschließliche Bewunderung für Lotte auf Proben zu stellen, die sie nicht besteht. Er weiß Goethe so weit abzukühlen, daß dieser in gemütsruhiger Stimmung den Abschied ins Auge faßt und Wetzlar nach ihm verläßt. Hatte der ehrliche Kestner anfangs Kämpfe in sich durchzumachen gehabt, ob er nicht vor Goethe als dem vorzüglicheren zurücktreten müsse, so konnte davon jetzt längst keine Rede mehr sein. Das Verhältnis hatte seine natürliche Krisis gehabt, die ohne Nachteil für eines der drei Herzen, um die es sich handelte, verlaufen war.

War Goethe aber, als er Lotten und Wetzlar am 10. September 1772 verließ, längst in solchem Maße beruhigt, wie sind damit die letzten Briefe zu vereinigen, mit denen er von Lotte und Kestner Abschied nahm? Hatte Goethe den Willen, sich Kestner zuliebe Lotte gegenüber fest zurückzuhalten, warum diese glühende Sprache, die im letzten Momente Lottens Herz ja noch hatte mit Gewalt zu ihm herüberreißen können? Und, wie verträgt es sich mit der verzweiflungsvollen Stimmung dieser letzten Stunden, wenn

Goethe, nachdem er diese Briefe eben geschrieben, nun in ruhiger Stimmung die Lahn entlang wandelt, neue Freunde findet und sich auf das innigste an sie anschließt?

Dieser Widerspruch erklärt sich nur, wenn wir den Abschied Goethes von Lotten nicht, wie „Dichtung und Wahrheit“ oder der Roman ihn darbietet, fassen, sondern indem wir uns absehend von allem andern nur an Goethes Briefe und gleichzeitige Äußerungen halten. Diese Briefe lauten

Goethe an Kestner

(Den 10 Sept 1772)

Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl. Ware ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf.

Goethe an Lotte

(Einschluß des vorigen)

Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte wie war mir's bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühle, ach, mir war's um hienieden zu tun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein, und darf weinen, ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter.

Goethe an Lotte

(Zu dem vorigen, Einschluß)

(Den 11 Sept 1772)

Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg Die Bilder, die ich vergessen habe, und die Sie den Kindern austeilten werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe Denn Sie wissen alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war Und ich gehe zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte Immer fröhlichen Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern Adieu, tausendmal adieu!

Goethe

Dies zu erklären, entnehmen wir einem ein halbes Jahr später fallenden Briefe an Kestner, vom April 1773, folgende Stelle „Und ich habe heute einen schönen Tag gehabt, so schön, daß mir Arbeit und Freude und Streben und Genießen zusammenflossen Daß auch am schönen hohen Sternabend ganz mein Herz voll war vom wunderbaren Augenblick, da ich zu'n Fußen Eurer an Lottens Garnierung spielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen sollte, von druben sprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte “

Was also war vorgefallen? Goethe, völlig resigniert, sitzt eines Abends zu Lottens Füßen, und eine Unterredung, die zu dreien da geführt wird, nimmt plötzlich eine Wendung, die ihn so gewaltig aufregt, daß er fühlt, es müsse ein Ende gemacht werden Was ihn aufregt, ist das Mißverständnis

Lottens, die in einer erhöhten idealen Stimmung sich bereit zeigt, auf Goethen für dieses Leben gänzlich Verzicht zu leisten, während er selber nur von einem kurzen Abschiede gesprochen hat

Das kam aber beinahe wie beleidigte Eitelkeit heraus?

Goethe macht sich in späteren Jahren, wenn er zu Zeiten seine Vergangenheit die Revue passieren läßt, wiederholt den Vorwurf dessen, was er seine „Dumpfheit“, auch seine Vorliebe zu „unklaren Verhältnissen“ nennt. Er hat sich und andere durch seine Leidenschaftlichkeit in eine Lage gebracht, bei der eine prompte und klare Auseinandersetzung nötig ist, und plötzlich wird er wie lahm, sieht die Dinge vor Augen, ohne sich entschließen zu können, und lebt weiter, indem er auf irgendeine momentane zufällige Lösung nicht gerade hofft, aber sie doch als einziges Lösungsmittel im voraus anerkennt. Goethe spricht hierüber so klar und klagt sich bei entscheidenden Fragen so offen an, dieser Neigung nachgegeben zu haben, daß mit voller Sicherheit davon gesprochen werden kann.

So hatte es auch hier gestanden Goethe, der zugleich die wunderbare Gabe besaß, lange Entwicklungen in der Ahnung durch alle Konsequenzen zu verfolgen und abzuschließen, hatte ein doppeltes Unheil herannahen gesehen: eine Neigung Lottens zu ihm, ein edelmütiges Zurückweichen Kestners zu seinen Gunsten und bei sich selber dann vielleicht nicht einmal die Fähigkeit, eines und das andere anzunehmen. Goethe traute dem eignen Herzen nicht. Unnützerweise wäre zweier Menschen Schicksal durch ihn vernichtet worden. Und so sah er, wie die Dinge lagen, und wußte, was er zu tun und zu lassen hatte. So war es ja auch in Sesenheim gewesen. Dort aber hatte er die „süße Gewohnheit“ nicht aufgeben können. Fortzuleben, wie zu leben einmal begonnen war, in der Nähe der Geliebten.

Bei Lotten jedoch fühlte er sich nun ganz sicher, als ihn an jenem Abend eine Erfahrung überraschte, auf die er nicht

vorbereitet war. Man hatte beieinandergesessen und von Goethes bevorstehendem Abschiede gesprochen, und Goethe dabei nur an sein Fortgehen nach Frankfurt gedacht. Die Gleichgültigkeit aber, mit der Lotte ihn jetzt mißverstehet, indem sie ruhig den Begriff des Wiedersehens in jenem Leben akzeptiert, während sie ihm für dieses Leben auf Nimmerwiedersehen ruhig die Hand reicht, laßt in Goethe plötzlich etwas auflodern, wovon er selbst keine Ahnung gehabt. Er war stark gewesen, solange es in seiner Macht und Wahl gelegen hatte, von Lotte fortzugehen, nun aber ist sie es plötzlich, die ihn so voller Gleichmut für dieses Leben aufgibt, und jetzt regt sich eine dämonische Ahnung in ihm, diesem Mädchen zu zeigen, daß man ein Herz wie das seine nicht so ohne weiteres von sich schiebe. Jetzt empfindet er, er habe sich größere Stärke zugetraut, als er sie besitze. Und jetzt wird ihm klar, daß sofort ein Ende gemacht werden müsse.

Diese plötzlich erwachende, gleichsam neue Leidenschaft ist es, die jene beiden gleich am ersten Abend des 10. Septembers geschriebenen Billetts erfüllt. Am nächsten Morgen sieht er die Dinge schon ruhiger an und setzt in dieser Stimmung einige Worte hinzu, und ein halbes Jahr später spricht er mit leichtem Spotte über sich selbst davon. Von alledem steht allerdings nichts in „Dichtung und Wahrheit“.

Wenn ich Goethes Darstellung seiner Liebe zu Lotte in „Dichtung und Wahrheit“ für einen Mythos erkläre, so meine ich damit nicht, daß sie Unrichtiges gebe, sondern daß Goethe dem Ganzen eine gewisse bildliche Allgemeinheit der Linien verliehen habe, die das Faktische aussprach und dennoch verhüllte. Goethe wollte verschweigen, was ihn fortgetrieben hatte. Wer auch brauchte davon zu wissen? Daher die erste mystische Formel. „Ich trennte mich von ihr nicht ohne Schmerz und doch ohne Reue.“

Merck also war bemüht gewesen, Goethe von Wetzlar los-

zumachen, vielleicht indem er sehr wohl wußte, was er tat Merck war es nun auch, der, um die Heilung zu vollenden, ehe Goethe wieder in Frankfurt sich festsetzte, die Reise vorschlug, deren letzter Erfolg gerade schuld daran war, daß „Werthers Leiden“ geschrieben werden konnten er lud Goethe ein, mit ihm bei Frau von Laroche am Rheine zusammenzutreffen Man verabredete, sich in Koblenz zu finden, Goethe sendet das Gepäck voraus und geht zu Fuß hinterher die Lahn hinab

Er beschreibt den Weg dahin, den kaum jemand heute, wo die Eisenbahn so unvermeidlich bequem nebenherläuft, Goethe in dem Sinne nachwandern konnte, in dem er ihn damals zurücklegte Er verfolgte ihn mit solchem Schlennderschritt, daß er erst nach einigen Tagen Ems erreicht Von da fährt er mit einem Kahne weiter „Da eröffnete sich mir der alte Rhein“

All die Schlosser und Stifter, die sich in seinen Fluten spiegelten, saßen noch voll von fettem, weltlichen und geistlichen Adel, und all die bunte unvordenkliche Wirtschaft war noch lebendig, von der heute längst niemand mehr zu erzählen wußte Wie vieler Herren Lander stießen damals an den Fluß und wurden von ihm durchschnitten Über dem Rheine schwebte damals noch der volle warme Atem Suddeuschlands, während er heute norddeutsch und kühler geworden ist Goethe erzählt von seiner Fahrt langsam, wie er selber langsam vorwärtsskam „Herrlich und majestätisch erschien (endlich dann) das Schloß Ehrenbreitstein“

An seinem Fuße, in Thal, lag das Landhaus des Geheimrats von Laroche Seine Lage, die Aussicht von da, der innere Schmuck wird uns nun behaglich breit und wie für ewige Zeiten feststehend vor Augen gebracht Als Goethe das niederschrieb, hatte er selbst schon am Rheine andere Zeiten gesehn und die Stürme aus Frankreich miterlebt, die dem früheren Überflusse ein Ende machten er schreibt mit dem Bewußtsein, als alter Mann zu berichten, wie es in

den alten Zeiten, als er noch jung war, am Rheine zugegangen sei

Diese Zeiten und mit ihnen Frau von Laroche und die vielen Bande, die sie hat drucken lassen, sind heute in Deutschland vergessen. Ihre Romane machen kein Auge mehr feucht. Ihre Erlebnisse sind veraltet. Es wohnt ihnen keine Kraft inne. Das Schicksal hat die Frau freilich hin- und hergeblasen, zu einem rechten Sturme aber ist es nie um sie gekommen, der sie ganz zur Entfaltung ihrer Natur gebracht hätte. Sie war in ihrer Jugend mit einem schönen Italiener verlobt, von dem sie sich nach ihres Vaters Willen, der Religion wegen, wieder trennen mußte. Sie hatte dann eine verunglückte Heiratsgeschichte mit Wieland gehabt, dessen Mutter dazwischengetreten war, während er sein lebelang ihr Freund blieb. Endlich heiratete sie aus äußeren Gründen Herrn von Laroche, und nun waren die Kinder fast erwachsen, als ihr erstes Werk erschien, das Wieland herausgab: die „Geschichte des Fräulein von Sternheim“, ein Sensationsroman, der sie bekannt oder, wie man zu sagen pflegt, berühmt machte. Und an diesem Romane hatte sich Goethe als Rezensent die beinahe ersten literarischen Spuren verdient.

Ich erwähnte die von Merck und Schlosser gegründeten „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Goethes Rezensionen bilden eine stattliche Reihe. Den 14. Februar 1772 bereits war diese Besprechung erschienen, welche den zweiten, nachtraglich folgenden Teil des Romans in einer Weise behandelt, über die Frau von Laroche sich nicht zu beklagen hatte.

Diese Rezensionen Goethes bekunden als Arbeiten eines Anfängers vollendete Gewandtheit im Gebrauche der Sprache und eine Fülle richtiger Gedanken, die er mit herausforderndem Selbstgefühl vortragt. Man hat ein Gefühl, wie dieser Ton den älteren, im Besitze der Macht befindlichen Schriftstellern in die Glieder fahren mußte, und daß sie

sich in Gute mit dem auftauchenden jungen Genie abzufinden suchten. In der Rezension des „Frauleins von Sternheim“ wird die bisherige öffentliche Kritik des ersten Teiles des Romans vorgenommen und zurückgewiesen. Goethes Urteil war so schmeichelhaft, daß hierauf vielleicht sein erstes Zusammentreffen mit Frau von Laroche, das im Frühlinge 1772, vor der Reise nach Wetzlar also, stattgefunden hat, zurückzuführen ist. Sie ging damals bis Darmstadt, wo man enttauscht gewesen war, statt einer einfachen Seele, wie Fraulein von Sternheim, eine Dame erscheinen zu sehen, die mit Weltkenntnis und nicht ohne Ansprüche noch auf Schönheit die erste Stelle im Salon behauptete. Karoline Flachsland schrieb darüber erbost an Herder: Goethe habe dieses Wesen bereits in Frankfurt so satt gehabt, daß er gar nicht mit nach Darmstadt kommen wollte. Die Flachsland, die den Pinsel immer stark voll Farbe nimmt, drückt das mit der Wendung aus, Goethe sei „ergrimmt wie ein Lowe“ auf Frau von Laroche. In „Dichtung und Wahrheit“ wird von dieser Reise nichts verraten. Als Goethe seine Erinnerungen aufzeichnete, fühlte er, daß, wenn Frau von Laroche würdig eingeführt werden sollte, sie als Hausfrau im Landhause zu Thal am Rhein auftreten müsse. Er laßt deshalb das vorher Geschehene ganz auf sich beruhen. Wir empfangen den Eindruck, als sei er bei seiner Rheinfahrt im September 1772 zum ersten Male von der Lebenswürdigkeit der Frau und von der Schönheit und Anmut ihrer Tochter Maximiliane betroffen gewesen, welche doch ebenfalls im Frühlinge schon ihrer Mutter zur Seite gewesen war. Er beschreibt das Auftreten der Frau, ihre „Mittelstellung zwischen Edeldame und Bürgerfrau“. Ihre sich immer gleichbleibende bescheidene, aber vornehme Kleidung, entsprechend dem sich gleichbleibenden Benehmen. Dazu die weltmannisch freundliche Haltung ihres Mannes und die Lebenswürdigkeit der Kinder. Maximiliane eben sich entfaltend. Eher

klein als groß von Gestalt Niedlich gebaut „Die schwarzen Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und bluhender gedacht werden konnte“ Halb noch ein Kind, aber durch den Umgang mit dem Vater, an dem sie mit besonderer Zartlichkeit hing, über ihre Jahre erhaben Maximiliane Laroche ist die Mutter von Bettina und Clemens Brentano gewesen Es wird später davon die Rede sein nur erinnere ich hier schon daran, warum Bettina ihre Korrespondenz mit Goethe, als sie sie drucken ließ, den Briefwechsel Goethes „mit einem Kinde“ nannte Wie die Kinder Lotte Kestners, glaubten später auch die Maximilianens zu Goethe in besonderer Verwandtschaft zu stehen

Im Hause von Frau von Laroche, wo die Freunde immer aus und ein gingen, kam Goethe zum ersten Male mit dem in Berührung, was wir herrschende Literatur nennen können

In Leipzig hatte er Gellert und Gottsched als Hauptermächtiger Richtungen wirken sehen, war natürlich aber viel zu jung, um an dergleichen, sei es mitarbeitend oder dagegen wirkend, sich zu beteiligen Was er selber damals schrieb, sind Versuche eines Schülers, der noch nicht weiß, wohin er will In Straßburg hatte man sich schon reifer gefühlt, war aber auch dort über den Umkreis der Mitteilung unter Freunden nicht hinausgegangen In Frankfurt war endlich Fühlung mit dem großen Publikum gewonnen worden Aber die „Anzeigen“ und ihre Mitarbeiter empfanden sich als jüngere Generation Ihre Losung war Kampf Man wollte sich erst eine Straße bahnen Es war eine neue Firma, von neuen Leuten repräsentiert Frau von Laroche dagegen war, unter dem Schutze Wielands, Teilnehmerin eines alten, geprüften Hauses von Macht und Erfahrung Wieland war ein Mann, der etwas bedeutete in Deutschland, dessen Einfluß nicht von gestern datierte Und wie er selbst sich durchaus fest und sicher fühlte, empfanden auch die, die an seiner Firma teilnehmen durften, sich als Schutz-

verwandte Goethes und Wielands Verhältnisse beruhten für die nächsten drei Jahre auf dem Geltendmachen des verschiedenen Standpunktes, den man einnahm. Wieland versuchte mit der Gewandtheit eines Mannes vom Fach dem Anfänger gegenüber seine Autorität zu behaupten, bis ihm endlich aufging, daß er sich zu fügen habe, wie das seinerzeit zur Sprache kommen wird.

Goethes behagliche Darstellung seines Aufenthaltes im Hause zu Thal läßt nicht erkennen, daß er nur fünf Tage dort blieb. Man meint, es mußten mindestens vierzehn Tage gewesen sein. Die verschiedenen Phasen des Zusammenseins werden in ihrer gleichsam organischen Folge beschrieben, die verschiedengearteten Gestalten der neu hinzutretenden Freunde geschildert und endlich erzählt, wie alles zuletzt beinahe ein böses Ende genommen hatte. Merck traf mit seiner Familie ein! Sofort beginnt es zu gären in der Gesellschaft. Innerer Stoff zur Unverträglichkeit stellt sich heraus. Merck spottet, seine Kälte und Unruhe lassen in sämtlichen Anwesenden ein Gefühl der Unbehaglichkeit erwachen, so daß eben zu rechter Zeit noch zum Aufbruche geblasen wird. Bemerken wir wohl, daß Goethe Merck hier, wie bereits in Wetzlar, in mephistophelischer Weise wirken läßt. Goethe fährt „mit der zurückkehrenden Jacht“, der Repräsentantin des offiziellen Verkehrs auf dem Rheine, langsam den Strom entlang nach Mainz und trifft in der besten Stimmung zu Hause wieder ein. In begeisterten Worten dankt er Frau von Laroche für die empfangenen Freundlichkeiten.

Noch war nichts von den Stimmungen zu ahnen, aus denen, durch das spätere Erscheinen Maximilianens in Frankfurt, der zweite Teil des „Werther“ seine Entstehung schöpfen sollte. Goethe hatte eine herzliche Zuneigung zu dem reizenden und klugen Mädchen gefaßt, die aber, wie schon die Jugend Maximilianens mit sich brachte, rein geschwisterlicher Natur war. Dieses Gefühl ist bei Goethe auch nie-

mals ein anderes geworden Die Verhältnisse jedoch, in welche Maximiliane bald nach Frankfurt versetzt werden sollte, waren so absonderlicher Art, daß daraus in Goethes Phantasie die Anschauungen entstanden, welche, mit den in Wetzlar empfangenen Eindrücken in Verbindung geratend, „Werthers Leiden“ sich bilden ließen

Nichts aber ereignet sich auch hier in unerwarteten Erschütterungen, sondern langsam treten die Dinge ein, und ganz allmählich äußert sich ihre Wirkung auf Goethe

Zwischen ihn und die Wetzlarer Freunde war kein Schatten von Mißverständnis getreten Kestner kam im September, gleich nach Goethes Rückkehr von dem Besuche bei Frau von Laroche, nach Frankfurt und war dort meist mit Goethe zusammen Er reist wieder ab. Goethes Briefe berichten ausgiebig über das jetzt beginnende zerstreute Leben in Frankfurt Es handelt sich darum, Schlossers und seiner Schwester Verlobung zustande zu bringen, und es gelingt Es drängt sich ein Gewirre von Menschen um Goethe herum, denen er sich seiner Natur nach völlig hingibt Dabei haben sich seine Gedanken daran gewohnt, nach Wetzlar sich zu richten, als dem Ort, wo Stille und Friede herrschten Er schreibt von Zeit zu Zeit dahin, tagebuchartige Blätter, fast gleichgültig an welche Adresse sie gehen, meist an die Kestners. Sich und sein Verhältnis zu Lotte behandelt er darin wie einen sich fortspinnenden Roman, der aber mit „Werthers Leiden“ keine Ähnlichkeit hat Zu diesem äußeren Auftreten stand ein innerer Zustand im stärksten Gegensatze, von dem niemand erfuhr, als wer etwa gelegentlich hingeworfene Worte Goethes sorgsam zusammengesetzt und gedeutet hatte Ein Zustand seltsamer Art, über den Goethe uns nachträglich Auskunft gibt

Er hatte, als er von Wetzlar nach Frankfurt zurückging, einen Schauer vor der Existenz, in die er wieder hinein mußte. Damals war der „Götz“ ja noch nicht einmal zum

Druck umgearbeitet, und keine Ahnung der späteren Rechtfertigung seiner dichterischen Bestrebungen durch die Stimme der öffentlichen Anerkennung belebte und erfrischte Goethe. Er sah sich in den alten Sumpf aufs neue hineingestoßen, in dem herumzuwaten ihm unertraglich war. Er übersah die Frankfurter Verhältnisse. Er haßte das vaterliche Haus und konnte es doch zugleich nicht entbehren. Er sah seine einzige Vertraute, seine Schwester Cornelia, durch ihr Verhältnis zu Schlosser in gewissem Sinne bereits auch von ihm getrennt, und so mitten im lebendigen, anscheinend frohen Lebensgenusse hegte er verzweifelnde Gedanken. Die Leute sagten damals von ihm (wie er in einem Brief an Lotte schreibt) der Fluch Kains liege auf ihm. Goethe erzählt es selber. Sein unstetes Wesen fangt an, ihn in dem Maße mehr zu beangstigen, als er es kritisch selbst zu beobachten beginnt und zur Überzeugung gelangt, es gebe kein Mittel dagegen. Und so kommt er dahin, Selbstmordgedanken, die in ihm aufsteigen, immer ernstlicher bekämpfen zu müssen. Bis zur wirklichen Absicht, seinem Leben ein Ende zu machen, kam es bei ihm. Und in diese Stimmung hinein die Nachricht, daß Jerusalem, ein junger Mann in seinem Alter, der in Wetzlar gleich ihm am Kammergerichte gearbeitet hatte, aus Lebensüberdruß sich erschossen habe. Kestner meldet es. Kestner hat Jerusalem die Pistolen dazu geliehen. das Billett, in dem dieser sie von ihm fordert und das anfangs zerrissen und in den Papierkorb geworfen, später wiedergesucht und wiedergefunden wurde, befindet sich jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und ist wiederholt faksimiliert worden. Goethe beschreibt, was in seiner Phantasie vorging, als er Kestners Brief empfangen.

Jerusalem, der Sohn eines angesehenen, berühmten Theologen, hatte mit Goethe zusammen in Leipzig studiert, sich dort aber wenig aus ihm gemacht. Goethe fand ihn am Kammergerichte in Wetzlar wieder vor, sah ihn dort aber

meist am dritten Orte Es ist allerart Schriftliches von Jerusalem gedruckt worden, darunter ein Brief, aus dem hervorgeht, daß er damals Goethe nicht mochte

Jerusalem war in die Frau eines Wetzlarer Beamten verliebt Ihretwegen erschloß er sich im Oktober 1772, einen Monat also, nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, unter Nebenumständen, die genau dem entsprechen, was wir im „Werther“ erzählt finden

Dieses Ereignis traf Goethe wie ein Donnerschlag Aber aus Gründen, die mit Lotte Buff wenig zu tun hatten Weder die Erinnerung an sie noch auch die an Jerusalem persönlich wurde in seiner Seele jetzt wieder wachgerufen, sondern aus tieferen, ihn selbst beruhenden Gründen beginnt seine Phantasie sich der Tat zu bemächtigen Aus ihm selber und Jerusalem ist plötzlich ein und dieselbe Person geworden. Er sieht sich wie im Spiegel Und zu gleicher Zeit hat Jerusalems Geliebte Lotte Buffs Züge und Gestalt angenommen, und er und sie, Werther und Lotte, die beiden Träger des Romans, stehn Goethe vor der Seele, jede der beiden Persönlichkeiten als von ihm selber abgetrenntes, fertiges Kunstwerk Jetzt beginnt die innere Arbeit an seiner Dichtung Im November fuhr ihn eine Geschäftsreise nach Wetzlar Er sieht Lotte dort wieder, sammelt genauere Nachrichten über Jerusalems Tod und Charakter und laßt sich, was er selbst in der kurzen Zeit an Ort und Stelle nicht erfahren konnte, von Kestner nachtraglich berichten Der Gedanke, etwas zu schreiben, wodurch das Andenken Jerusalems gerettet wurde, scheint sich nun zu einem festen Plane gebildet zu haben

Damit ist aber auch vorderhand die Sache erledigt Das Projekt versinkt wieder langsam, und ganz anderes nimmt Goethes Gedanken in Anspruch

Erst jetzt nämlich wird die kleine Schrift über das Straßburger Münster gedruckt und herausgegeben, dann, Anfang 1773, „Gotz“ völlig für den Druck zurechtgemacht

und zu drucken anfangen Im Fruhjahre heiraten sich darauf Lotte Buff und Kestner, unter Goethes freundschaftlicher Teilnahme Er besorgt die Ringe und übernimmt andere Besorgungen Darauf dann, als das junge Paar nach Hannover abgegangen, treten naturliche, langere Pausen in Goethes Verkehr mit ihnen ein Andere Menschen erscheinen, und er hat nicht mehr das Bedürfnis, sich mit seinen Gedanken in die Stille des Deutschen Hauses nach Wetzlar zu fluchten Nun kommt „Gotz“ heraus Der Ruhm, der Goethe plötzlich umgibt, bringt ihn völlig auf andere Wege Es regt sich in ihm ein neues Gefühl er möchte, da „Gotz“ ihm so viel Bewunderung eingetragen, etwas arbeiten, das „Gotz“ noch übertrafe Schon jener Brief vom August an Kestner, wo es in betreff des „Gotz“ heißt, er werde schwerlich wieder etwas schreiben, das ihm so viel Beifall eintrüge, kann als Andeutung genommen werden, daß dieser Gedanke in ihm aufgetaucht war Am 15 September — fast ein Jahr nach Jerusalems Tode — lesen wir in einem Briefe an Kestner „Jetzt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam“ Das muß wohl „Werther“ gewesen sein, denn wie kame Goethe dazu, dem fernen Kestner über etwas so in den Anfängen Begriffenes zu schreiben, dem er von dergleichen sonst gar nicht sprach? Ähnliche Andeutungen fallen dann gelegentlich weiter, und im Winter 1774 bekommt Merck die Arbeit zu sehen

Der Erfolg des „Gotz“ hatte auf Goethe einen entscheidenden Einfluß gehabt Man fühlt es sofort dem Tone seiner Korrespondenz an Goethe besaß endlich, was ihm bis dahin gefehlt und ihn so unruhig gemacht hatte die äußere Berechtigung, zu leben, wie er lebte, zu sein, wie er war Er hatte sich bis dahin sagen müssen, daß er die Anerkennung noch zu erwartenden Beifalles bereits vorweggenommen, daß er auf Borg zukünftigen Ruhmes sich ziemlich hohe Ausgaben erlaubt habe nun eröffnete ihm das Schicksal endlich unbegrenzten Kredit Nun war er Herr im eigenen

Hause, und die literarische Laufbahn verstand sich von selbst für alle Zukunft

Trotz alledem will es auch jetzt mit dem Romane noch nicht vorwärts. Die Elemente, die sich in Goethes Erfahrung angesammelt hatten, boten in einer Beziehung eine Lücke dar, die sich, seiner eigentümlichen Anlage nach, nur aus der Fülle wirklichen Lebens seine Phantasie zu nähren, einstweilen unausfüllbar zeigte. Es fehlte der rechte Abschluß der Charaktere für den zweiten Teil des Romans. Es bedurfte noch einer gewissen äußeren Tragik. Es mangelte für Albert als Lottens Mann das Vorbild Goethe. Er kannte Kestner nur als Brautigam und hatte ihn niemals als eifersüchtigen Ehemann gesehen. Er wollte nur schreiben, was er erlebt hatte. Das Erlebte nahm andere Gestalt in ihm an, aber es mußte vorhanden sein. Es fehlte ihm an Erfahrung, um Werther als Liebhaber einer verheirateten Frau erscheinen zu lassen. Erfinden konnte Goethe auch das nicht.

Nun aber zeigt sich die Fügung der Dinge so günstig, daß auch für diesen Mangel Abhilfe eintritt. Unerwarteterweise kommt die Heirat zustande, welche Goethe als denjenigen, der der Laroche in Frankfurt am nächsten stand, nahe betraf Maximiliane, siebzehnjährig wie sie war, wird durch Vermittlung guter Freunde, in deren Augen die günstigen äußeren Verhältnisse maßgebend waren, mit dem Frankfurter Brentano, einem nicht mehr jungen Manne, Witwer mit fünf Kindern, rasch verlobt und verheiratet. Im Januar 1774 wird die Hochzeit gefeiert, und das neue Paar trifft samt der Mama in Frankfurt ein, wo Goethe die Last aufgebürdet wurde, der jungen Frau, die immer noch halb wie ein Kind auftrat, die fremde Stadt und überhaupt die neue Existenz behaglich zu machen. Maximiliane war an den Umgang bedeutender Menschen gewohnt wie an etwas Selbstverständliches. Ihr Mann war Geschäftsmann in der strengsten Bedeutung des Wortes und war obendrein

Italiener Goethe sah auf der Stelle voraus, was entstehen wurde und was in der Tat geschah. Brentano wurde eifersüchtig, und es kam dahin, daß Goethe, den kein anderes Gefühl als das des reinsten Wohlwollens immer wieder in das Haus zurücktrieb, das ihn die Mutter Laroche flehentlich nicht aufzugeben bat, schließlich doch einen Strich unter die Rechnung machte.

Allein noch ehe das eingetroffen war, bereits in den ersten Tagen des Zusammenseins, als die Eifersucht des Mannes noch gar nicht zum Vorschein gekommen war, während Goethe fälschlich sicher voraus wußte, daß sie nicht ausbleiben werde, stand ihm der zweite Teil des „Werther“ fertig vor der Seele. Die Entwicklung war gefunden. Auf Kestners duldende, zutrauensvolle Gestalt wurde die des mißtrauischen italienischen Gatten Maximilianens gepfropft, und es kam aus beiden Gestalten jener unertragliche „Albert“ des Romanes heraus, der Kestner hernach so vielen Kummer bereitet hat und dessen unliebswürdige Härte Goethe dann vergebens zu mildern suchte.

In einem Briefe Goethes vom 26 April 1774 an Lavater lesen wir: „Ich will verschaffen, daß ein Manuskript Dir zugeschiedt werde. Denn bis zum Druck wahr's eine Weile. Du wirst großen Teil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander, an die sechs Jahre, ohne uns zu nahern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.“ So also wollte Goethe den Roman aufgefaßt haben. Jerusalem, des armen Jungen, dessen Schicksal er so gut verstand, Gedächtnis sollte gerettet werden. Und die Freunde werden darauf vorbereitet, daß die erzählten Schicksale nicht die Goethes seien.

Inwieweit aber waren Lotte und ihr Mann selber im Geheimnisse? Hatten sie eine Ahnung dessen, was ihnen be-

vorstand? Hier bietet sich ein sonderbares Schauspiel Goethe kann es nicht übers Herz bringen, ihnen, mit denen er in fortwährendem aufrichtigen Verkehre steht, von seiner Arbeit zu schweigen, wendet seine Mitteilungen aber so, daß sie ihnen unverständlich bleiben mußten.

Goethe, wenn er überhaupt Lottens wegen jemals des Trostes bedurft hatte Anfang 1774, als er den Roman zu verfassen begann, hatte er ihren Verlust sicherlich überwunden Sie und Kestner waren durch ihren Fortgang nach Hannover schon zu halb mythischen Wesen für ihn geworden Goethe wird öfter zum Vorwurf gemacht, daß das Sprichwort Aus den Augen, aus dem Sinn, bei ihm so scharf zutreffe Er gesteht es offen ein Wer nicht in seiner nächsten Nähe lebte, existierte oft genug nicht für ihn Galt dies auch nicht von denen, die seinem Herzen besonders teuer waren (wofür seine Briefwechsel genugsam Zeugnis ablegen), so bedurfte er doch, damit seine Phantasie seine Freunde in voller Kraft begleiten konnte, der sinnlichen Anschauung ihrer Umgebungen Fehlte der landschaftliche Hintergrund, so fingen die Umriss der Personen an zu verschwimmen Lotte Buff in Wetzlar, im Deutschen Hause, in den Straßen des Städtchens, auf ihren Spaziergängen stets vom wohlbekannten Horizonte umgeben, war eine andere Gestalt für Goethe als Lotte Kestner in Hannover, einer norddeutschen Stadt, die er nicht kannte. Lotte war historisch für ihn geworden

Nun aber, Anfang 1774, führt die Arbeit am Roman Goethe wieder in die alten Gefühle zurück, wunderbar, wie das schon hart und trocken gewordene Laub der Blätter und Blüten des Sommers 1772 in seiner Phantasie wieder neu aufgrünt In einem Briefe, der in den März 1774 gehört, schreibt er Kestners füglich seien ihre Briefe lange unbeantwortet geblieben, doch habe er sich diese Zeit mehr mit Lotte beschäftigt als jemals „Ich lasse es Dir ehestens drucken“, sagt er, „es wird gut, meine Beste“ Und in dem

Maße nun, in dem die fortschreitende Arbeit ihn nötigt, Lotte als junges Mädchen noch einmal wie von frischem kennenzulernen und die ganze Stufenleiter seiner Gefühle gegen sie noch einmal mit langsamen Schritten emporzuklimmen, erhebt ihre Gestalt sich schöner und reizender vor ihm, als er sie in Wirklichkeit vielleicht jemals vor Augen gehabt, und es wird natürlich, daß er diese Anschauungen auf Lotte Kestner überträgt, die er ja nicht anders zu sehen vermochte, als wie er sie zum letzten Male, als junges Mädchen, in Wetzlar verlassen hatte

Die wirkliche Lotte aber stellt Goethes Phantasie jetzt freilich eine starke Zumutung: sie erwartet ein Kind Indes, die Lotte des Romans war bereits so fest gezeichnet, daß die Wirklichkeit an ihren idealen Umrissen nichts mehr ändern konnte. Bei weitem schwerer war etwas anderes zu überwinden.

Lottens Bildnis war im Romane zu deutlich geraten. Goethe hatte die Ereignisse und die Personen zu realistisch sichtbar dargestellt. Nun sahen wir es gab für die Öffentlichkeit damals kaum ein anderes Interesse als die Beschäftigung mit neuen Büchern und neuem Familienklatsch: hier wäre beides diesmal zusammengetroffen. Goethe wußte im voraus, was entstehen müsse. Er war entschlossen, sich von diesen Befürchtungen nicht beirren zu lassen, aber die Freundespflicht schien zu gebieten, nicht ganz ohne Kestners Mitwissen vorzugehen, ihn und seine Frau andeutungsweise wenigstens von dem unterrichtet zu haben, was ihnen bevorstand. Dies geschieht nun auf die sonderbarste Weise.

Im Mai 1774 kommt Lotte mit einem Jungen nieder, der aus allzu großer Bedenklichkeit nicht einmal Wolfgang genannt werden sollte. Goethe war gerade dabei, einen Verleger für den „Werther“ zu suchen (der, wenn die Überlieferung recht hat, von einem Leipziger Buchhändler zurückgewiesen worden war). „Kußt mir den Buben“, schreibt Goethe an Kestner, „und die ewige Lotte. Sagt ihr, ich

kann mir sie nicht als Wochnerin vorstellen. Das ist nun unmöglich. Ich seh sie immer noch, wie ich sie verlassen habe (daher ich auch weder Dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältnis als das alte, — und sodann, bei einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschaft aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich Euch warne, Euch nicht zu stoßen). Ich bitte Dich, laß das eingeschlossene Radotage bis auf weiteres liegen, die Zeit wird's erklären.“

Sich mystischer auszudrücken, war kaum möglich, so daß Kestner allerdings nur abwarten konnte, was die Zeit klären würde.

Im nächsten Briefe, vom 11 Mai, eine neue Anspielung „Adieu, Ihr Menschen, die ich so liebe (daß ich auch der traumenden Darstellung des Unglücks unsers Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte)“. Die Parenthese war noch unverständlicher als die frühere. Nun lange Zeit gar nichts, und endlich, am 16 Juni, ein Brief, der mit den Worten schließt „Adieu, liebe Lotte, ich schick Euch ehestens einen Freund, der viel Ähnliches mit mir hat, und hoffe, Ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther und ist und war — das mag er Euch selbst erklären.“ Hiermit glaubt Goethe genug getan und sein Gewissen entlastet zu haben. Die folgenden Briefe enthalten nichts mehr über seine Arbeiten. Ein Vierteljahr später, den 23 September, sendet er Lotte das fertige Buch. Sie solle es noch niemand zeigen. Es komme die Leipziger Messe ins Publikum. „Ich wünschte“, schreibt er, „jedes las' es allein vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen.“ Goethe scheint so überzeugt davon, beide würden ihr himmlisches Vergnügen an dem Werke haben, daß er die Möglichkeit ganz aus den Augen verloren hat, es könne anders kommen.

Wir haben Kestners Brief an Goethe nicht, worin er sein und seiner Frau Gefühle nach der ersten Lektüre des Romans ausspricht, sondern nur das Fragment eines Brief-

konzeptes, in sehr ungeschminkter Sprache abgefaßt. Der Erwiderung Goethes darauf fehlt das Datum „Ich muß Euch“, beginnt er, „gleich schreiben, meine Lieben, meine Entzurnten, daß mir's vom Herzen komme.“ Der Sturm kam für ihn nicht unerwartet. Er bittet um Verzeihung, aber maßig. Noch war kein Ton des ungeheuren europäischen Beifalls damals zu ihm gedrungen, aber es scheint ein Gefühl von der Größe seiner Leistung ihn zu erfüllen, neben dem Kestners Empfindlichkeit kaum mehr in Rechnung kam. Und merkwürdig, wie dies Gefühl auch bei Kestners sofort maßgebend wird. Sosehr sie sich getroffen und gekrankt fühlen, noch mehr empfinden sie, daß ihnen eine Ehre erwiesen sei, welche über Verdienst hinausgehe. Kestner zumal mußte sich durch die unertragliche Rolle verletzt fühlen, welche Albert in dem Romane spielt, aber es ließ sich ja so nachrechnen, daß zu der Zeit, wo Jerusalem sich erschoss und auch wo Goethe Lotte zum letzten Male gesehen hatte, diese noch unverheiratet war. Alberts Rolle ergab sich daraus mit aller nur wünschenswerten Sicherheit als eine erfundene, mochte noch so faktisch sein, daß Kestner Jerusalem die Pistolen geliehen, mit denen der Unglückliche sich erschoss. Und vor allen Dingen die im Roman auftretende, über alle idealen Gestalten erhobene Lotte war jetzt doch seine Frau! An Lotte hatte Goethe gut gemacht, was er an Kestner gesündigt, was diesem von der einen Seite genommen war, wurde ihm von der andern reichlich ersetzt. Denn obgleich Lotte Kestner blondes Haar und blaue Augen, die Lotte des Romans aber schwarze Augen hatte, so konnte doch darüber kein Zweifel sein, daß Kestners Frau und Werthers Lotte ein und dieselbe Persönlichkeit seien.

Kestner hatte einen Freund, dem er von Zeit zu Zeit Generalbeichte ablegte. Diesem schüttet er sein Herz aus. Wir sehen, das hannoversche Stadtgeschwatz war über das junge Ehepaar hereingebrochen. Eine schöne junge Frau, eine

Fremde, eine Suddeutsche, um die ein Braunschweiger sich totgeschossen hat, und der berühmteste junge Dichter Deutschlands, der die Geschichte haarklein mitteilt! Dabei eine so unentwirrbare Vermischung von Wirklichkeit und Erfindung, daß eine Darlegung, wie die Dinge eigentlich sich verhielten, kaum möglich war. Man mußte den Sturm über sich ergehen lassen, genug, wenn die genauesten Freunde wenigstens über den Zusammenhang im klaren waren. Als immer wirksames Gegengift jedoch gegen diesen Kummer scheint Lotte bald eine solche Glorie umgeben zu haben, daß Kestner, der sich in der glücklichen Lage befand, einmal der gewesen zu sein, welcher Lotte davongetragen hatte, und zweitens der zu sein, der sie nun besaß, eine gute Handvoll dieses Ruhmes für sich selber abnehmen durfte.

Er schreibt an seinen Freund über Goethe selbst mit der höchsten Schonung. Ja, es scheint ihm sehr daran gelegen, daß diesem nichts zu Ohren komme, was einer Klage von ihrer Seite ähnlich sah.

Wie denken wir heute über Goethes Handlungsweise? Ein Schriftsteller, der sich in das Vertrauen einer Familie einschleicht, um literarisch zu verwertenden Stoff zu gewinnen, betreibt ein sehr niedrig stehendes Gewerbe. Ein Dichter dagegen, der in unbewußt drangender Geistesarbeit sein Werk schafft, kann nicht aus äußeren Rücksichten Anschauungen, die seiner Phantasie entquellen, zurückdrängen, weil sie mit wirklichen Erlebnissen zusammenfallen. Dagegen ließe sich zweierlei freilich einwenden. Erstens, welches sind die zuverlässigen Kennzeichen eines solchen Dichters? Hier kann allerdings nur an unser Gefühl appelliert werden. Und zweitens, es beherrscht uns heute so sehr das Gefühl, es müsse mit demselben Maße hoch und niedrig gemessen werden, daß es uns schwer fiele, Ausnahmen zu gestatten. Hier aber bilden wir die Ausnahme und nicht der Dichter, der gegen das Gesetz zu verstoßen scheint! Waren

wir alle, wie wir sein sollten, so wurden alle menschlichen Verhältnisse rein dargelegt werden können. Jedes Mißverständnis, jeder Verdacht wurde unmöglich sein, das Reine rein, das Unechte verwerflich erscheinen. Mit wie reinen Händen entfaltet Shakespeare die furchtbarsten Verbrechen vor uns. Ein wahrer Dichter geht durch die Welt wie ein Kind, das von keinen Geheimnissen weiß und selbst das Abscheuliche mit seinen unschuldigen Lippen wiederholt, ohne zu ahnen, um was es sich handelt. Was unsere Frage entscheidet, ist die Überzeugung dessen, was im Willen des Dichters gelegen habe. Goethe hat in der Lotte seines Romans eine ideale Gestalt geschaffen, deren Schönheit allein schon sein Werk über jeden Vorwurf erhebt. Er hat in Albert einen Charakter geschildert, dessen böse Seiten nur der ästhetischen Forderung des künstlerischen Gegensatzes ihren Ursprung verdanken, auch nicht ein Schimmer, daß er Kestner habe treffen wollen. Wie wahr dies sei, ergibt sich schon daraus, daß Goethe hernach, als er, aus Rücksicht auf Kestner, Alberts Charakter zu mildern suchte, mit allen seinen Abschwächungen einzelner Züge nichts erreichte. Was mit Werthers Gestalt beabsichtigt war, wissen wir. Diese drei Figuren wurden durch seltsam sich verbindende Ereignisse in Goethes Seele gleichsam zum Keimen gebracht, ausgebildet, gezeitigt und endlich wie mit Gewalt ans Licht gestoßen. Ich hatte den Verlauf der Dinge, aus deren äußerem Anstoße der Roman hervorging, nicht so genau zu verfolgen brauchen, wäre uns die Kenntnis dieser Details für unser abschließendes moralisches Gefühl nicht so nötig gewesen. Hatte Goethe nicht mit so reinem Gewissen die Arbeit angegriffen, so wurden einfache unschuldige Leute wie Kestners hinter seinem Rücken nicht mit so großer Achtung von ihm gesprochen haben. In Kestners Brief nämlich, worin er seinem Freunde zum ersten Male über den Roman und die ihm zugrunde liegenden realen Verhältnisse Auskunft gibt, findet sich die

schon früher zitierte Äußerung Goethe habe sich in Wahrheit viel größer benommen, als der Roman ihn erscheinen lasse. Die äußerliche Eitelkeitsbefriedigung, von der ich bei Kestner sprach, hatte einem ehrlichen, graden Menschen wie ihm den giftigen Stachel nimmermehr aus der Wunde ziehen können, wäre wirklich ein giftiger Stachel hineingestoßen worden.

In der Tat fiel dies Geschwatz auch bald zu Boden. Dem Publikum war wenig an Albert gelegen, es hatte Werther im Auge. Es sah den Unglücklichen in überzeugender Lebhaftigkeit vor sich, der den Jammer der irdischen Welt durchschaut, deren Teil er doch bildet. Der wie Hamlet zuviel Sonne hat. Dem keine Gelegenheit sich bietet, eine große Tat zu vollbringen, bis er sich selbst zu deren Objekte macht. Der, in eine hoffnungslose Leidenschaft verwirrt, eine noch rasendere Fähigkeit, sich selber bis in die feinste Faser zu kritisieren, in sich wachsen fühlt — daß er es endlich nicht mehr ertragen kann. Wohin hatte Werther sich fluchten sollen?

Jeder junge Mensch in der damaligen Welt, der sich selbst betrachtete, mußte ein Stück Werther in sich erkennen. Er sah die geheime Geschichte seiner Empfindungen von einem Fremden geschrieben, der ihn besser kannte, als er sich selbst. Und so wurde nicht bloß in Deutschland empfunden, sondern wohin der Roman in fremden Sprachen drang, erweckte er das gleiche Gefühl. Wie ging es zu, daß Werther und Lotte, zwei wurzelecht deutsche Gestalten, von Franzosen, Italienern, Engländern verstanden wurden, als seien sie keltischem, romanischem oder normannisch-sächsischem Boden entsprossen? Es ist bekannt, daß Napoleon als junger Mann „Werther“ gelesen hatte und wahrscheinlich kein anderes Werk von Goethe kannte, auf das hin sich für ihn von selbst verstand, daß er, als er im Triumphschritt Deutschland durcheilte, Goethe als den größten deutschen Dichter kennenlernen müsse.

Ich habe diese Fragen aufgeworfen, weil ihre Beantwortung unsere Blicke auf ein in Goethes Roman und in den darin handelnden Figuren enthaltenes Element lenken muß, das bis jetzt außer acht gelassen wurde. Es sind bisher nur die persönlichen Verhältnisse als etwaige Quellen des Romans in Betracht gezogen worden. Ich suchte zu zeigen, welche Personen Goethe begegnen mußten, damit Werther, Lotte und Albert in seiner Phantasie Gestalt gewonnen. Ohne Zweifel waren diese Personen unentbehrlich für das Zustandekommen des Werkes. Allein, damit sie für Goethe benutzbar wurden, dazu bedurfte es einer Mitwirkung von anderer Seite her, ohne welche sie innerhalb seiner Phantasie niemals Keimkraft besessen haben wurden. Oder vielmehr, diese Personen bilden nur den Zusatz zu etwas anfänglich in Goethe Lebendigem, mit dem sie sich vereinigten, das jedoch auch ohne sie vorher schon vorhanden war. Mag Werther noch so deutlich die Gedanken Goethes und die Schicksale Jerusalems aufweisen, das Zusammenfließen dieser beiden Elemente genugte nicht, um Werthers Gestalt zur Erscheinung zu bringen, noch ehe Goethe nach Wetzlar ging, ehe er Lotte und Kestner und Maximiliane und Brentano und Jerusalem kennenlernte, lag die poetische Möglichkeit Werthers als eine in den Umrissen bereits vorhandene Gestalt, sehnsuchtsvoll nach Leben gleichsam, in seiner Seele. existierte Werthers Schicksal fertig bereits in der Idee. Nicht als Schöpfung Goethes, sondern als die eines anderen Dichters, aus dessen Taubenschlage Goethe ein Nest voll Brut entwandte, die er als seine eigene dann ausfliegen ließ. Und damit verlassen wir den Boden der persönlichen Erlebnisse und gehen, um einen neuen Anblick dieser Dinge zu gewinnen, auf den der allgemeinen literarischen Schicksale der modernen Völker über.

Zum vollen Verstandnisse „Gotz von Berlichingens“ war es nötig gewesen, die Geschichte des Dramas im Fluge zu



Charlotte Restner
geb. Buff

überblicken. In gleicher Weise muß dies jetzt beim Roman geschehen. Hier waltet der Unterschied, daß wir uns um das Altertum nicht zu kümmern haben. Der Roman ist eine moderne Erscheinung, denn er beruht auf der Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum Begriffe des Romans gehört, daß er gedruckt sei, in vielen Exemplaren gleichzeitig verbreitet und von vielen Personen gleichzeitig, und zwar von jedem ganz in der Stille, gelesen werden könne.

Um zu dem Begriffe eines Kunstwerkes zu gelangen, müssen wir immer zwei Parteien ins Auge fassen: hier den Künstler, der seine Arbeit hervorbringt und sie darbietet, und dort die Nation, die sie in Empfang nimmt und genießt. Das Drama wäre undenkbar, wollten wir nur vom Dichter und den Schauspielern, nicht auch vom Publikum reden, das an bestimmter Stelle sich zusammenfindet, gemeinsam genießt und gemeinsam Lob oder Tadel spendet. Wir haben beim „Gotz“ gesehen, von wie entscheidender Wichtigkeit die Beschaffenheit des deutschen Theaterpublikums für die deutsche Bühne war, und wie sie uns zum Buchdrama drängte, während dieses in Frankreich und den andern Ländern, wo das Publikum anders beschaffen war, kaum zu bemerken ist. Nun, wie das Buchdrama zum Bühnendrama, so verhält sich der Roman zum Volksepos. Der Roman entstand in Europa, als eine Reihe äußerer Bedingungen von seiten der empfangenden und genießenden Völker das Volksepos zur Unmöglichkeit werden ließen, während doch das Grundbedürfnis des gemeinsamen Genusses erzählender Gedichte bestehen blieb.

Alle Nationen bedürfen Speise für ihre Phantasie. Die Völker verlangen wie die Kinder ihre Märchen. Es sollen überraschende Dinge berichtet werden, an denen jeder teilnimmt. Nicht nur hören will sie der einzelne, sondern zugleich empfinden, daß alle übrigen sie hören. Nicht nur das war eine Bedingung der Wirkung, welche Homer auf die Griechen gehabt hat, daß er ein großer Dichter war und

daß das Volk seine Gesänge gern horte, sondern ebenso sehr muß in Betracht gezogen werden, daß Homer in allen Teilen seines Vaterlandes gleichmäßig zu Hause war und daß das Volk sich zu großen Massen vereinigte, um seine Gedichte besser und voller zu genießen

Das Volksepos, das die antike Welt und die des sogenannten Mittelalters beherrschte, verschwand, als die Buchdruckerkunst eine leichtere und sicherere Weise des gleichzeitigen Genusses einer Dichtung von seiten des gesamten Volkes möglich machte. Der fundamentale Unterschied zwischen Volksepos und Roman liegt allein in der verschiedenen Art der Aneignung eines im übrigen sich gleichgebliebenen dichterischen Erzeugnisses von seiten des Publikums. Beim Volksepos mußten an festen Stellen, zu fester Zeit und Stunde die Gemeinschaften körperlich vereinigt sich zusammenfinden, um des poetischen Genusses teilhaftig zu werden, beim Roman bedarf es dessen nicht. Weder Dichter noch Publikum sind hier sichtbar oder kennen sich. An irgendeiner Stelle, die niemand zu wissen braucht, sitzt der Dichter, den niemand zu sehen und zu hören braucht, und schafft in der Stille sein Werk, und zerstreut, im ausgedehntesten Kreise um ihn her, jeder einzeln, keiner weder dem Dichter noch dem Mitgenießenden sichtbar, sitzt sein Publikum und schlurft, mit den Augen auf den gedruckten Blättern, die Gedanken und Bilder ein, die das Buch ihm aufischt. Der Dichter muß schreiben können, es muß ein Buchhandel existieren, es müssen Menschen da sein, welche lesen können, damit ein Roman denkbar sei. Das Volksepos existiert, sobald diese Bedingungen eingetreten sind, dann nur noch für diejenigen, welche nicht lesen können, sinkt zur Unterhaltung der Bettler und Bauern und zum Marchen der Magde- und Kinderstuben herab.

Diese Periode des abgeschlossenen geistigen Genusses in der Stille (wobei jedoch das Gefühl, daß von vielen andern

das gleiche Buch zur gleichen Zeit gelesen werde, nie fehlen durfte) trat bei den modernen Nationen zuerst ein in Italien, dann in Spanien und Frankreich, dann in England und Deutschland. Dieser Ordnung entspricht die Aufeinanderfolge der Blüte der modernen Romanliteratur in den verschiedenen Ländern. Was Italien anlangt, so entwickelte sich hier jedoch der Roman nicht so, wie sich hatte erwarten lassen. Wir haben dasselbe beim italienischen Drama beobachtet. In den Zeiten, wo der Buchhandel die Romanliteratur zu einem Elemente von Bedeutung in Europa anwachsen ließ, dampfte das daniederliegende öffentliche Leben in Italien die Literatur zu nichtiger Spielerei herab. Alles ernste Gefühl kam dort als Musik zur Erscheinung, während der Roman nicht die Kraft besaß, die Form des Volksepos niederzuwerfen. Ariost und Tasso waren Romanschreiber, deren Romane jedoch im Volksepos gleichsam steckengeblieben sind. Spanien war ein ganz anderer Boden. Hier wurde nicht rezitiert, sondern gelesen. Man saß still und einsam über den Romanen, wie Cervantes selber den Don Quichote als über seinen Büchern brutend darstellt. Eine unglaubliche Lesewut und eine ebenso große Überzeugtheit, alles Gelesene sei wahr, beherrschten im 16. Jahrhundert das spanische Publikum. Zumal dieses guten Glaubens bedarf es aber, wenn die erzählende Literatur in Blüte kommen soll. Nach der spanischen Romanliteratur kam die französische. Zu der Zeit Goethes endlich war in Spanien das literarische Leben längst erschöpft, und das Frankreichs sogar schon im Herabsinken, in England dagegen stand es nun in voller Blüte. Was für das Drama galt, gilt in betreff Englands auch für den Roman. In der Behandlung des Stoffes gehen dort beide literarische Formen jetzt in der gleichen Richtung weiter. Ich brauche deshalb das über die Entwicklung dieser Dinge bereits Gesagte nur wiederholend zu berühren.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war dem englischen

burgerlichen Familienroman die leitende Stellung in Europa zugefallen. Wir sahen, welches Aufsehen Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ gemacht hatte, der von Herder den Straßburger Studenten vorgelesen wurde, nachdem er ihn selber dreimal für sich gelesen. Doch nicht nur auf direktem Wege, sondern auch über Frankreich gelangte der englische Roman nach Deutschland. Im Drama hatte Diderot uns die englische Form und den englischen Gehalt vermittelt, im Roman kam jetzt ein viel mächtigerer als er: Rousseau.

Die Engländer hatten einfachere Ziele als die französischen Schriftsteller. Sie suchten mit edlen Charakteren zur Nachahmung anzureizen, mit bösen zu warnen, mit lächerlichen zu unterhalten. Der bedeutendste der englischen Romanschreiber war zu jener Zeit Richardson. „Der Brite Richardson“, den Gellert den größten Wohltäter der Menschheit nennt. In Goethes Jugendversen an die Unschuld heißt es: „Mehr als Byron, als Pamele Ideal und Seltenheit“, diese beiden sind die Haupthelden seines Romanes „Pamela“, welcher bereits 1740 erschienen war. Es gab damals keine höhere Vorstellung eines tugendhaften Paares. In seiner Epistel, vom Jahre 1768, an Friederike Oeser wirft Goethe den Frankfurter Mädchen vor:

Denn will sich einer nicht bequemen,
Des Grandisons ergebener Knecht
Zu sein und alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht

„Grandison“ (1753) war Richardsons berühmtester Roman. Der Held der Dichtung ist ein Kompendium edler Eigenschaften, an dessen Möglichkeit fest geglaubt wurde. Im „Grandison“, erzählte mir mein seliger Onkel Jacob, habe er als Kind seine Mutter eifrig lesen sehen. Eine solche Lektüre war nichts Geringes. Sie erforderte lange Zeit und

nahm die Gedanken in Anspruch. In unser von Politik kaum berührtes Leben wurden diese Romane wie große Ereignisse eingepflanzt. Sie drangen in Übersetzungen überall bei uns ein. Die außerordentlich breite und deutliche Durchführung gemeinverständlicher wie gemeinnütziger moralischer Probleme machte das Hineinleben in sie neben dem Genusse fast zur Pflicht. Es schien keine naturgemäßere Art zu geben, praktisch, auf unschadlichem Wege und dabei höchst angenehme Lebenserfahrung der edelsten Art sich anzueignen. Romane dieser Art erschienen bald als die beste Form, dasjenige zusammenzufassen, was der inneren Erziehung dienlich sein konnte. Sie traten ergänzend da ein, wo die Predigt von der Kanzel nicht mehr ausreichte. Daher denn eine große Zahl der Romanschriftsteller dem geistlichen Stande angehorte.

Weniger gingen Engländer und Deutsche nicht erst die Franzosen mußten sich, wie beim Drama, des Romanes bemächtigen, um die letzten Konsequenzen für das öffentliche Leben daraus zu ziehen. 1760 erschien Rousseaus „Neue Heloise“, 1762 sein „Émile“, zwei Romane didaktischen Inhaltes, von denen eine ungemeine Bewegung in Europa ausging. Die Engländer hatten unterhalten und interessiert. Rousseau erschütterte und ergriff. Die Wirkung dieser beiden Werke ist das größte, umfangreichste Ereignis der modernen Literaturgeschichte. Mitten in die verderbte französische Welt hinein werden entzuckende Debatten über Tugend und Unschuld hineingebracht. Weder ist Paris der Hauptschauplatz der dargestellten Ereignisse, noch ist es sogar ein Pariser, der sie beschreibt. Ein provinzielles Französisch von ungewohnter farbiger Kraft und von sinnlicher Stärke erfüllt man war außer sich. Rousseau erhob sich als moralischer Prophet und Reformator. Der „Roman“ war zu neuen, ungeahnten Ehren durch ihn gebracht worden. Richardson hatte Unterhaltungslektüre für Frauen geschaffen, die Tendenz der Predigt, der breiten Darlegung

auch für einfacheres Verständnis tritt hervor, Rousseau bringt unumgängliche Probleme auf, behandelt Fragen, welche von Männern und Philosophen als die wichtigsten des Jahrhunderts anerkannt werden, und löst sie durch gründliche Diskussion und doch wie im Spiele. Nicht der richtende Verstand, welcher irren kann, sondern das empfindende Herz, das seiner Sache sicher ist, wird zum Richter über die Fragen der sittlichen Weltordnung eingesetzt, und niemand rebelliert dagegen.

Wunderbar, in welcher Scharfe sich heute dies Verhältnis der Dinge darstellt. Als Dichtung sind Rousseaus beide Werke kaum noch genießbar. Sie bieten sich als die fast mechanische Aneinanderreihung von Briefen und Debatten dar, in denen Zeitfragen leidenschaftlich erörtert werden. Die Personen bilden keine dichterisch abgerundeten Erscheinungen, sondern dienen überall dem Zwecke. Seinerzeit aber bemerkte das niemand. Die Welt bewunderte St. Preux und Julie als großartige Repräsentanten dessen, was das Jahrhundert erfüllte. Man glaubte an sie, wie an die Ideale Richardsons. Der höchste Wunsch war, zu fühlen, wie diese Seelen fühlten, die Welt zu sehen, wie sie. Die Luft, welche Goethe atmete, war erfüllt vom Geiste Rousseaus. Und wir brauchen nur Werther und Lotte mit St. Preux und Julie zu vergleichen, um zu gewahren, wie ohne diese letzteren jene beiden niemals zur Entstehung gekommen waren.

Der entscheidende Charakterzug bei Werther, der ihn, noch bevor er die unglückliche Leidenschaft zu Lotte gefaßt hat, als eine Beute des Schicksals zeichnet, ist die Stellung, die er sich selbst außerhalb der Menschheit gibt. Werther ist ein Verstoßener, nicht der Menschheit, sondern der verderbten menschlichen Verhältnisse. Überall weiß er die feinste Handschrift jedes Herzens zu lesen, überall aber liest er sie nur und geht kopfschüttelnd weiter. Der Begriff der Arbeit im heutigen Sinne ist ihm unbekannt. Er ist und

trinkt und kleidet sich als Gentleman und er kritisiert Die Welt ist zu elend, um einen Geist wie den seinigen zu anderer Tätigkeit zu veranlassen Über Kirchtürmen und Palästen hoch in den Lüften schwebend, betrachtet er mit wehmütigen Adlerblicken, was sich unten ereignet Die denkbar edelste Beschäftigung des Höchstgebildeten schien damals sich unzufrieden zu fühlen mit allem und dafür ausreichende Beweise zu suchen, sich beleidigt zu fühlen durch alle menschlichen Einrichtungen, ohne den leisesten Versuch aber, sich gegen sie zu stemmen St Preux liebt die Tochter eines Mannes, dessen Adelsstolz diese Verbindung überhaupt gar nicht als eine mögliche fassen kann Aus dieser Unmöglichkeit fließt dann das tragische Schicksal aller Personen. Ich erinnere daran, wie auch Werther dies Gebiet berührt, Werther gerät, im II. Teil des Romans, in einen geselligen Zirkel von Adligen, die ihn, ohne daß böser Wille dabei ist, nicht als ebenbürtig gelten lassen, so daß er die Gesellschaft verlassen muß Dieser Gegensatz aber machte sich einige Jahrhunderte früher bei weitem scharfer noch in Europa fühlbar, keiner jedoch dachte damals daran, ihn von der sentimental Seite zu nehmen Der niedrigste Diener im Schlosse liebt die Prinzessin Was, ruft der alte König, ein Stallknecht will meine Tochter heiraten? Prügelt ihn hinaus! Was, ruft der Stallknecht, nachdem er sich mit blauen Flecken draußen wiedergefunden, ihr denkt, damit sei die Sache zu Ende? Geht hin, erobert ein Königreich, präsentiert sich damit wieder, und es wird die Hochzeit gefeiert So ging es in den alten Märchen und so in der Poesie zu bis zu Rousseaus Zeiten Die Unmöglichkeit wird anerkannt, aber man kämpft sich wacker durch, und es fällt endlich ein Auskunftsmittel vom Himmel In den englischen Romanen heiratet der Lord schließlich das arme Mädchen aus dem Volke, wie er heute die Gouvernante heiraten muß Rousseau dagegen, dessen eigene Schicksale bekannt sind, schuf den neuen Roman-

helden nach seinem Bilde, der, um glücklich zu werden, einer andern neuengerichteten Welt bedurft hatte. Der in seiner Verzweiflung herumwühlend sich immer tiefer in unloslichen Problemen verirrt und doch zu gleicher Zeit das richtigste, klarste, treffendste Urteil über die Dinge aufsetzt, mit größter Scharfsichtigkeit den Kern überall von der Schale sondert, ohne ihn jedoch genießen zu wollen und schließlich für den Ausdruck all dieser geistigen Muhsale eine Sprache besitzt, die ihn bewunderungswürdig erscheinen läßt.

Das war, lange ehe an Werther gedacht wurde, Rousseaus St. Preux. Der Held der „Neuen Heloise“ und der des Goetheschen Romans wurden, wollte man ihre Silhouetten aufeinanderlegen, so genau in den Linien passen, daß sie zusammenfielen. Waren St. Preux und Werther einander im Leben nahegekommen, so wurden sie sich mit einem Schrecken betrachtet haben, mit dem der Mensch seinem Doppelgänger begegnet. St. Preux, in Werthers Verhältnisse gebracht, wurde sie in derselben Weise aufgenommen haben und in der gleichen Ratlosigkeit gewesen sein, in irgendwelcher Lage, sei es die unbedeutendste, aus eigener Initiative positiv zu handeln. Beider Energie ist durchaus von dem abhängig, was die Welt tut, was andere tun, allein gelassen, sind sie nicht imstande, aus eigenem inneren Antriebe einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu machen.

Sobald wir uns klarmachen, mit welcher Konsequenz aus dieser Haupteigenschaft alles bei Werther fließt, bis zuletzt der Selbstmord den natürlichen künstlerischen Abschluß bildet, so müssen wir uns sagen, daß die Zutaten, welche Goethe seinem eignen Charakter und Jerusalems Figur entnahm, fast nur als Kostum- und Situationszufälligkeiten erscheinen. Der älteste Repräsentant des Charakters ist Hamlet. In anderer Weise suchte Molière im Misanthropen ihn zu fassen, dann erschien Rousseaus St. Preux und end-

lich Goethes Werther Im Werther stecken seine drei Vorgänger Wir werden sehen, wie im Faust endlich diese Richtung ihren Abschluß und ihre Versöhnung findet

Was Goethes Roman über Rousseaus „Neue Heloise“ stellt, was ihm auch den Rang über den gleichzeitigen englischen Romanen anweist, warum der Gestalt Werthers selbst das Vergangliche fehlt, was Rousseaus St Preux anklebt, so daß diese Gestalt längst verblaßt und unlebendig geworden ist, liegt in Goethes höherer Kraft als Dichter Goethe war weder Philosoph noch Sittenprediger „Werthers Leiden“ haben keine Zwecke Die englischen Dichter wollten die Moral verbessern, Rousseau wollte die gesamte Menschheit umgestalten für beide Teile war der Roman nur ein Mittel Goethe aber beabsichtigte überhaupt nichts Er wollte weder den Selbstmord empfehlen, wie anfangs geglaubt wurde, noch von ihm abschrecken, wie er selber später auszusprechen scheint Goethe wollte nur aus seiner Phantasie herausbringen, was sich in ihr gebildet hatte, ihn qualte, sich zur Darstellung aus seiner Seele fortdrangte Er wollte sich aussprechen, weil es ihm sonst die Brust zersprengt hatte Sein Werk ist nichts als ein Gedicht Daher die Gewalt, mit der es gewirkt hat, und dies der Grund, weshalb es heute noch lebendig ist „Gotz“ und „Werther“ haben dem deutschen Volke zum ersten Male ein Drama und einen Roman geliefert, die rein aus eigener Gewalt wirkten

Wir haben in der modernen Literaturgeschichte wenig Beispiele ähnlicher Erscheinungen Corneilles „Cid“ hatte so in Frankreich gewirkt, hundertfünfzig Jahre früher, und Cervantes' „Don Quichote“ vielleicht so in Spanien. Sowohl Dante als Shakespeare sind nur langsam eingedrungen Von Homers Gedichten wissen wir, was die ersten Jahrhunderte ihrer Existenz anlangt, überhaupt nichts Nicht einmal, ob Aschylos und Sophokles mit plötzlich wirkenden Meisterwerken in Athen aufglänzten Nur Rousseau selbst hatte mit der „Neuen Heloise“ in Paris einen

Erfolg gehabt, welcher an Umfang den Goethes noch übertraf. Seltsamerweise — sein Roman war, was die Liebesbriefe anlangt, ebenso nach der Natur geschrieben, wie Goethe, was Lotten betraf, nach der Natur geschrieben hatte. Rousseau liebte, als er seine Dichtung schrieb, eine Frau, die auch ihn liebte und von der ihn die Rücksicht auf einen Freund trennte, den er und sie nicht tauschen und verraten wollten. Auch darin war der Roman Rousseaus Goethe wie von der Vorsehung in die Hände gespielt worden, und es lag ein Zwang für ihn vor, sich an ihn als Muster zu halten. So sehr ist dies auch gleich empfunden worden, daß eine Goethe unbekannte Hand in ein verliehenes, in seinen Besitz zurückkehrendes Exemplar des „Werther“ damals die Worte geschrieben hatte: „Tais-toi, pauvre Jean-Jacques, ils ne te comprendront pas.“ Und so sehen wir nicht nur Goethe selber, sondern auch seine Leser standen unter dem allmächtigen Einflusse Rousseaus. Als Goethe und Kestner in Wetzlar zum ersten Male zusammengetroffen waren und einander examiniert hatten über ihre Grundsätze und was man sich sonst abzufragen pflegt, wenn man mit zwanzig Jahren und etwas zusammentrifft, war sofort von Rousseau die Rede gewesen.

Wie tief Goethe in Rousseau drinsteckte, zeigt eine der schönsten Szenen im „Faust“, deren Situation aus der „Neuen Heloise“ geschöpft worden ist: die, wo Faust allein in Gretchens Schlafzimmer mit Entzücken den Hausrat mustert, weil alles, was sie berührt hat, wie vollgesogen erscheint von ihrer Gegenwart. Diese Szene ist die der „Neuen Heloise“, wie St. Preux, die geliebte Julie in ihrem eignen Mädchenzimmer erwartend, in Ekstase gerät bei der Betrachtung all der Einzelheiten, die ihr angehören. (Wie weit Fausts Naturphilosophie überhaupt mit Rousseaus Lehren im Zusammenhange steht, soll hier jetzt nicht erörtert werden.)

Nicht aber allein was die Bildung der Gestalten anlangt,

ist Goethe beim „Werther“ Rousseau verschuldet. In ebenso hohem Maße ist er in der koloristischen Behandlung von ihm abhängig. Im „Werther“ zuerst offenbart sich der Kultus der Landschaft und des Wetters, der so recht aus Goethes eigenster Naturanlage zu stammen scheint und der doch erst von den Entstehungszeiten des „Werther“ an bei ihm durchbricht.

Es hat keinen größeren literarischen Landschaftsmaler gegeben als Goethe. Sehen wir aber seine Dichtungen daraufhin durch, so gewahren wir mit Staunen, daß es sich nicht um eine reine Naturanlage bei ihm handelt, um etwas, das sich von Anfang an Bahn bricht, ohne daß andere erst den Weg zeigen müssen, sondern erst von der Zeit an, wo „Berlichingen“ und „Werther“ entstehen, überraschen uns diese leidenschaftlichen Beschreibungen der Landschaft bei Goethe. Goethe ist dann dabei geblieben, er hat bis in seine letzten Tage das Wetter, die Wolken, die Stimmung der Erde und des Himmels beobachtet und sich von ihr abhängig gefühlt. Auf Rousseau ist das zurückzuführen. Rousseau zuerst stellte den Menschen im fortwährenden Zusammenhange mit den elementaren Mächten dar. Dem Einflusse der Sonne, der Nacht, der landschaftlichen Schönheit sind wir bei ihm unterworfen. Rousseaus Romane sind voll von Schilderungen der Natur, die er mit Geist zu erfüllen weiß, als lebte sie, und hier hat er in Goethe einen Lehrling gefunden, der weit über seinen Meister hinausging. „Werthers Leiden“ enthalten eine solche Fülle von Naturschilderungen, daß, wenn einmal der ethische Stoff des Romanes verlorengehen, d. h. unverständlich werden sollte, diese Seite allein genügen konnte, das Gefühl von der Schönheit dieser Dichtung wach zu erhalten. Rousseau ist hier allerdings nicht allein zu nennen. Herders Schriften und die Bekanntschaft mit Ossian und Homer leiteten Goethe ebenso sehr auf die Natur hin und lieferten ihm die Sprache, auszudrücken, was er beschreiben wollte. Allein

Herder hatte selbst ja erst aus Rousseau schöpfen müssen und ohne Rousseau wurden Herder und Goethe in Ossians und Homers Geheimnisse nicht so tief eingedrungen sein. Homer und Ossian waren Goethes Lieblingslektüre in jenen Zeiten, als er am „Werther“ arbeitete. Dante war ihm damals fremd, aber auch die italienische Natur, welche Dante schildert. Noch fremder Wolfram von Eschenbach, der für mich unter den Deutschen der größte Darsteller der Natur ist, der am meisten mit den geringsten Mitteln hervorbringt, aber von dem Goethe wohl überhaupt niemals gewußt hat.

Goethes Erwachen, was die Schönheit der Natur anlangt, konnte fast als ein plotzliches bezeichnet werden. Es ist merkwürdig, welche ein Abstich in Sprache und Anschauungen sich bietet, wenn wir in seinen Briefen zu der Zeit kommen, wo Herders persönlicher Einfluß beginnt. Die zartverschlungene Wielandische Satzbildung, der man die französische Syntax anmerkt, geht über zu abgerissenen, die gesprochenen Redewendungen nachahmenden Sätzen, die Adjektiva werden inhaltvoll und erweitern das Hauptwort in oft absichtlich überraschender Weise, den Verben wird durch neue Präpositionsverbindungen oder durch Abstoßen aller Präpositionen ein frischer Geist eingefloßt und das Streben offenbar, die Sätze in architektonischer Weise aufzutürmen. Im Wohlklang ihrer Wendungen sollen sie den Rhythmus der Gedanken verstärken. Ein Bestreben, das endlich zur direkten Nachahmung der Pindarischen Oden führt. Goethes Rezensionen und seine Schrift auf Erwin von Steinbach sind die ersten Proben dieses neuen Stils. In auffallender Weise bringt, besser als diese Beispiele, ein Brief die wie mit einem Schlage in Goethe erwachende Fähigkeit, die Natur zu sehen und zu beschreiben, zur Anschauung: die am 27. Juni 1771 aus Saarbrücken an eine Freundin gerichteten Zeilen, in denen sich ein Stück Landschaft im neuen Stile findet, das zu den schönsten ge-

hort, die von Goethes Feder gezeichnet worden sind Nichts Früheres reicht irgend hier heran, und nichts Späteres ist darüber hinausgegangen

Lassen wir nun aber Rousseau und gehen zu dem über, was Goethe in seinem Roman allein gehört

Ich hatte auch Lotte, als poetische Schöpfung, auf St Preux' Geliebte Julie zurückgeführt, hier aber geht die Priorität Rousseaus doch nur so weit, daß er ein unglückliches Paar zum Hauptträger seiner Dichtung gemacht hat und daß Goethe ihm darin gefolgt ist, gerade wie Bernardin de Saint-Pierre „Paul und Virginie“ danach geschaffen hat Weiter kann von Nachahmung nicht die Rede sein Lotte hat nichts mit Julie gemeinsam, das einzige ausgenommen, daß sie wie diese ganz natürlich ist, d h nicht nach angelernten Prinzipien handelt, sondern nur den Regungen ihres Herzens folgt

Werthers Lotte ist Goethes berühmteste Schöpfung und sein ganzliches Eigentum Die Gestalt war so glücklich allgemein gehalten, daß jedes Mädchen sich in sie hinein-denken konnte, und doch wieder so besonders, daß jedes Mädchen sich auch sagen mußte, dieses Ideal nie erreichen zu können So viel Natur, Gute und Gesundheit besaß keine andere Ganz Europa war begeistert und suchte mit neugierigen Blicken das Urbild dieser entzuckenden Erscheinung, neben der weder Pamela noch Rousseaus Julie standhielten Lotte ist auch die Fürstin geblieben unter Goethes Freundinnen, und zu gleicher Zeit unter seinen poetischen Gestalten Auch Lottens Familie faßte es so, und ihre Enkel noch sind umhergegangen, als stünden sie zu Goethe in einer geistigen Verwandtschaft, welche leiblicher wohl ebenbürtig sei

Bis zu Lottens Regierungsantritt im Publikum war Klopstocks Fanny die ideale höchste Erscheinung in Deutschland gewesen Frau Professor Heyne in Göttingen schreibt an Herder „Grußen Sie Ihre Fanny, d h grüßen Sie Ihre

Braut, der ich durch den Namen Fanny den höchsten ästhetischen Adel verleihe“ Von nun an geht nichts über Lotte Nach dem Erscheinen von „Werthers Leiden“ wollen junge Mädchen, die Lotte heißen, künftig nicht mehr so genannt werden, weil sie sich für unwürdig halten, diesen Namen zu tragen Lotte war von ganz anderer Herkunft als Fanny Es fehlt ihr auch die geringste Beimischung von Sentimentalität, und sie hat nicht den kleinsten Ansatz der Engelsflügel, die bei Klopstocks weiblichen Gestalten stets sichtbar werden Lotte hat keine Spur von der über das Bürgerliche hinausgehenden Vornehmheit, die Jean Pauls idealen Hofdamen eigen ist und auch bei Goethe in späteren Zeiten Vertreterinnen findet Lotte ist das einfachste und lebenswürdigste deutsche Mädchen, von dem sich etwas Besonderes gar nicht sagen läßt Sie tanzt gern, sie liest gern Gedichte, sie kann schwärmen aber es braucht sich nur das leiseste häusliche Gerausch hören zu lassen, so ist sie mit einem Sprunge mitten aus ihren Himmeln in der gewohnten Sphäre und nichts als Hausfrau Hausfrau auch als junges Mädchen, denn sie hat einer Schar jungerer Geschwister die Mutter zu ersetzen Dies ist das, was am meisten entzückte auch das hausbackenste junge Mädchen konnte Lotte zu ihrem Ideale erheben, ohne sich ihr allzu entfernt zu fühlen

Dies Element des Romanes entwaffnete auch die, welche in Werthers Gestalt das Verderbliche hervorhoben Lotte machte alles wieder gut Was Goethe in Gotzens Hauswesen in vergangene Jahrhunderte verlegt hatte, das fuhrte er jetzt aus der eigenen Zeit vor eine Heulichkeit, die reiner und wahrhaftiger und gemüthlicher nicht zu ersinnen war Das ist auch das Entzückende bei Durer, daß sein Marienleben und die übrigen unzähligen Marienbilder fortlaufende Illustrationen des deutschen Familienlebens im eignen Hause bilden Das hat auch Luthers Lehre solchen Nachdruck gegeben gerade was die Römischen ihm

am scharfsten vorwarfen daß er ein Hauswesen grundete und daß Frau und Kinder um ihn her standen, als er die Augen schloß Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ kommt dagegen nicht auf Das Familienelement ist hier nur das Versuchsfeld, auf dem Experimente gemacht werden. Ebenso wie bei Rousseau Julies spätere glückliche Ehe mit Herrn von Wolmar nicht den eigentlichen Inhalt des Romanes bildet Beide Male schadet der didaktische Zweck Goethe läßt sich darauf gar nicht ein Wie Durer begnugt er sich, darzustellen, was ihm vor Augen steht, und überläßt dem, in dessen Hände das Werk gerät, das Gute daraus zu ziehen, das darin enthalten sein konnte Wietiefsymbolisch bei „Gotz von Berlichingen“ der Zug, daß Gotzens und Elisabeths Kind, zweier Eltern wie aus altem Riesengeschlechte, der weichliche Bengel wird, der sich am liebsten von seiner Tante Legenden erzählen läßt und so in allem das komplette Gegenteil von Vater und Mutter ist Man konnte in der Übertreibung sagen, die ganze Zukunft Deutschlands liege darin Goethe aber läßt es vor unserer Phantasie nur so vorbeiziehen, ohne mit dem Finger darauf zu deuten Dies Absichtslose macht die Werke großer Künstler den Schöpfungen der Natur ähnlich, die auch an ihren Rosen und Lilien nicht besondere Anweisungen auf die Blätter druckt, wie sie zu bewundern und zu genießen seien, sondern sich begnugt, sie wachsen und blühen zu lassen

Die Jahre, in denen „Werther“ geschrieben wurde, sind die der höchsten produzierenden Kraft bei Goethe gewesen Wir glauben ihm gern, wenn er sagt, er hatte nach dem „Gotz“, wenn sie verlangt worden waren, eine ganze Reihe Dramen aus dem Armel schütteln können In jener Zeit sind noch „Clavigo“ und „Stella“ und „Claudine von Villa Bella“ in der ersten Gestalt und eine Fülle seiner schönsten Lieder und Balladen geschrieben worden Ich verfolge diese Sachen hier nicht, da sie mich nur notigen wurden, bereits

Gesagtes in anderer Anwendung zu wiederholen „Clavigo“ entsprang nicht bloß, was den Inhalt anlangt, der Nachahmung Beaumarchais', der als Dramatiker bei Diderot in die Schule gegangen war Auch die Anfänge des „Egmont“ sind in dieser Zeit entstanden Des „Faust“ nicht zu gedenken, der damals schon bis zum Vorlesen fertig war Alles in den Jahren 1774 und 1775 Menschen und Arbeiten drangen sich bei Goethe in dieser Epoche so sehr durcheinander, daß genaueres Verfolgen dieser Dinge unmöglich ist Diejenigen, welche das Material am sorgfältigsten geordnet hier beisammen haben, werden am offensten bekennen müssen, daß doppelter und dreifacher Reichtum an Notizen hier nicht ausreichen wurde Am ehesten durfte noch gelingen, über die Menschen um Goethe her in einer gewissen Vollständigkeit zu berichten

Goethe war zu jener Zeit gewiß die erstaunlichste Erscheinung, die Deutschland auf dem Gebiete der Literatur aufzuweisen hatte Klopstock, Wieland, Lessing und Herder waren schon ältere Leute, deren Weg sich im allgemeinen voraussehen ließ Goethe eine frische Kraft Seine Tiefe schien unergründlich, seine Phantasie unerschöpflich Und zwischen seiner Person und seinen Werken herrschte eine Harmonie, daß eins ohne das andere nicht verstandlich schien Man mußte mit ihm zusammengewesen sein, um ihn zu verstehen Mußte Tage und Nächte mit ihm gesessen und gesprochen haben Wer von Bedeutung nach Frankfurt kam, suchte seine Bekanntschaft zu machen Wir haben viele Berichte über solches Zusammentreffen stets wird Goethe wie ein seltnes Phänomen beschrieben, ein aus der Masse der übrigen Menschheit hervortretender Genius, von dem alles zu erwarten sei Der Ruhm, welcher Goethe nach „Werthers“ Erscheinen umgab, ist das Höchste gewesen, das die Welt ihm geleistet hat Das übermutige Glück dieser Tage hat er niemals wieder genossen Sein Name war in jedermanns Munde Druck auf Druck seines Werkes

erfolgte Gegenschriften Fortsetzungen Dramatisierung Übersetzungen Werthers Tracht blauer Frack und gelbe Hosen, wie Jerusalem sie trug (und wie man sich gewöhnlich in Niederdeutschland trug), wurde die Uniform der jungen Leute. In ihr trat Goethe in Weimar auf, und wer sich bei Hofe dort aus eignen Mitteln keine ähnliche anschaffen konnte, dem schenkte sie der Herzog. In Wetzlar dagegen wurden Schritt auf Schritt die Wege des Selbstmorders verfolgt, der nicht geahnt hatte, daß man ihm nach seinem Tode so nachgehen werde. Hinzu traten Goethes eigne Wege und Ruheplätze. Der Brunnen vor dem Wilsbacher Tor, wo er dem Dienstmädchen den Zuber auf den Kopf setzte, heißt der Wertherbrunnen. In Garbenheim werden die historischen Stätten gezeigt. Eine dort aufgestellte steinerne Urne wurde von den Offizieren eines im Jahre 1814 durchziehenden russischen Regiments als Reliquie mit fortgeführt. Eine Pyramide von weißem Marmor wurde an Goethes Ruheplatz aufgerichtet, und dieser noch 1840 frisch bepflanzt. Wetzlar wird heute noch mit Ehrfurcht aufgesucht.

Goethes Roman ist heute selber zum Denkmale vergangener Zeiten geworden, deren wir ohne ihn kaum gedenken wurden. Die Menschen, die am „Werther“ teilhatten, sind vergessen, sogar die Sprache, in der er geschrieben worden ist, unterscheidet sich bereits wesentlich von der unsrigen heute. Die Wirkung des Buches beruht auf der geistigen Kraft, die es ausstrahlt. Diese aber ist groß genug, um der Dichtung eine lebendige Existenz für alle Zeiten zu sichern. Es werden Jahrhunderte kommen, für deren Blicke unsere heutigen Tage nicht viel junger dastehen als die vor hundert, zweihundert Jahren, etwa wie wir heute, wenn von Dante und Petrarca oder von Corneille und Voltaire die Rede ist, wenig an die Zeiten denken, die zwischen ihnen liegen.

Dantes Gedicht hat durch Generationen passieren müssen,

denen seine Sprache zu roh erschien, ist dann von Menschenalter zu Menschenalter immer von neuen Gesichtspunkten aus bewundert und erklärt worden und hat an Verbreitung gewonnen Heute steht Dante gleichsam außerhalb der Jahrhunderte Nicht er wird verglichen, sondern andere mit ihm Uns heute hat die Sprache des „Werther“ in manchem etwas Altmodisches Wir glauben besser zu schreiben Aber es werden Zeiten kommen, deren rückwartsgewandtem Blicke unsere heutigen Tage ebenso fremd in der Vergangenheit liegen, wie die Jugendzeiten Goethes uns Dann erst, wenn wir von heute verschwunden sind, wird wieder voll hervortreten wie in den Tagen selber, in denen „Werther“ zum ersten Male herauskam, welch eine jugendliche Starke das Deutsch durchströmt, mit dem Goethe, als er jung war, die Welt überraschte, während die toten Formeln, mit denen wir heute unsere besten Gedanken auszudrücken gezwungen sind, oder die Provinzialismen, mit denen wir etwas Leben in unsere Schriften hineinzubringen versuchen, in Lehrbüchern der Zukunft ihrem richtigen Werte gemäß längst abgeschätzt worden sind Nichts wird heute geschrieben, das gegen die Prosa aufkame, die im „Werther“ einst sich offenbart hat

Freunde / Weltanschauung / Lili

Die Menschen, mit denen wir Goethe jetzt im Verkehre sehen, bilden, wenn wir sie aus seiner Beschreibung und aus vielfachen um seinetwillen aufgestoberten Korrespondenzen und anderen Aktenstücken kennenlernen, eine lichte, bunte, belebte Gesellschaft mit feinen Rangunterschieden. Man vergißt ganz, daß diese Leute, wäre Goethe nicht heute noch so lebendig, jeder nur einen Teil der dunklen Menge bilden würde, welcher im Gedächtnisse der Menschheit kein Funkchen irdischer Unsterblichkeit mehr innewohnt. Suchen wir nach solchen unter Goethes damaligen Bekannten, die auch ohne ihn heute noch genannt wurden, Leuten mit eigner historischer Souveränität, so heben sich nur wenige heraus. In erster Linie ist hier Lavater zu nennen, nach ihm Jacobi.

Beide gleichen darin Herder, daß sie Goethe zu überwältigen suchten. Der Unterschied liegt darin, daß sie, statt Goethe mitzuziehen, ihm bald einen Einfluß auf sich gestatten, welcher Störungen für ihre eigne Bahn zur Folge hat. Sie klammern sich an Goethe an. Jacobi gelang es, Goethes Versuchen, sich frei zu machen, Widerstand entgegenzusetzen. es kam zum Bruche, aber es blieb ein dünnes Fädchen zurück, an dem Jacobi sich allmählich wieder fest an ihn zurückzog. Lavater dagegen wurde völlig abgestoßen, und zwar deshalb, weil er die bedeutendere Natur war.

Diese Kämpfe gehören zu den wichtigsten Ereignissen der

Goetheschen Fortentwicklung Sie bilden den Abschluß der in „Dichtung und Wahrheit“ beschriebenen Jugendzeiten Sie sind die Blüte dieses Werkes als historischen Kunstwerkes Lavater und Jacobi werden hier als Erscheinungen vorgeführt, wie sie mit ähnlicher Meisterschaft, soweit meine literarische Umsicht reicht, überhaupt niemals dargestellt worden sind Sie leben, sie enthüllen sich vor unsern Augen organisch, ruckweise gleichsam, wie Leben und Erfahrung uns Menschen kennen lehren Goethe weiß immer wieder zu ihnen zurückzukehren, wir durchschauen sie nicht, indem sie sich uns mit einem Schlage vor die Seele stellen, nicht wie Bücher, die man in einem Tage gleich zu Ende liest, sondern sie bieten sich uns gleichsam in Feuilletonfragmenten einer Zeitung, wo man Nummern überschlägt und oft Anfang oder Ende zufällig und unerwartet irgendwo findet Die Kunst, Menschen in dieser Weise aus scheinbaren Fragmenten zusammenzufügen, so aber, daß am Abschluß auch nicht die kleinste Lucke unausgefüllt übrigbleibt, hat Goethe im höchsten Maße besessen Hier gewahren wir recht, wie Dichtung und Geschichtsschreibung zusammenfallen

Goethe ruhmte Shakespeare nach, man sehe in die Seele seiner Gestalten hinein wie in gläserne Uhren Darin liegt ein hohes Lob, aber ein begrenztes Goethe spricht damit etwas aus, das mit dem Vergleiche vielleicht nicht gemeint war, für mich aber darin liegt Shakespeares Gestalten haben etwas Uhrenartiges Man sieht oft nur allzu genau die sich bewegendenden Räder statt menschlichen Blutumlaufes Der Vergleich zwischen Shakespeare und Goethe ist ein Thema, bei dessen Behandlung Goethe, zumeist seinen eignen überbescheidenen Bekenntnissen nach, neben Shakespeare auf ein zu niedriges Piedestal gestellt zu werden pflegt Goethes Gestalten sind aus einer andern Welt als die Shakespeares Goethe läßt uns in ihre Seele blicken, als wären es nicht Uhren, sondern Pflanzen von Glas, deren Gefäße wir

durchsichtig vor Augen haben und in denen wir die Säfte steigen und niedergehen sehen. So durchschauen wir hier auch Goethes Lavater und Goethes Jacobi. Wie wir im Frühjahr Baume von Knospe zu Knospe und Blatt zu Blatt verfolgen, im Frühjahr, wo die Natur uns am wenigsten fremd ist, sondern im Einverständnis mit uns uns in ihre Plane einzuweihen scheint und die Erwartungen bescheiden, aber sichtbar erfüllt, die sie selber erregte, so beobachten wir jetzt in „Dichtung und Wahrheit“ Goethes und seiner Freunde Entwicklung.

Lavater war nach Goethes Ausspruch „ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird.“ So formuliert sich das Urteil aus späteren Jahren. Nehmen wir eine Briefstelle hinzu, welche aus unmittelbarer Anschauung entsprang: „Es ist mit Lavater“, schreibt Goethe den 7. Dezember 1779, „wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn widersieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.“ Und nehmen wir nun dazu noch, daß Goethe, nach kurzer Bekanntschaft mit Lavater, dessen Charakter dahin poetisch zu konzentrieren suchte, daß er ihn als Mahomet zum Helden einer Tragodie machte. In dem Sinne, daß Mahomet, anfangs in gutem Glauben auftretend, um seiner Anhänger willen zu Lüge und Täuschung gezwungen ward. Dies ist das merkwürdigste bei Goethes Begeisterung für Lavater. Goethe war von der ersten Bekanntschaft ab über die Haupttriebfeder seines Wesens nicht im unklaren, aber er ließ sich von der übermächtigen Persönlichkeit des Mannes im Bann halten.

Goethe begegnete auch in ihm wieder jemand, der älter war als er. Lavater, geboren 1741, war ein Zürcher. Der Sohn eines Arztes. Als Kind traumerisch: man wußte nichts mit ihm anzufangen, er neigte zu Bibellesen, Meditationen und Gebet. Die Religion, als eine in allen bürgerlichen

Verhältnissen sichtbar voranstehende Institution, lag den Leuten damals näher als jetzt, und es storte noch niemanden die Kritik, mit der man heute den historischen Wert der Evangelien fest ermittelt zu haben glaubt. Lavater war zum Geistlichen angelegt. Schon früh trat der Grundzug seines Wesens hervor, entschieden, aber mit genauer Berechnung der Umstände öffentlich einzugreifen. Er war erst zwanzig Jahre alt, als er über die verwerfliche Amtsführung des Landvogtes Grebel eine anonyme Anzeige an die Regierung richtete und deshalb zur Untersuchung gezogen wurde. Lavater hatte bald heraus, daß, wenn er zu wirklichem Einflusse gelangen wolle, die Anerkennung vom Auslande her unentbehrlich sei. 1763 trat er seine erste große theologische Tour durch Deutschland an, verschaffte sich Verbindungen und kam als beinahe berühmter Mann wieder nach Hause. Jetzt beginnt er sein Hauptwerk die „Aussichten in die Ewigkeit“, welche 1768—1773 erschienen. Das maßgebende große Buch, das Lavater nun eine feste Stellung verlieh.

Wieder sehen wir hier Rousseaus Geist oder, was dasselbe sagt, die allgemeine Stimmung des Jahrhunderts aus einem energischen Menschen neu hervorbrechen. Es handelt sich um Umarbeitung der menschlichen Natur. Lavater unterscheidet sich für unsere Augen nur wenig von Rousseau, obgleich dieser als Philosoph und Atheist auftrat, Lavater alles auf dem Wege des Gebetes zu erreichen hoffte. Lavater wurde in Zürich jetzt zum einfachen Diakonus gemacht. Immer mächtiger wird er durch die Gabe, den Menschen auszuhören und aus dessen Aussehn und Benehmen Schlüsse auf die innere Verfassung zu machen. Es ist bekannt, daß Ärzte, Polizeileute und überhaupt Beamte, die mit dem Publikum unmittelbar verkehren, wobei ihnen der Glanz einer gewissen Autorität zu Hilfe kommt, mit der Zeit die Leichtigkeit erlangen, zu wissen, wes Geistes Kind jemand sei, noch ehe man ihnen gegenüber den Mund auf-

gemacht hat. Der geubte Zollbeamte sieht nicht den Koffer, sondern den Besitzer daneben an, wenn er urteilt, ob Steuerbares mitgeführt werde. Lavater war als Sohn eines Arztes vielleicht schon von Haus aus mit physiognomischen Studien vertraut. Zu weiterem Emporbringen seiner Stellung in Zürich erwuchs ihm die Verpflichtung zu einer abermaligen literarischen Leistung, es mußte etwas Großes, dem Zeitgeiste Entsprechendes sein, etwas absolut Neues. So entstand die ausgedehnte Unternehmung seiner „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“. Der Titel schon sagt alles. Nur Fragmente also und nicht die Absicht, ein rundes, stichhaltiges System zu geben. Und nicht bloß die Wissenschaft sollte gefordert werden, sondern ebenso sehr die „Liebe“. Philanthropie war damals das große Wort. Der „Menschenfreund“ stand überall am höchsten, der „Menschenfreund auf dem Throne“ war das Ideal der Zeit. Jeder, hoch und niedrig, Mann und Frau, sollte zur Lektüre des Lavaterschen Werkes berufen sein, jeder auch mitarbeiten. Überallhin dringen Lavaters Aufforderungen um Porträts, die er zu deuten erbötig sei. Wir heute, die wir die Unternehmung kalt beurteilen, müssen gestehen, daß Lavater seiner Zeit weit voraus war, denn selbst jetzt konnte dergleichen, vom Standpunkte der gemeinen Reklame aus betrachtet, nicht glänzender in Szene gesetzt werden. Für dieses Werk hat Goethe sich zum Mitarbeiter heranziehen lassen, bis er zuletzt den Druck selbst zu besorgen unternahm und gleichsam für das Buch mit einstand.

Die „Physiognomischen Fragmente“ sind ein Buch von vier starken Teilen in Quart. Die stattlichen Lederbände schon, in deren Gestalt es sich in älteren Bibliotheken zu finden pflegt, zeugen von der Ehrfurcht, mit der es aufgenommen wurde. Es erschien von 1775 bis 1778, mit ungemeiner Erwartung kam man ihm entgegen, ungemeine Befriedigung erregte es. Die kühlen Rezensionen einiger Gelehrten,

welche den Schwindel durchschauten, wurden als neidische Verkleinerungsversuche zurückgewiesen. Neben den Dedikationen der einzelnen Bände an die menschenfreundlichsten deutschen Fürsten zierte das Werk eine Fülle zum Teil guter Stiche und Radierungen. Das Portrat von Goethes Vater ist auf diesem Wege am besten auf die Nachwelt gelangt.

Der Grundgedanke des Buches ist, die äußere Erscheinung des Menschen müsse als harmonisches Kunstwerk der schaffenden Meisterkünstlerin Natur erklärt werden, da die Beschaffenheit der Seele in der des gesamten Körpers, besonders aber der des Antlitzes sich abspiegele. Die Lehre dieser Harmonie war damals jedermann geläufig, auf ihr beruhten auch Diderots naturalistische Kunstverbesserungsversuche: aus einem einzigen Finger wollte Diderot demonstrieren, ob der ganze Mensch gerade oder verwachsen sei. Statt jedoch Gesetze zu suchen oder gar zu finden, statt als Ausgangspunkt zu nehmen, wieviel sich hier überhaupt beobachten lasse, stellte man unter dem Anschein exakter Untersuchungen abenteuerliche Probleme auf und glaubte, daß Einfälle genialer Menschen als Beweise zu erachten seien. Aus dem Portrat eines Knaben, bei dem nicht einmal feststand, ob der Zeichner ihn annähernd ähnlich gegeben habe, wollte man die moralischen Fähigkeiten und die zukünftige Karriere des Kindes erkennen. Lavater tauscht sich immer. Entweder entwickelt er aus seinen Vorlagen den Charakter ihm ohnedies bekannter Persönlichkeiten, da geht er kühn bis in die kleinsten individuellen Details, oder er kennt die Leute nicht und macht allgemeine Redensarten. Daß ein geistreicher, vielerfahrener Mann wie er viel scharfsinnige und zumal amüsante Dinge vorbringen konnte, läßt sich nicht in Abrede stellen, ebensowenig, daß seine Beobachtungen oft fein und zutreffend sind. Denn wie sehr das äußere Ansehen eines Menschen oft unentbehrlich sei, um dessen geistige Existenz erkennen zu lassen, da-

fur will ich, was Lavater selbst anlangt, hier etwas anführen

Goethe deutet an — wie er auch bei Merck getan — man müsse Lavater eben gekannt haben, um ihn zu begreifen. Etwas wie einen Ersatz seiner Persönlichkeit aber verschaffte mir Lavaters Buste, die Dannecker gearbeitet hat und die ich in Stuttgart, Danneckers Heimat, zuerst sah. Von Dannecker stammt bekanntlich die Buste Schillers auf der Bibliothek in Weimar, eine der besten Busten, welche überhaupt in Deutschland je gearbeitet worden sind.

Damit eine Buste brauchbares historisches Material werde, ist nicht etwa vonnoten, daß sie genau zeige, wie der Mann in den Stunden aussah, wo der Künstler ihn porträtierte, sondern der Bildhauer muß fähig sein, die Gestalt, unabhängig vom Aussehen, das sie in bestimmten Tagen bot, als eine eigne Schöpfung hinzustellen. Dannecker vermochte das. Seine Buste Lavaters gewährte mir den Abschluß dessen, was ich vergebens auf anderm Wege erreichen wollte. Ich erlangte den Eindruck seiner persönlichen Gegenwart, als lebe er. Offenbar ging bei Lavater mit der traumatischen, weichen Zerfahrenheit etwas sehr reell fest Menschliches Hand in Hand, das in seinem angreifend drauflosgehenden Wesen, seiner diplomatischen Klugheit, seiner körperlichen Unermüdlichkeit und in der Macht seiner überwältigenden Gegenwart hervortrat. Der Mann muß wie aus lauter Uhrfedern konstruiert gewesen sein: zarte, dünne Streifen, aber vom hartesten Stahl. Dannecker hat in Lavaters Kopf die Vereinigung eines kraftigen, festen Schädels- und Knochenbaues mit dem feinsten Muskelspiel darüber in Meisterschaft zum Ausdruck gebracht. Man fühlt, welche Beredsamkeit diesen feinen Lippen eigen gewesen sein konnte, wie frei und friedlich diese Stirn scheinen konnte und doch wie hartnäckig sie ihre innersten Gedanken festhielt und verbarg. Diese Buste leistet uns Dienste, wie sie kein anderes plastisches oder gezeichnetes, nichts als die

sogenannte Ähnlichkeit wiedergebendes Portrat gewahren wurde Denn bei einem Antlitze müssen wir, wenn seine Züge reden sollen, gleichsam ihre Bewegung sehen Lavaters Erklärungen seiner Portrats dagegen mischen sich in die Privatverhältnisse der Menschen, deren Charakter und Schicksale er aus den Zügen zu lesen glaubt Seine Freunde kommen dabei als Ausbunde von Vortrefflichkeit fort, zumal wo er einfache Naturen aus mittlerem oder einfacherem Stande beschreibt Ein Meisterstück in anderer Richtung ist die Charakteristik Goethes, die gegen dessen Willen und hinter seinem Rücken nebst mehreren Portrats von ihm in das Buch hineingebracht wurde Mit vollendeter Schlaueit werden ihm hier Lobsprüche gespendet, die in verhüllenden Wendungen ahnen lassen, daß man den außerordentlichsten Mann des Jahrhunderts in, wie ausdrücklich versichert wird, unvollkommenen und unzureichenden Versuchen vor Augen habe

Goethes Portrat, das Lavater für die „Physiognomischen Fragmente“ zu haben wünschte, scheint der erste Anlaß zu persönlicher Berührung gewesen zu sein Goethe hatte die „Aussichten in die Ewigkeit“ für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ rezensiert, ohne daß daraus ein Briefwechsel entstanden wäre Nun aber sollte das Profil des Verfassers des „Gotz von Berlichingen“ in Frankfurt beschafft werden, Goethe horte davon und erbot sich, überhaupt für Lavaters Werk zu zeichnen Die erste Sendung erfolgte im April 1774, die zweite mit dem Profil des Frauleins von Klettenberg im Mai Goethe schreibt hier schon ganz in Lavaters orakelndem Tone, der zwischen ihnen seitdem innegehalten wurde und der das erste Zeichen von Lavaters Einfluß auf Goethe war

Lavater hatte sich aus der Verbindung seines einfachen Zürcher Dialektes mit höchst natürlich und nachlässig scheinendem Satzbau eine Sprache für sich gebildet, deren Vorzüge Goethe sofort einleuchteten Es ließen sich da auf das

treuherzigste die Dinge heraussagen oder nur andeuten oder auch verschweigen. Mit einem Sprunge war man mitten in einer Gedankenreihe drinnen und auch wieder draußen. Der Reiz des Dialektes als literarischer Form liegt in dieser Verbindung von fein nuancierten Gedanken und einer scheinbar ungefügten Form. Klaus Groth verleiht den grobklingenden unbeholfenen Wendungen des Plattdeutschen, das in Wahrheit keinen modernen Gedanken exakt wiedergeben kann, die Fähigkeit, die zartesten lyrischen Empfindungen auszudrücken, als standen in Schleswig-Holstein kostbare Gartenblumen wie Unkraut am Wege und Bauernkinder flochten sich Kranze daraus.

Lavaters scheinbar natürliche Sätze, die wie lauter hingeworfene Interjektionen klingen, schienen damals die Sprache der wahrhaft rechtschaffenen Naturmenschen zu sein. Die biedereren republikanischen Schweizer mit ihrer schmucklosen Rechtlichkeit waren zu Lavaters Zeit als historische Musterbilder frisch aufgebracht. Jede Schweizer Kuh melkte gleich die reinste Sahne, die nach Freiheit und Alpenluft schmeckte. Die Freiheit fing damals eben an auf den Bergen zu wohnen. Lavater wußte im weichen Akzente seiner Mitbürger (die sich als Tyrannen untereinander in eiserner Knechtschaft hielten) erhabene Gedanken dem Zuhörer gleichsam in die Seele zu hexen. Im Juni 1774 hielt Lavaters Reisewagen auf dem Hirschgraben vor dem Goetheschen Hause. Man begegnete sich zum ersten Male. „Bischt's?“ ruft Lavater. „Bin's!“ antwortet Goethe. Sie umarmen sich. Und sofort beginnt das Gespräch, kommen die tiefsten Fragen zu leidenschaftlicher Erörterung. Ganz Frankfurt hatte den Mann mit erwartet, von dessen Gegenwart man sich Heil und Segen versprach. Lavater kannte die Mechanik solcher Reisen schon: er hatte sich vorher angekündigt, und das Publikum wußte überall, daß er und wann er eintreffen würde.

Goethe gibt, indem er über diesen Besuch berichtet, die

erste umfassendere Schilderung Lavaters „Wir andern“, sagt er, „wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, schon schwer fällt, sich auch nur mit wenigen zu verständigen

„Allein Lavater war ganz anders gesinnt er liebte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zumute sein mochte Fugte sich hiezu nun ein auf richtiges Bekenntnis, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwidern Die tiefe Sanftmut seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtonende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung, ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen Gegen Anmaßung und Dunkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu maßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten “

Was ich hier gebe, sind nur einige Sätze aus Goethes Darlegung Während seine Charakteristik Mercks an Tacitus’

Stil erinnerte, fällt er bei Lavater in eine breitere, sanftere Redeweise, die an Ciceros volltonende Perioden mahnt. Dies war der erste überwältigende Eindruck von dem persönlichen Wesen eines Mannes, über den er neunzehn Jahre später an Herder schreibt „Ich habe meinen Genius verehrt (d. h. meinem mich schützenden guten Dämon gedankt), daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ — Die Welt ist groß, laßt ihn lügen drin! — Wo sich dieses Gezucht hinwendet, kann man immer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent usw. ist ihre Nase wie eine Wunschelrute gerichtet.“ Und endlich, im hohen Alter, im Gespräche mit Eckermann, tut Goethe Lavater mit dem kurzen Satze ab „Er belog sich und andere.“

Daß Goethe über Lavaters schwache Stelle von Anfang an nicht im unklaren gewesen sei, sehen wir, wie ich schon bemerkt habe, daraus, daß er ihn als Mahomet zum Helden einer Tragödie machte. Freilich hatte Boie das Gedicht „Mahomets Gesang“, das ursprünglich für den 4. Akt bestimmt war, bereits im April 1773 in Händen, woraus sich ergibt, daß die Idee des Stücker bereits früher gefaßt worden und Lavater nur als willkommenere Repräsentant eingetreten ist. Dies entspricht dem Gange der Goetheschen Phantasiearbeit. Goethe hat also, mitten im Taumel, in den Lavaters Erscheinung ihn versetzte, eine unbewußte Kritik des Mannes produziert, die zugleich eine Entschuldigung seines Wesens enthielt und die sein innerstes Wesen im voraus erklärte.

Mochte aber Goethe persönlich dieses richtige Erkennen Lavaters sofort gegonnt sein, wobei ihm Merck, der wie überall auch hier seinen mephistophelischen Standpunkt innezuhalten wußte, vielleicht wieder zu Hilfe kam. Im übrigen war ganz Frankfurt vom Propheten hingerissen. Goethes Mutter stand an der Spitze seiner Verehrerinnen. Wir haben einen ruhrenden Brief von ihr an Lavater, als

er sie wieder verlassen hatte. Nur die Tränen blieben ihr noch, schreibt sie, die sie ihm nachweine.

Goethe aber sehen wir, als Lavater die Reise fortsetzt, mit ihm gehen. „Es war so viel unter uns zur Sprache gekommen“, berichtet Goethe, „daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

„Ein schönes Sommerwetter“, fährt er fort, „begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebste. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs angstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüter munter und lustig aufgeregt wurden. Er war teilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „Bisch guet!“ zur Sitte aufzufordern. — In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.“

Nun läßt Goethe in einem seltsamen Kollegen Lavaters zugleich dessen vollständigen Gegensatz eintreten, durch den er zum zweiten Male nach Ems geführt wird, worauf dann die eigentliche Reise erst beginnt. Basedow, abermals ein anderer Erziehungsapostel der Menschheit, trifft in Frankfurt ein. „Einen entschiedeneren Kontrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegenteil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowischen zusammengepackt und wie nach innen ge-

zogen Lavaters Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenlidern, Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefasst erschien Basedows heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Äußerungen, ein gewisses hohnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwohnt hatte “

Bemerken wir, mit welcher Kunst Goethe, nachdem er zuerst Lavaters allgemeines Bild entworfen, nun seine Darstellung ein Stück weiterführt Ganz gelegentlich, scheinbar als ob es sich nur um Basedow handele, gibt er ein zweites, anderes Portrat Lavaters, bei dem sich seine wunderbare Gewalt bekundet, die Sprache zur volligen Wiedergabe des Bildes zu zwingen, das ihm vorschwebt Niemand hat so schildern können wie Goethe, kein vor ihm lebender und kein ihm nachfolgender Schriftsteller

Was Basedows Erziehungslehre anlangt, so verweise ich auf „Dichtung und Wahrheit“ Diese Dinge sind wichtig, weil sie einen Beitrag zu der unendlichen Muhe der Völker in Europa bilden, sich auf menschenwürdigerer Basis neu zu konstituieren, eine Arbeit, die im Begriffe des Gelingens zu stehen schien, als die Französische Revolution wie ein furchtbares Fieber dazwischenkam und uns in ganz andere Bahnen warf

Von Basedow also wird Goethe bewogen, die Reise nach Ems zu Lavater zurück von neuem zu machen „Ich vermochte Vater und Freunde, die notwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmut gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung Man ward jungfräulich an seiner

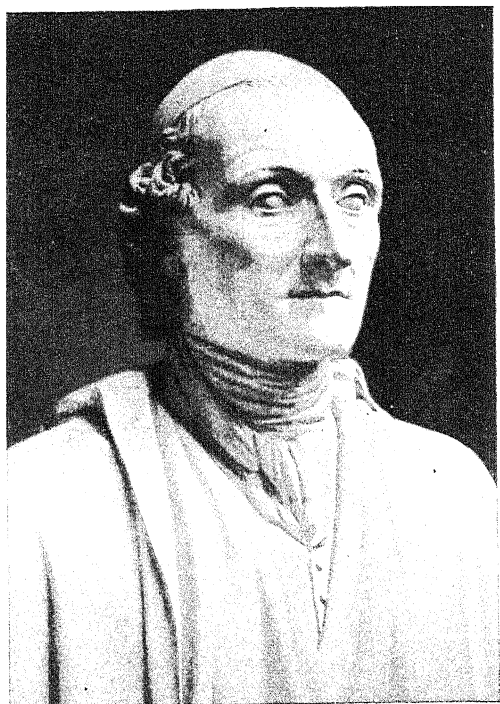
Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Äußeres merken Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lastig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber haßlich dunstenden Schwamm nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unertraglich verpestete Ich nannte dies Präparat Basedowschen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen, woran er großen Spaß hatte “

Goethe beschreibt nun weiter, mit welchem Entzucken er Lavater von neuem begegnete und wie es ihm einige Wochen in Ems und Umgegend mit seinen beiden Freunden erging Man empfindet, wie gedankenfrisch und zukunftsicher das geistige Leben damals in Deutschland war Mitte Juli zogen sie weiter Jetzt beginnt die bekannte Reise, über die wir, neben Goethes Berichte, Lavaters eignes Tagebuch besitzen

Zu Schiff ging es diesmal von Ems die Lahn hinab dem Rheine zu Lavater schreibt ununterbrochen nieder, was geschah, kurz, als seien es Telegramme, die tags mehrmal abgeschickt wurden Das Leben auf dem Wasser scheint die Reisenden in einen erhöhten Zustand versetzt zu haben Gegenüber Lahneck diktiert Goethe

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt

Wie lebendig wird uns dies Gedicht, wenn wir denken, daß Goethes Schiff es selber war, das da vorüberging, und daß die Verse ihm gleichsam aus der Seele sprangen „Itzt“, lesen wir in Lavaters Aufzeichnungen weiter, „fahren wir Lahnstein vorbei, zur Rechten liegt der Flecken “



Lavater

Ich stieg aus Basedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen Alle ihm nach, Gewirr und Leben und Freude

Wieder ins Schiff, Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei Goethe über die Kerls in Schloßern — nun von der Lahne in den Rhein Goethe las. Wir fuhren Horchheim vorbei Die Festung und Tal Ehrenbreitstein Fliegende Brücke zwischen Tal und Koblenz, stiegen da aus, aßen zu Mittag “ Und so weiter

In „Dichtung und Wahrheit“ dagegen finden wir das Aufsehen beschrieben, das ihr Erscheinen in Koblenz macht Das neugierige Gedrange, das sie umgibt Die Diskurse an der Wirtstafel Goethes übermutiges Benehmen, Lavaters vermittelnde Klugheit Liest man das in Goethes ruhiger Erzählung, welche in späten Jahren zustande kam, so klingt es bei weitem nicht so frisch als in Lavaters im Momente des Erlebens niedergeschriebenen Sätzen. Ich kenne wenig andere Aufzeichnungen, die in so hohem Grade die Kraft besaßen, unsere Phantasie mit dem Gefühl des Erlebten zu erfüllen, als dieses Lavatersche Tagebuch Seltsam, nicht ihn, sondern Goethe selber wurde man für den Verfasser halten Wir müssen uns erinnern, daß Goethe es war, welcher Lavaters Schreibweise annahm, heute scheint eher das Entgegengesetzte der Fall gewesen zu sein

„Mittwoch, den 20 Juli 1774“, heißt es weiter im Tagebuche, „morgens nach 6 Uhr im Schiff unterm nassen Decktuch, vor Schmoll (Schmoll einer der Reisegesellschaft) und neben Goethe, der in romantischer Gestalt, grauem Hut mit halbverwelktem Leben Blumenbusch sein Butterbrot hinter dem braunseidnen Halstuch und grauen Kapottkragen wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsieht “

Goethe bildet immer die Mitte Wie in Straßburg, wie überall Seine Gestalt erscheint als die beschreibungswur-

digste wir sehen, wie er Lavater und den andern imponiert. Er stromt die meiste Lebenskraft aus. Und nun läßt ihn seine Bescheidenheit das so wenig merken, daß er sich neben Lavater und Basedow unterdrückt und unbehaglich fühlt und an der Gemeinschaft bald genug hat. Er wollte nicht „im Dunstschweife der großen Wandelsterne“ weiter mitziehen. Es war ihm ganz recht, daß in Köln Lavater für einige Zeit sich von ihm trennte.

Das Zusammentreffen mit Fritz Jacobi stand Goethe bevor. So viel Versuche hatte er gemacht, einen wirklichen Herzensfreund zu finden. Jetzt endlich sollte es den Anschein gewinnen, als ob er einen gefunden habe. Bei Lavater, so nahe er ihm gekommen war, blieb immer ein Rest Fremdheit zurück, den kein Gefühl der Bewunderung aufheben konnte. Goethe traf auf der Rückreise wieder mit ihm zusammen, und die gemeinsame Arbeit an den „Physiognomischen Fragmenten“ wurde jetzt erst verabredet, dennoch hält Goethe sich immer auf seiner Hut vor dem berühmten Mann, während er sich Jacobi, vielleicht zum ersten und letzten Male in seinem Leben, völlig hingab.

Fritz und Georg Jacobi waren, als Goethe sie kennenlernte, geachtete Schriftsteller. Georg, der ältere, ein, wie man zu sagen pflegt, geschätzter Dichter, franzosierender Anakreontiker und beliebter Mitarbeiter an den Journalen, welche die dichterische Mittelproduktion vermittelten. Der hervorragendste unter den deutschen Dichtern dieses Schlages war damals Gleim. Um ihn scharten sich die übrigen, sprachen bei ihm ein und borgten auch wohl maßige Beiträge. Viel bedeutender und für uns heute allein von Wichtigkeit ist der jüngere Bruder, Friedrich Heinrich, kurzweg Fritz Jacobi genannt. Geboren 1743, war er einunddreißig Jahre alt, als er dem funfundzwanzigjährigen Goethe begegnete.

Fritz Jacobi war sehr jung nach Frankfurt a. M. gekommen

und hatte dort, und in der Folge weiter herum, die Handlung erlernt. Seine religiösen Neigungen und das Bedürfnis, sich wissenschaftlich auszubilden, trugen ihm anfangs Spott ein, ohne ihn irrezumachen. Nachdem er einen weiten Kreis von Bekannten gewonnen, kehrte er nach Dusseldorf zurück, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Allmählich wurde ihm das jedoch unertraglich. Er knüpfte Verbindungen mit der kurfürstlichen Hofkammer an — Dusseldorf war damals kurpfälzisch — und als Goethe kam, fand er Jacobi als kurfürstlichen Rat in sehr angesehener Stellung. Durch Wieland war er mit Sophie Laroche in Verbindung gekommen, durch diese wieder waren seine Frau und seine Schwester, zwei vorzügliche Charaktere, mit Goethes Schwester Cornelia bekanntgeworden, welche sie in Frankfurt besucht hatten. Goethe stand mit diesen Frauen längst in Briefwechsel, natürlich war, daß die Bekanntschaft mit dem Bruder folgte.

Die Schwester, Helene Jacobi, wurde später, nachdem die Frau gestorben war, der Sekretär der Freundschaften ihres Bruders und hat oft zwischen ihm und Goethe gestanden. Goethe charakterisiert sie für jene Zeiten mit „treuherzig“. Jacobi's Frau dagegen, die ein früher Tod über die getrubten Stimmungen der späteren Jahre hinaushob, muß ebenso schon als liebenswürdig gewesen sein. Goethe sagt von ihr „Ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.“ Goethe macht, indem er nur diese Frau zu beschreiben scheint, hier das Geheimnis aller Rubensschen Frauen offenbar. So lassen sie sich sämtlich erklären, soviel ihrer sind. Auch Jacobi hat seine Frau in seinem Romane „Allwill“ dargestellt. Ihr Charakter ist das Beste im Buche. Die Briefe, die er sie da in schreiben läßt, sind entzuckend, offenbar lagen ihm ihre eigenen Briefe dabei vor. Dennoch tritt uns diese Ge-

stalt erst dann leibhaftig vor die Seele, wenn wir Goethes Worte dazunehmen

Damals also lebte die Frau noch, in der Blüte ihrer Jahre, von ihren Kindern umringt. Jacobi verließ im Sommer sein Haus in der Stadt, um nach Pempelfort hinauszuziehen. Heute sind Haus und Garten im Besitz der Kunstlerverbindung Malkasten und ihnen so ihr alter idealer Ruhm erhalten worden.

Um uns einen Vorgeschmack zu geben, was das bedeuten wolle eine bürgerliche Familie, wohlgestellt und auf eigenem Grund und Boden, beschreibt Goethe, ehe er von dem Pempelforter Aufenthalt berichtet, die in Köln empfangenen Eindrücke. Der Dom mit dem weltbekannten großen Krane stand noch als hoffnungslose Ruine da, denn länger als dreißig Jahre später erst begannen die Versuche der Gebrüder Boisserée, die als seine zweiten Gründer genannt werden müssen, um die Wiederaufnahme des Baues. Die Stadt aber stand noch erfüllt von ehrwürdigen Kirchen und Hallen und Hausern, deren Zerstörung in den französischen Zeiten begann. Unter ihnen, unberührt, mit dem Garten, der dazu gehörte, das Haus des über ein Jahrhundert schon verstorbenen berühmten Bankiers Jabach, und in ihm, an Ort und Stelle, das beste Bild seines Freundes Lebrun, der ihn im Kreise seiner Familie dargestellt hatte. Goethe wünschte dem Bilde einen Platz in einer öffentlichen Sammlung, heute befindet es sich auf dem Berliner Museum. Still und verlassen wie die alten Räume thronte es damals über dem unberührten wohl erhaltenen Hausrate des früheren Jahrhunderts, ein Denkmal der vergangenen Zeit und der Pietät der damals gegenwärtigen. Dieses Haus wird für Goethe zu einem Symbol, das zu begeisterter Anschauung von Tagen ehemaliger Größe mahnt. Indem er sich auch in seiner Darstellung diesem Eindrucke wieder hingibt, gewinnt er die richtigen Akkorde, mit denen er die Beschreibung dessen einleitet, was ihn in Düsseldorf erwartete.

Goethe fühlte sich glücklich in Pempelfort. Er hatte endlich einmal, losgelöst von Freunden, Familie und Vaterstadt, nur als das Erscheinen wollen, wozu er allein sich gemacht hatte, als selbständiger und selbstbewußter Autor. So trat er bei Jacobi ein, und so wurde er von ihm empfangen. Jacobi ließ den Altersunterschied beiseite, er behandelte Goethe aber auch nicht als das exotische junge Genie, dem niemand gleichkomme. Er fühlte sich selber. Sie hatten beide eine überstromende Sehnsucht, endlich einmal sich ganz verstanden zu sehen. Sie gaben sich einer dem andern hin, wie zwei Meere, zwischen denen ein Damm durchstochen wird und deren Wellen durcheinander fluten. Goethe berichtet, wie sie eines Abends bis spät zusammen geredet und sich dann getrennt hatten, um zu schlafen. Wie sie einander dann doch noch einmal aufsuchten und, tief in der Nacht am Fenster stehend, während der Mondschein über dem Rheine zitterte, sich zu besprechen fortführten. Das war auf der Rückreise, auf der Jacobi seinem Freunde das Geleite gab. Als Goethe „Dichtung und Wahrheit“ schreiben wollte und auch Jacobi um Material anging, erinnerte ihn dieser an jene Nacht und bat ihn, sich ihre damaligen Gespräche zurückzurufen. „Als wirchieden“ — ich wiederhole das Zitat aus „Dichtung und Wahrheit“ — „chieden wir in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung“.

Goethe besaß bereits Erfahrung genug, um zu wissen, daß es immer ein gefährliches Experiment sei, sich dem Einflusse einer Persönlichkeit hinzugeben. Auf der Rheinreise hatte er gesehen, wie Lavater „geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchte“. Er durchschaute, daß, was er zuerst für reine Natur gehalten, doch nur in einer Schauspielerei edelster Art bestand, in welche die natürliche eigne Anregung des Herzens bei Lavater zuletzt sich mit aufgelöst hatte. Goethe mußte das um so mehr erkennen, als er selber schon sich gezwungen sah, den Men-

schen gegenüber eine gewisse Manier anzunehmen. Goethe aber nahm diese Manier nicht an, um etwas zu erreichen, sondern um sich zu schützen und frei zu halten. In Jacobi nun begegnete er einer Natur, deren vollige Reinheit und Absichtslosigkeit er erkannte und deren geistiger Reichtum seinen Ansprüchen genugte. Hier sein erster Brief nach der Abreise:

„Ich traume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein — O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt! O Liebe, Liebe! Die Armut des Reichtums — und welche Kraft würkt's in mich (d. h. laßt es in mich einstromen), da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe — — Glaub mir, wir konnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns war's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben.“ So hat Goethe niemals wieder geschrieben. Wie konnte auch diese Freundschaft sich auflösen?

Nur in einem hatte Goethe seinen neuen Freund nicht so gleich zu ermessen vermocht: er konnte nicht wissen, wie weit Jacobis Wesen auf eignen oder nur auf angeeigneten Ideen beruhte.

Jacobi hat auf sein Jahrhundert bedeutenden Einfluß gehabt, ist von den Besten geehrt worden bis in ein hohes Alter hinein und hat einen Namen hinterlassen, dessen Ruhm heute noch dauert. Bei solchen Männern, zumal wenn sie fruchtbare Schriftsteller gewesen sind, ist es dem ihre gesamte Entwicklung überfliegenden Blicke nicht schwer, die entscheidenden Akzente des Charakters herauszufinden. Es lag etwas Anschmiegendes in Jacobis Natur, er bedurfte in zu hohem Maße der Gefühle, die seine Freunde und Bücher ihm gewährten, und er verwechselte begei-

sterte Reproduktion mit Produktion Goethe hatte seinen noch unerschienenen „Werther“ mitgenommen und daraus erzählt oder vorgelesen. Jacobis, entflammt von diesen Gefühlen, ahmt Goethes Dichtung in zwei eignen Werken nach, von denen das eine, „Allwills Briefsammlung“, noch vor Erscheinen des „Werther“ begonnen wurde. Allwill soll Goethe sein. Schon 1775 und 1776 kamen die ersten Briefe, denn auch dieser Roman ist in Briefen geschrieben, in der „Iris“ und im „Teutschen Merkur“ heraus. Jacobis schildert eine einfache Familie (seine eigene), in die plötzlich ein junger Feuergeist hineingreift. Später, als „Allwill“ bis zu Ende herauskam, lautet die Charakteristik der Hauptperson ganz anders als in diesen Anfängen. So sehr sind Allwills Briefe in Goethes Stil gehalten, daß Lavater Goethe für ihren Verfasser hielt. Denn wie Goethe sich Lavaters Schreibweise angeeignet hatte, nahm Jacobis Goethes neuumgestaltete Sprache an. Hier unterscheiden wir recht Natur und Übertreibung. Goethe nimmt unbefangen in Gebrauch, was ihm zupasse kam, Jacobis stürzt sich bewußt nachahmend in Goethes Manier und sucht ihn zu überbieten. Jacobis in diesem ersten Taumel abgefaßte Briefe haben heute etwas Leeres, Fatales, Haltloses, während Goethes begeisterte Ausbrüche zwar überschwenglich, aber inhaltreich und natürlich klingen.

Noch auffallender tritt die Nachahmung in Jacobis zweitem Werke, dem Roman „Woldemar“, hervor, der später erschien, als Goethe bereits in Weimar war. Ein so wunderliches, abgeschmacktes Produkt, daß ein heutiger Leser schwer über die ersten Seiten hinauskame. Goethes Werther sieht, daß er zu der Frau seines Freundes, die er liebt, niemals in ein natürliches Verhältnis kommen könne, und bringt sich um. sein Schicksal hat etwas Begreifliches, Folgerichtiges. Er hätte früher fliehen sollen, allein wir fühlen, daß es außer seiner Macht lag. Jacobis dagegen läßt sein Liebespaar das Schicksal kaltblütig herausfordern. Jacobis stellt

einen ausgezeichneten, auf der Höhe der Bildung stehenden jungen Mann als Liebhaber eines ebenso vorzüglichen Mädchens hin Woldemar und Henriette Es ist kein zwingender Grund vorhanden, sich nicht zu heiraten, denn daß Henriette nicht schon ist und daß Woldemars alter Vater gegen die Heirat war, kommt als Nebensache gar nicht in Betracht Aber sie heiraten nicht, weil sie einander so sehr lieben, daß sie fühlen, irdische Verhältnisse konnten einen Mißklang in dies rein geistige Verhältnis bringen Um diese Anschauung zu einer Tatsache zu machen, heiratet Woldemar Henriettens Freundin Alwine, die ihm auch alsbald Hoffnungen zu einem Kinde gibt Jacobi hat dieses zweite Verhältnis in den reinsten und reizendsten Farben geschildert Zugleich dauert die geistige Ehe mit Henriette fort, immer mehr tritt hervor, daß in diesem Verhältnisse etwas Unmögliches liege, dessen Natur sich gleichwohl beide nicht klarzumachen wissen, bis der Roman mit einem höchst leidenschaftlichen Gespräche Henriettens und Woldemars abbricht, worin sie sich nicht verstehen und das die Perspektive eröffnet, daß aller drei Personen Schicksal für immer zerstört sei

Seinerzeit jedoch wurde „Woldemar“ mit Begeisterung aufgenommen, und Jacobi rechnete sicher auf Goethes bestimmendes Urteil, als ihm aus Weimar schreckliche Dinge zu Ohren kamen In Ettersburg sollte das Buch in dem schonen Einbände, in dem es Goethe zugesandt worden war, von diesem selber an einen Baum genagelt, wie Raubzeug an einen Scheunengiebel, und verhöhnt worden sein, durch ganz Deutschland wurde darüber geklatscht An dem Buche war außerdem etwas ausgeubt worden, das man nur Voltaire hätte zutrauen können Goethe hatte mit leichter stilistischer Änderung die letzten Seiten so verändert, daß der Teufel kommt und Woldemar holt Nun schreibt Jacobi in einem beweglichen Briefe das und das hast Du jetzt an mir getan, und dann zitiert er Stellen aus Goethes

Briefen, worin dieser ihn als seinen einzigen Herzensfreund vor Gott und Vorsehung anerkennt. Und Goethe war durch diesen Brief so zusammengehauen, daß er nichts antworten konnte. Er ließ Jacobi durch dritte Personen sagen, die Sache sei nicht so böse gemeint gewesen. Er hat selber schreiben wollen, aber es ist kein Brief zustande gekommen.

Goethe fuhr einmal als den Grundsatz Bernhards von Weimar an, daß man sich niemals entschuldigen solle. Es entsprach das seiner Natur. Goethe hat sich in der Stille manches vorgeworfen, das er getan oder zu tun unterlassen hatte, unter all seinen Briefen aber kenne ich nur zwei oder drei, worin er es offen eingesteht. Vier Jahre nach jener Szene schrieb er an Jacobi, bekannte sein Unrecht und bat um Entschuldigung. Es heißt in dem Briefe (1782): „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.“ Jacobi antwortet sogleich, Goethe sendet ihm dann die „Iphigenie“, und beide sind nie wieder ernstlich auseinander gekommen.

Bei Jacobi steigern sich mit den Jahren die überirdischen Tendenzen. Er ist in seinem Fache leidenschaftlich und kampfbereit. Er sendet Goethe seine Streitschriften zu, und dieser gibt sein Mißfallen oft sehr scharf zu erkennen. Schon in der allerersten Zeit ihrer Freundschaft fand Goethe Gelegenheit, den Druck solcher Dinge offen zu bedauern. Aber trotz dieses harten, abweisenden Widerspruches bleiben sie Freunde. Jacobi hat eine wunderbare Art, sich das nicht anfechten zu lassen. Sie waren sich stets bewußt, einer vom andern die beste Meinung zu hegen. Wir sehen dann später, wie Jacobis Sohn, als er zu Goethe kommt, wie ein Familienglied von ihm aufgenommen wird. Ihm teilte Goethe zuerst „Hermann und Dorothea“ mit, im Jahre

1796 Und so hat diese Freundschaft sich fortgesetzt, und die Herausgabe der Briefe ist noch 1846 vom Sohne wie eine heilige Opferhandlung vollbracht worden. Es hat etwas Schönes, die Familien derer, die mit Goethe in Verbindung gestanden haben, so ihre Schätze allmählich ans Licht bringen zu sehen. Und überall erschließen sich uns reine und auch da, wo das letzte harmonische Ausklingen fehlt, erhebende Verhältnisse. Denn überall bricht die auf das Geistige gerichtete Bewegung als der Inhalt des Verkehrs heraus.

Bei Gelegenheit seines Zusammentreffens mit Jacobi erwähnt Goethe nun den Mann, dessen Schriften für ihn wichtiger gewesen sind als alle Philosophie, die Herder, Lavater und Jacobi ihm vermitteln konnten: Spinoza. Es scheint, daß der heftige Gegensatz, in welchem Jacobi sein Lebelang zu Spinoza stand, den natürlichen Anlaß bot, gerade hier auf ihn zu kommen, denn schon in früheren Zeiten hatte Goethe Spinoza kennengelernt. Jacobis Ruhm aber beruht zum Teil auf der Stellung, die er gegen Spinoza einnahm. Eine Unterredung, die er mit Lessing in dessen letzten Zeiten über Spinoza gehabt hat, macht ihn heute für viele, die anders kaum von ihm wissen wurden, wichtig. Jacobi hat sich aufs äußerste bemüht, gegen das anzukämpfen, was er für Spinozismus hielt. Und um einen weiteren Grund dafür zu nennen, weshalb Goethe jetzt auf Spinoza kommt: dieser besaß als Philosoph alles, was Goethe bei Jacobi, als Philosoph, in der Folge vermissen mußte. Das Kapitel Spinoza ist bei Goethe von Wichtigkeit. In der Betrachtung des gesamten Goetheschen Lebens sehen wir zwei große Tatsachen walten, die ich Grundlebensfakta nennen will.

Das erste: Soviel wir wissen, hat Goethe niemals etwas erlebt, das ihn vollständig hingenommen hatte. Und wenn er aufs leidenschaftlichste erregt scheint, es bleibt ihm stets

die Kraft übrig, sich im Momente selbst zu kritisieren. Erlebnis und nachfolgende Reflexion muß bei ihm stets unterschieden werden. Wenn Goethe an Frau von Stein schreibt, getrennt von ihr, einsam, die Feder in der Hand, empfindet er heftiger als neben ihr. Erst indem er reflektiert, kommt die volle Leidenschaft zum Ausbruche. Wir haben gesehen, wie sein Verhältnis zu Lotte erst dann verständlich wird, wenn wir all seine Leidenschaft in die Stunden verlegen, wo er nicht bei ihr ist.

Das zweite. Goethe nennt keinen lebenden Mann und kein gleichzeitiges Buch, welches vollständig seiner Natur entsprochen hatte. keinen Mann, bei dem er gefühlt hatte, so möchtest du sein, kein Buch, bei dem er gedacht, das ist, als hättest du es selbst geschrieben, und noch besser, als du es hättest schreiben können! Für Herder begeisterte er sich nur als Lernender, nach dem ersten Rausche stellte sich das Bewußtsein der eignen Stellung wieder ein. Und so sind Lavater und Jacobi nach kurzer Zeit überstanden, und nach ihnen kam niemand weiter, von dem Goethe sich betören ließ wie von diesen dreien. Sobald er einigermaßen Lebenserfahrung gesammelt hatte, wußte er immer gleich im voraus, daß nach einiger Zeit allen Erscheinungen gegenüber Klarheit über ihn kommen würde, welche ihn wieder auf sich selber stellte.

Überschlagen wir nun aber die Erscheinungen samt und sonders, welche auf Goethe dauernden Einfluß gehabt und in seiner Seele gleichsam feste Plätze behalten haben, von denen sie nie wieder vertrieben worden sind, so kenne ich deren nur vier, in der Gestalt von vier Männern. Homer, Shakespeare, Raffael, Spinoza. Sie sind für ihn die Repräsentanten der vier gewaltigen Volkeremente geworden, aus deren untrennbar zusammenwirkender Arbeit unsere europäische Kultur, der geistige Zustand, innerhalb dessen wir leben und arbeiten, hervorgegangen ist und immer noch hervorgeht.

Ich will nicht sagen, daß die vier Männer, die ich genannt habe, an sich ihre bedeutendsten Repräsentanten seien, als hatten diese vier Volkeremente — Griechen, Römer, Germanen und Semiten — keine höheren hervorgebracht, denn neben Homer waren Phidias oder Plato, neben Raffael Michelangelo, Dante, neben Shakespeare Luther, neben Spinoza Männer des Alten und Neuen Testaments zu nennen für Goethe aber nahmen Homer, Shakespeare, Raffael und Spinoza diese ersten Plätze ein. In dem Maße, als er sie kennenlernte, ging ihm das Gefühl des allgemein Menschlichen neben dem bloß Nationalen auf, ihnen verdankt er die Einführung in die geschichtliche Anschauung, auf der sein geistiges Wachstum beruhte.

Homer und Shakespeare wurden ihm zuerst bekannt. In Straßburg und Frankfurt offenbarte sich ihm die Macht dieser Menschheitsfürsten. Nun trat auch Spinoza hinzu. Goethes Stellung zu Homer und Shakespeare ist leichter zu begreifen als die zu Spinoza. Jene beiden haben auch heute über uns noch die alte Macht, denn alle die Versuche, Homer um seine eigne Persönlichkeit zu bringen oder Shakespeare zu verkleinern, haben keinen Einfluß darauf. Spinoza dagegen ist weniger bekannt und steht uns aus verschiedener Ursache heute ferner, hier bedarf es, um Goethes Standpunkt klarzulegen, einiger Umschweife.

Goethe war aufgewachsen in einer bürgerlich religiösen Familie, in voller Kenntnis dessen, worauf der christliche Glaube beruht. Wer heute das Vaterunser, die zehn Gebote, das Bekenntnis und einige Lieder anstandslos aufsagen, auch über die Bücher des Alten und Neuen Testaments und über etwas Kirchengeschichte Auskunft zu geben vermag, glaubt wohlunterrichtet zu sein. Das war damals anders. Man mag sich mit dem persönlichen Glauben stellen, wie man will, jedenfalls muß man unterrichtet sein über den Lauf, den die religiöse Entwicklung in Deutschland genommen hat.

Man war bei uns in der Bibel in einer Weise belesen und über das Unterscheidende der Konfessionen und Sekten bis in Feinheiten hinein geschult, die jetzt nur dem studierten Theologen geläufig sind. Wie man heute über alles, was die Armee betrifft: Organisation, Dienst, Avancement und dergleichen fast in jeder Familie das Notige weiß, auch über die Heimat und Tätigkeit der Regimenter und die Inhaber der bedeutendsten Stellen unterrichtet zu sein pflegt, weil jede Familie eben so oder so mit der Armee in Verbindung steht, so wußte man damals in den kirchlichen Dingen Bescheid und kannte die Namen und Machtverhältnisse der kommandierenden Pastoren. Wissenschaft, Poesie und Theologie gestatteten damals allein freie Bewegung und öffentliche Leidenschaft, wie schon erwähnt worden ist. Wer so recht den Geruch und Geschmack dieser Zustände gewinnen will, der lese den Roman des während seines Lebens berühmten Berliner Buchhändlers Nicolai „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebalduß Nothanker“. Seine vier Teile enthalten eine ununterbrochene Prügelei mit dem Schicksal in Gestalt zeloslicher Pastoren, in die der Held, ein philosophisch denkender offener Landpastor, hineingerat. Ohne diese Zustände zu kennen, ist es unmöglich, einen Begriff der Kämpfe zu haben, in welche Lessing stets verwickelt war, oder auch die Macht Herders zu begreifen, der als freisinniger Theologe sich des in Bewegung geratenden Stoffes bemächtigte. Goethe war schon als Kind und dann durch sein Verhältnis zu der Herrnhuterin Fraulein von Klettenberg in diese Dinge eingeweiht worden. Noch nach Straßburg nahm er ihre Empfehlungen an eine herrnhuterisch gesinnte Familie mit und benutzte sie.

Goethe hatte deshalb die Bibel inne. Sein eignes literarisches Eingreifen in die christliche Bewegung, das in mehreren kleinen Aufsätzen stattfand, sein intimes Verhältnis zu dem Propheten Lavater war ein natürliches. Er brauchte

keine Umwege zu machen, um dahin zu gelangen. Goethes ältestes Gedicht ist ein bombastischer Gesang auf die Holfahrt Christi, im Stile der donnernden Pastorensprache des Jahrhunderts abgefaßt. Nun aber gewahren wir, wie das Zuhausesein in diesen Materien ihn trotzdem niemals ganz und gar ergreift und ihn in keiner Weise von andern Gedanken abwendig macht, die aus andern Quellen ihm zufließen.

Herder und Lavater waren für ihn die Repräsentanten der beiden großen Strömungen, auf denen das kirchliche Leben der Zeit vorwartsschwankte. Herder ging aus von historischen Betrachtungen. Er suchte in seinem universellen Streben die hebraische und griechische Literatur sich anzueignen, unter deren Zusammenwirken die älteste Kirche sich gebildet hatte. Er erkannte in der christlichen Idee den mächtigsten Hebel, welcher jemals angesetzt worden war, um das niedersinkende geistige Leber der europäischen Völker wieder emporzurichten. Wir haben von Herder die historische Begründung der allgemeinen Literaturgeschichte, welche in prachtvollen, heute noch ergreifenden Sätzen den Umschwung darlegt, wie das Heidentum zusammenstürzt, wie das Christentum ein Neues in die Welt bringt, und wie dieses Neue um sich greift und mächtig wird. Dabei bei Herder der ungemeine Respekt vor dem Christentum. Aber auch nicht mehr. Herder war ein Gelehrter, später, wo die seelsorgerische Wirksamkeit großen Einfluß auf ihn gewann, wechselten seine Überzeugungen. Immer aber hat er sie als Gelehrter zu begründen gewußt.

Lavater ging von der praktischen Tätigkeit aus. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß der ethische Inhalt der Bibel für alle menschlichen Fälle ausreiche, daß Heilmittel für jedes Gebrechen darin zu finden seien, und daß Glauben weiter bringe als Erkenntnis. Er fuhrte das in seiner Weise durch, er trat auf als Prophet, aber er bekehrte nicht eigentlich, sondern suchte gleichgestimmte Anhänger dadurch zu

gewinnen und zu halten, daß er sanft diplomatische Mittel anwandte

Beide Manner konnten Goethe nichts bieten. Er brauchte die Religion nicht, die Herder oder Lavater für die beste hielten, sondern er wollte wissen, wie der einsame, nur auf sich beschränkte Mensch zu den überirdischen Dingen sich zu verhalten habe. Er hatte das eher von Jung-Stilling lernen können. Aber dieser, der ganz und gar im Christentume lebte und webte und der der einzige Pietist ist, den Goethe gelten ließ, war wieder so besonders beschaffen, daß sich auch von ihm nichts lernen ließ. Man hatte ganz so sein müssen wie er.

Uns alle berührt ja die große Frage des religiösen Bedürfnisses, auch diejenigen unter uns, die durch den heute so natürlichen Skeptizismus oder durch eine von der Kirche kaum Notiz nehmende Erziehung so weit gebracht zu sein scheinen, daß sie diese Dinge als ihnen beinahe fremde betrachten. Dies ist nur scheinbar. Auch ein negatives Verhältnis ist ein Verhältnis. Um was handelt es sich? Nicht darum, herauszubekommen, welche Form und welcher Inhalt des religiösen Bekenntnisses, welche Behandlung und Stellung der Geistlichen für das Volk etwa die beste sei, wie der Staat sich zu verhalten habe, wie die Kirchengeschichte aufzufassen und die Kritik der Evangelien zu beurteilen sei, sondern es kommt darauf an, sich darüber klar zu sein, wie wir, ohne alle Verheimlichung des innersten geistigen Bedürfnisses vor uns selber, zu den Dingen uns verhalten, die über das irdische Leben und die menschliche Erfahrung hinaus liegen. Diese Fragen steigen in jedem Menschen auf, beunruhigen uns und lassen sich nicht abweisen, und jeder nimmt die Antwort darauf, woher er immer kann. Ob man denen, die gestorben sind, wieder begegne und wie und wo, und ob dabei von der Vergangenheit die Rede sein könne, und wie und ob diese neue Existenz noch weitere Folgen haben müsse, darüber will jeder

etwas wissen, und sei es auch nur, um „nein“ zu antworten er will Gründe für dieses „Nein“ gewinnen Nun, die kirchliche Erziehung, welche Goethe zu Hause empfing, und das Christentum Herders und Lavaters gaben ihm nichts, was er für den eigensten Gebrauch benutzen konnte Auch haben ihn die Ereignisse seines ganzen Lebens, soweit wir wissen, nie mit kirchlichen Formeln bekannt gemacht, die ihn hier beruhigt hatten Nur zwei Überzeugungen hat er stets gehabt und ausgesprochen Die eine daß ein persönlicher Gott sei, welcher, was die Geschichte der Menschheit anlangt, einen Willen und ein Ziel habe, und die zweite daß es eine individuelle Unsterblichkeit gebe Diese beiden Glaubensartikel bekennt Goethe, ohne Beweise zu verlangen oder zu geben, er hat sie, sie sind in die Fundamente seines Daseins eingemauert Über sie hinaus aber auch nichts weiter Er weist jedes Detail ab Alles Überirdische, dem diese beiden Gedanken nicht genugten, ließ ihn ruhig Dagegen verlangte er, was jeder Mensch verlangt, eine Theorie der sittlichen Organisation der Menschheit, und zwar diese auf die sichersten Beweise gegründet

Wir gewahren, mögen wir hoch oder niedrig stehen, daß wir alle eine Gemeinschaft bilden Wir fühlen, daß diese Gemeinschaft keine bloß zufällige und mechanische sei, sondern daß innerhalb ihrer, als zusammenhaltende und treibende Kraft, eine große geistige Arbeit walte, welche nach einem Ziele vorwärtstreibt Dieses Ziel nennen wir das „Gerechte“, das „Gute“, das „Schöne“, die „höchsten Ideen“, „Gott“ Die Geschichte erscheint als das Bemühen der Völker, dieses abschließende höchste Gut zu erlangen und zu verwirklichen Wie wird es erkannt? Und ehe wir diese Frage beantworten, fragen wir vorher wie erkennt man überhaupt? Wer als Mensch niemals imstande war, diese beiden Fragen aufzuwerfen, und wer niemals den Versuch gemacht hat, ihnen zu genügen, der steht auf einer

niederen Stufe Hier aber eine Antwort zu finden, ist ohne Übung des Geistes nicht möglich, und deshalb studieren wir Philosophie Und deshalb ist das Studium der Philosophie etwas, das alle Jahrhunderte als das höchste Interesse der Menschheit anerkannt haben

Goethe mußte von diesem Interesse in dem Maße mehr als andere ergriffen werden, als er geistig die andern übertrug, und nun, indem er sich einen Lehrer suchte keine Philosophie hat Goethe genügt als die Spinozas Wir sehen Goethe innerhalb seines langen Lebens viele philosophische Systeme prüfen und mit vielen Philosophen in persönliche Berührung kommen Spinozas System ist das einzige, an dem er festhält und das er überhaupt gar nicht kritisiert Er sagt bescheiden von sich er wisse selbst nicht, was er aus Spinozas „Ethik“ sich herausgelesen habe, allein das Buch habe ihn angezogen, habe für ihn Geheimnisse enthalten, die ihm nützlich waren

Sehen wir nun, wie Spinozas Buch zustande gekommen ist! Baruch oder, den Namen ins Lateinische übertragen, Benedictus Spinoza wurde 1632 in Amsterdam geboren Er stammte aus einer jüdisch-portugiesischen Familie Aus Portugal, wo die Juden unmenschlich behandelt wurden, hatte eine Auswanderung in großem Maßstabe stattgefunden, sie waren zu Schiffe in Holland angekommen und bildeten dort eine Kolonie, welche, ganz in sich konstituiert, eine ausgezeichnete Stellung innerhalb des holländischen Staatslebens einnahm Wenn wir Rembrandts Darstellungen der biblischen Ereignisse ansehen, Gemälde und Radierungen, so erblicken wir ein eigentümliches Kostüm seiner alt- und neutestamentarischen Persönlichkeiten die Männer in langen Kaftanen und pelzbesetzten Gewändern, die Frauen seltsam geschmückt das ist die Tracht der in Holland lebenden portugiesischen Juden, welche Rembrandt künstlerisch verwandte und die in so auffallendem Kontraste gegen die Gewandungen steht, worin die italie-

nischen Künstler der klassischen Zeit dieselben Gestalten erscheinen lassen

Spinoza brachte es durch abweichende religiöse Meinungen dahin, daß er zuerst aus der Synagoge, dann aus der Jungengemeinde überhaupt ausgestoßen wurde. Er war voll gelassen und verstoßen. Es wurde von seiten der jüdischen Gemeinde in Amsterdam ein Mordanschlag gegen ihn versucht, dem er jedoch entging. Er ging zu einem holländischen Arzte, von dem er Griechisch und Lateinisch lernte. Er warf sich ganz in die philosophischen Studien und erlernte, durch seinen Lehrer Descartes darauf gebracht, das Schleifen optischer Gläser, um unabhängig seinen Unterhalt gewinnen zu können. Durch diese Beschäftigung kam er mit den bedeutendsten Naturforschern seiner Zeit in Berührung. Die Juden in Amsterdam bewirkten endlich seine Verbannung, und er lebte von da an in Leyden oder im Haag. Dort ist er als ein Mann von etwa 45 Jahren an der Schwindsucht gestorben.

Was Spinoza bei Lebzeiten herausgab, eine Darstellung der Philosophie des Descartes, ist nicht von der Bedeutung, wie die nach seinem Tode erschienenen Hauptwerke „Die Ethik“ und „Der politische Traktat“. Zu ihnen kommen als wichtige Dokumente seine Briefe.

Unter dem Namen „Ethik“ hat er folgendes zustande gebracht: eine Theorie des Verkehrs der Menschen untereinander, die Menschen als Teile eines Ganzen betrachtet. Spinoza hat das ungeheure Gewirre sowohl der Gefühle, welche der menschliche Verkehr erzeugt, als der Motive, von denen er hervorgebracht wird, auf eine Anzahl einfacher Formeln reduziert. Es findet sich nichts Persönliches in dem Buche. Nicht im entferntesten etwas, das einer Anekdote ähnlich sähe, nicht die leiseste Absicht, jemanden durch andere Mittel als die mathematische Beweisführung gleichsam zu bekehren, ihm zu sagen: tue das! glaube das! es ist gut, oder: tue das nicht! es ist schlecht. Ja, es ist das

Buch in einer Sprache geschrieben, die man nicht einmal eine Sprache nennen konnte Spinoza, um ganz exakt zu sein, hat das tote Gelehrtenlatein seiner Zeit so mechanisch als möglich angewandt Er gebraucht mit der Scharfe eines Geschäftsmannes diejenigen Worte und Wendungen, welche am meisten Garantie bieten, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen sei, da gibt es keine Provinzialismen, keine angenehme Satzbildung, keine Vergleiche, keine leiseste Erinnerung an die Lektüre der guten lateinischen Autoren, sondern die kahlsten Ausdrücke werden im kahlsten Satzbau aneinandergereiht Deshalb wählte Spinoza den Titel „*Ethica ordine mathematico demonstrata*“ — „Die Lehre vom sittlichen Verkehre der Menschen mathematisch folgerichtig dargelegt“

Und dieses Buch sollte nicht nur erst nach seinem Tode, sondern dann sogar noch ohne seinen Namen erscheinen Spinoza sagt der Name des Autors auf dem Titel beeinflusst den Leser Das soll nicht sein Niemand darf wissen, daß das Buch von mir sei Es moge daliegen, als hätte es die Menschheit aus sich hervorgebracht

Wir haben ein Buch von Desor (von Carl Vogt übersetzt), das die Geschichte der Bemühungen einer Gesellschaft von Gelehrten enthält, die Fortbewegung der Gletscher zu ergründen Eine Anzahl Leute begeben sich an Ort und Stelle, man weiß nur zwei Tatsachen erstens, die Gletscher bewegen sich, und zweitens, auf welche Weise sie das tun, ist unbekannt Man beginnt zu studieren, als wolle man ein Manuskript lesen, das in einer unbekannten Sprache verfaßt ist Man findet mühsam und langsam die Methode, wie zu beobachten sei, und entdeckt endlich, wie die gebirgsfeste Eismasse sich fortschiebe. So nahm Spinoza die moralische Fortbewegung der Menschheit als Objekt seiner Untersuchungen Ohne sich auf historisches Material zu stützen, sieht und hört er nur, was er vor Augen und Ohren hat Unendliche Symptome bringt er in bestimmte Massen,

gibt jeder Masse ihren Namen und stellt das Verhältnis der einzelnen Massen untereinander fest Endlich hat er herausgebracht, wie der gesamte Menschenstrom fließe und wohin er fließe Nur das aber will er ergründen, nichts sonst Keine persönlichen Lieblingsideen, keine nationalen Vorurteile, keine Absichten irgendwelcher Art, sondern die Sache, wie sie ist Und deshalb schließlich nur das eine Resultat, daß das Gute etwas Wirkliches, Positives sei und daß das Böse nichts Wirkliches, sondern nur die Negation des Guten sei Dieses Buch tat in seiner Art, die Dinge zurecht zu legen, einer Forderung in Goethes Natur genug, die nirgends sonst Befriedigung finden konnte — Welcher?

Goethe läßt Faust von den „beiden Seelen“ reden, die in seiner Brust lebten Diese Doppelheit der geistigen Existenz hatte er an sich selbst zumeist beobachten können

Es lag in Goethes Wesen eine Mischung von Blindheit und Scharfsichtigkeit, die seltsam unvermittelt in ihm nebeneinander herlaufen Er sagt von sich, wenn er schreibe, wisse er nicht, was er schreibe, er „wuhle es nur so auf das Papier hin“ und sehe erst hinterher, was er getan Dazu kam die Notigung, sich in Gleichnissen auszusprechen Im Sommer 1805 horte er in Halle Vorträge des Doktor Gall, der die Phrenologie aufbrachte und persönlich seine Lehre in Deutschland verbreitete, und in einem geselligen Kreise, der sich im Anschluß daran versammelte, behauptete Gall scherzweise Goethe könne nicht den Mund auf tun, ohne einen Tropus auszusprechen Goethe vermag seine Gedanken nicht exakt in Worte zu übertragen, sondern kann nur mit andeutenden Bildern umschreiben, was er sagen möchte Und um das Stärkste in dieser Richtung zu sagen Goethe hatte es aufgegeben, sich selbst zu kennen! Er spricht im hohen Alter darüber mit dem Kanzler Müller Wie man eigentlich sei, sagt er, das müsse man von andern erfahren Und so Goethe zeigt sich nach dieser einen Seite als Dichter, als einen „Nachtwandler“, der nicht weiß, was, indem

er schreibt, ihm aus der Feder fließt, als einen Traumer, der sich selbst nicht kennt und in seinen eignen Augen eine halbe Romanfigur ist. Er ist schwankend, unklar, leidenschaftlich. Er will sich dem dunkeln Triebe seiner Natur hingeben und raumt aus dem Wege, was ihm dann hinderlich ist.

Dieser einen Seite steht jedoch eine andere gegenüber. Da gewahren wir unbarmherzige Objektivität und Klarheit. Ein Damon raunt ihm sofort zu, wo die schwache Stelle der Menschen und der Dinge liege. Nun übt er eine aufs äußerste gehende Kritik, anatomisiert den Menschen — andere wie sich selber — und erlaubt sich keine Ausschmückung an seinen Resultaten. So sehen wir ihn als Naturforscher, als Historiker, als Staatsmann. Er ist fest, scharf, kuhl. Hier will er nicht genießen, sondern stellt auf, daß Entsagung geboten sei. Das ist nun sein großes Wort. Mit unnachsichtlicher Rücksichtslosigkeit in erster Linie gegen sich selbst sucht er seine Pflichten zu erfüllen.

Und nun das Entscheidende: wir sehen Goethe im Leben immer das eine oder das andere sein, niemals beides zusammen. Nie laufen die Kreise dieser zwei Systeme ineinander. Entweder er dichtet, oder er sieht beinahe teilnahmslos, was er geschrieben hat, und weiß dann nichts mehr damit anzufangen, entweder er gibt sich wie ein betörtes Kind vertrauensvoll dem Menschen hin, oder er tritt ihm wie ein Mann, der alle Erfahrungen des Lebens hinter sich hat, hart entgegen. Immer begegnet er neuen Menschen, liebt sie von neuem und stoßt sie, wenn die Stunde der Kritik kommt, unbarmherzig von sich, denn das Gefühl der eignen überwundenen Torheit macht ihn gereizt, und sobald er erst einmal kritisiert, genügt ihm überhaupt nichts mehr.

Zu dieser seiner doppelten Weltanschauung fand Goethe bei Spinoza die einzige ihm genügende Philosophie. Gemeinhin pflegen diejenigen, welche einem Philosophen sich hin-

geben, nicht nur von ihm zu verlangen, daß ihnen das erklärt werde, was dem kalten Verstande sich darlegen laßt, sondern wollen auch die Dinge in sein System aufgenommen sehen, welche über die gemeine Erklärung hinaus nur der ahnenden Seele eines hoherbegabten Menschen sich offenbaren. Für das, was sich hier nicht beweisen laßt, soll die Person des Philosophen dann eintreten. Das eine beweist er, das andere glaubt man ihm. Gerade das wollte Goethe nicht. Und Spinoza nicht. Die Dinge, die über Erkennen und Beweisen hinausliegen, brauchten Goethe von fremden Händen nicht erst geordnet dargereicht zu werden. Die Scheidung, welche Spinoza festhielt, der, wenn er von Gott sprach, Gott nur insoweit meinte, als menschliche Vernunft Gott zu erkennen vermöge, und was darüber hinauslag, blindlings der Theologie überantwortete, entsprach Goethes innerstem Bedürfnisse. Der Gott, den er empfand, hatte nichts zu tun mit dem Gotte, den er zu deuten suchte. Gleich Spinoza betrachtete er Theologie und Philosophie als verschiedene Elemente, unähnlich einander wie Meer und Festland. Auf dem einen steht und geht man mit sichern Füßen, auf dem andern wird man von Wind und Wellen fortgeführt. Ebenso hatte Lessing empfunden, der aus innerster Seele Spinozas Lehre anhing. Jacobi dagegen, für den der Philosoph eigentlich da erst anfang, wo er für Goethe bereits nichts mehr zu sagen hatte, tastete an den überirdischen Geheimnissen herum und suchte Spinozas heilige Scheu vor dem, was der Verstand nicht berühren sollte, als Atheismus zu verdächtigen. Das ist der Punkt, wo Goethe und Jacobi sich scheiden mußten. Goethes Glaube an Gott und Unsterblichkeit hatte mit seiner Philosophie nichts zu tun. Das war in ihm gewachsen und gehörte ihm. Er brauchte keine Beweise dafür und wollte überhaupt nicht daran gerührt wissen. Nur in seltenen Momenten sprach er davon, wenn er sich von seinen Freunden völlig verstanden glaubte, Jacobi wollte mit Gegnern darüber disputieren.

Dieser Grundunterschied ihrer Naturen ist immer wieder, bis in die letzten Zeiten, zwischen ihnen zur Sprache gekommen. Jacobi hat den seltsamen Irrtum gehegt, Goethe ließe sich, wenn nur der rechte Hebel angesetzt würde, doch noch zu dieser theologisierenden Philosophie hinüberziehen, während Goethe ihn immer mit der gleichen Festigkeit zurückweist. Goethe hat viele Gegner gehabt, die das nicht verstehen konnten und ihn den „großen Heiden“ nannten. Er hat sich gelegentlich selbst einen Heiden genannt, nie aber einen Atheisten oder einen Ungläubigen. Nach Jacobi hat Goethe keinen Herzensfreund mehr gefunden, dem er sich so ganz hingab, und nach Spinoza hatte er nur noch Raffael neu kennenzulernen, um auch im Reiche der Toten dann weiter keinen mehr zu haben, dem er sich hingeeben hätte. Unter diesem verstehe ich nicht nur Raffael allein, sondern Raffael, seine Epoche und Rom mit den weltlichen und geistigen Schätzen, die es in sich schloß. Ehe Goethe diese letzte Bekanntschaft gewahrt wurde, bedurfte es einer Reihe von Jahren voll harter Arbeit.

Es liegt in unserm Plane, nur dasjenige zu besprechen, was auf Goethes Entwicklung von unmittelbarem Einflusse gewesen ist. So genommen, ist es fast eine Abschweifung, wenn ich, *honoris causa*, noch einen der Besuche besonders erwähne, die er im Herbst 1774 empfing. Klopstock kam in Frankfurt durch. Er ging auf Einladung zum Markgrafen von Baden, um an dessen Hofe, da er auf immer zu bleiben abgelehnt hatte, ein Jahr wenigstens zuzubringen. In jenen Zeiten „menschenfreundlicher Aufklärung“ gab es eine Reihe kleiner Fürsten in Deutschland, denen der Verkehr mit solchen Männern Herzensangelegenheit war. Es ist seltsam, daß Klopstock, zu dem Goethe von Kindesbeinen an mit einer Verehrung aufsaß, die wir sonst nicht bei ihm beobachten, was Goethes Schriftstellerei und Dichtung anlangt, keine Einwirkung auf ihn geübt hat. Bei

Goethe ist nichts auf Klopstock zurückzuführen. Selbst die Oden, in denen er nach der Straßburger Zeit gern sein Gefühl ergießt, deuten mehr auf Pindar als auf Klopstock. Die eine aus der Tragödie „Mahomet“, welche in der Tat klopstockisch genannt werden kann, bildet so sehr eine Ausnahme, daß sie das Gesagte nur bestätigt. Man wurde sie, ohne ihren Ursprung zu kennen, kaum Goethe zuschreiben. Die Eindrücke der Kinderjahre scheinen eine Art historischer Ehrfurcht bei Goethe begründet zu haben, die Klopstock gegenüber ausnahmsweise ein Herausgehen aus der, man konnte fast sagen, frechen Unbekummertheit um derartige Venerabilitäten zur Folge hatte, die ihm sonst eigentümlich war. Goethe sagt einmal im hohen Alter von sich „wir andern dummen Jungen von 1772“, er wollte damit die respektlose Gleichgültigkeit bezeichnen, mit der er und seine Genossen sich den Vorurteilen ihrer Zeit in jeder Richtung damals entgegengesetzten. Was ihnen nicht paßte, erkannten sie nicht an und sprachen das trocken aus. Bei Klopstock aber ließ Goethe eine Ausnahme zu.

Als Lotte und Werther auf jenem verhängnisvollen Balle am Fenster nebeneinanderstehend in die Nacht hinaus-sahen, wurde nur das eine Wort zwischen ihnen gewechselt: Klopstock! Damit war erschöpft, was in jenem Momente sich Erhabenes sagen ließ.

Klopstock repräsentierte die deutsche Dichtung als oberste geheiligte Behörde. Sein „Messias“ stellte ihn den Augen seiner Zeitgenossen so gut über Homer, als Voltaire mit seiner „Henriade“ von sich selbst und den Franzosen über Homer gestellt wurde. Seine Oden waren erschienen, als Goethe in Straßburg studierte. Vom „Messias“, an dessen Lektüre Goethe und seine Schwester als Kinder sich verbotenerweise begeistert hatten, waren die letzten fünf Gesänge eben erst (1773) zustande gekommen. Klopstock zählte erst 51 Jahre, seinem Ruhme hatte er bereits die letzte höchste Weihe gegeben. Sein Deutsch war das edelste,

freieste, reichhaltigste, große Gedanken ließen sich bei uns nur in der Sprache ausdrücken, die er geschaffen hatte Klopstock war eine Erscheinung im großen Stile, Freund und Vertrauter von Prinzen und Prinzessinnen, und hatte in seinem persönlichen Auftreten etwas Fürstliches Goethe sagte als er Eckermann von Klopstock erzählte, er habe ihn wie seinen Oheim betrachtet Dasselbe wohl hatte er im Sinne, als er ihn dem Kanzler Müller als vornehmthuend, steif und ungelenk charakterisierte Man sah zu Klopstock empor, und diese scheue Verehrung der zu ihm aufblickenden jüngeren Generation war ihm eine gewohnte Umgebung geworden Auch Klopstock hatte als Theologe angefangen, und das freiwillig Eingreifende, Seelsorgerische war seiner Natur gemäß Wo unter den jungen Dichtern etwas nicht war, wie es sein sollte, schrieb Klopstock aufgefodert oder unaufgefodert einen Brief, und man fugte sich Mit Goethe freilich ist er gerade dadurch sehr unsanft auseinandergekommen.

Klopstock hatte diese hohe Stellung sich nicht erkampft, sondern der Lorbeer war friedlich und uppig um sein Haus emporgewachsen fast ohne sein Zutun Er war stets in behaglichen Verhältnissen Lessing, der einsam in Wolfenbüttel saß, oder Herder, der, beinahe noch verlassener, in Buckeburg sich festgefahren hatte, von wo als Professor nach Göttingen zu kommen selbst bei erniedrigenden Bedingungen kaum möglich war, verhielten sich zu Klopstock wie kleine energische Seestaaten zu einem ausgedehnten Binnenkaisertum sie standen für sich allein und betrieben ihre Politik auf eigne Faust Klopstock dagegen arbeitete mit einem umfangreichen Regierungsapparate, und als symbolische Darstellung dieses Reiches, das ihm gehorchte, verfaßte er seine „Gelehrtenrepublik“, eine Mischung von romantischer Erzählung und nüchternem Rasonnement wie Rousseaus „Émile“, und diesem nachgebildet. Klopstocks Schriften werden heute kaum mehr gelesen. Die

Prosa der „Gelehrtenrepublik“ und seiner Briefe erscheint schleppend und monoton, seinen Oden fehlt in den Bildern das Anschauliche, während die schwer dahin tanzelnde Anmut der Verse nicht mehr imponiert und den Reiz der Neuheit verloren hat. Doch wir können nicht wissen, ob auch in Zukunft stets so geurteilt werden könne. Klopstocks Pathos entsprang wahrem Gefühl, seine Sprache besitzt eignes Leben, und seine Stellung in der literarischen Entwicklung ist eine unumgängliche. Vielleicht wird er, wie Ennius in der römischen Literatur, auch dadurch immer bedeutend bleiben, daß er die ersten gelungenen Versuche machte, den Akzent der Worte und der Sätze mit ihrem geistigen Inhalte in Übereinstimmung zu bringen.

Wir wissen, daß Goethe Klopstock hoch verehrte; worüber sie jedoch damals persönlich miteinander hatten verhandeln können, weiß ich nicht. Goethe trug jener Tage seine „Stella“ mit sich herum, ein Stoff, der Klopstock emportreiben wurde. Selbst Friedrich der Große, obgleich ihm weder an offizieller Moral noch an deutschen jungen Dichtern das mindeste gelegen war, fühlte sich bewogen, über dieses Stück sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Klopstock wurde nicht anders geurteilt haben, denn Goethe selber, nachdem der Enthusiasmus verflogen war, mit dem er ein paar Jahre an dieser Dichtung gehangen, stimmte dem allgemeinen Urteile bei, indem er dem Schlusse eine andere Wendung gab.

Auch über dies Stück, das unserm Plane nach mit kurzer Erwähnung abgetan worden wäre, um seines absonderlichen Inhaltes willen noch einige Worte. Um zu begreifen, wie Goethe die scheinbar so kapitale Änderung am Schlusse dieses Stückes vornahm, daß der Held, statt die Frauen, die beide an sein Herz Ansprüche haben, beide zu heiraten, sich erschießt, müssen wir bedenken, daß die neue Fassung sich leichter bietet, als es scheinen konnte. „Stella“ schloß mit der doppelten Heirat nichts natürlicher als der Vorwurf,

daß Goethe die Bigamie verteidige. Allein dieses Ende war in keiner Weise der notwendige Abschluß, auf den die Entwicklung des Stuckes drängt. Wo es sich darum handelt, wie bei den Mormonen heute, daß ein Mann mehr als eine Frau heiratet, wird davon ausgegangen, daß es im Belieben des Mannes stehen müsse, sich mehr als eine Frau zu nehmen. In Goethes Stucke aber handelt es sich um zwei Frauen, welche beide ein Recht auf den Mann zu haben glauben, dem sie zu verschiedenen Zeiten voll angehört hatten. Zur Überraschung nicht nur des Zuschauers, sondern des Helden selber, der an dergleichen nie gedacht hatte, wird nun im höchsten kritischen Augenblicke an die Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Weibern erinnert, woraus man sich zu einem ähnlichen Verhältnisse verbindet. Im Entzücken, einen solchen Ausweg gefunden zu haben, schließt das Stuck, und dem Zuschauer wird keine Zeit gelassen, weiter hinauszudenken. Für Goethe war das Wichtigste in „Stella“ der Charaktergegensatz der beiden Frauen, die in all ihrer Leidenschaft und Lebhaftigkeit noch heute unvergänglich vor uns stehen.

Goethe war durch den Ruhm, welchen das Erscheinen „Werthers“ in diesen Tagen ihm zubrachte, ein Ruhm, der lange Jahre frisch vorgehalten hat, nun endlich in das Fahrwasser geraten, dessen er bedurfte. Er war glücklich und übermütig. So saßen Wein, als der Herbst 1774 für ihn zeitigte, hat das Schicksal ihm niemals wieder vorgesetzt. Und um dieses Glück zu vollenden, sollte ihm nun auch das bisher Versagte zuteil werden: die Liebe zu einem schönen jungen Mädchen, das ihn wieder liebte und nichts dagegen hatte, seine Frau zu werden. Alle Elemente schienen vorhanden, jetzt ein solides bürgerliches Glück für die ganze Lebenszeit aufzubauen.

Wir haben gesehen, wie jedes neue Herzensverhältnis

Goethe innerhalb eines erweiterten Horizontes erscheinen laßt. Zuerst, als er Gretchen liebte oder in Leipzig gute hubsche Mädchen ihn fesselten, bildet nur eine Wirtshausstube den Hintergrund der Bühne. In Straßburg erweitert sich schon die Szene: da haben wir ein Dorf mit weiter Fernsicht, in Wetzlar gibt das Deutsche Haus, die ganze kleine Stadt dazu samt ihrer landschaftlichen Umgebung den Schauplatz ab. Mit Lili aber spielt das Stück auf einer großen Opernbühne, gleichsam bei brillanter Beleuchtung. Es handelt sich um die Tochter eines vornehmen Frankfurter Hauses: Salons, Maskenbälle, Fahrten zu Wasser und zu Lande kommen vor, viele wichtige Personen greifen ein, statt kleiner Stücke, bei denen wenige Personen tätig sind, haben wir hier eine Komödie von fünf vollen Akten, die erst nach heftigem Hin- und Herkampfen ihren sich lang hinziehenden Abschluß findet.

Goethe war damals gewiß eine von den guten Partien in Frankfurt. Er stand als ein schöner, junger Mann da, der den besten Ruf genoß. Er hatte die überquellende Jugendkraft, der niemand widerstand: er war wohl dazu gemacht, daß ein junges Mädchen von sechzehn Jahren sich in ihn verliebte. Aus Goethes damaliger Art zu sein ist eine Figur seiner Dichtungen zu erklären, für welche sich sonst kein rechter Schlüssel bietet und die auf Goethe selbst erklärendes Licht zurückwirft: der Rugantino oder, wie er in der ersten Bearbeitung heißt, Crugantino des damals entstandenen Dramas „*Claudine von Villabella*“, ein „*Vagabund*“, d. h. ein Sohn aus gutem Hause, der im Sinne der spanischen Novellen seine Zeit auf den Landstraßen und im Gebirge mit lustigen Gesellen verbringt, die ihn in seinen Abenteuern unterstützen, bis ihn endlich die Liebe wieder in die Ruhe einer geordneten Existenz hineinlockt. Eine mildere Ausgabe des Don Juan, den Mozart damals freilich noch nicht komponiert hatte, während Cervantes längst zu Goethes Lieblingslektüre gehörte. Später hat Goethe

das gleiche Thema im „Wilhelm Meister“ wieder aufgenommen

So sollte Goethe, der ideale Vagabund, jetzt seine Claudine finden, und fast wäre das Experiment gelungen wie bei Crugantino

Goethe erzählt sehr anmutig vom Sommer 1774, den er in Frankfurt verlebte. Seine Reise mit Lavater unterbrach nur zeitweilig eine bewegte Geselligkeit, zu der eine große Anzahl junger Leute sich verbunden hatten. Aus diesem Kreise empfing Goethe auch die Anregung, den „Clavigo“ zu schreiben

Im Laufe dieses Sommers vielleicht hat Goethe Lili's nähere Bekanntschaft gemacht. Er war schon früher mit ihr zusammen gewesen ein gutes, offenerziges, blutjunges Ding, das ihm sein Vertrauen schenkte. Bei sechzehn Jahren aber leistet ein kurzer Zeitraum oft viel als Goethe zu Anfang 1775, wo das rauschende Gesellschaftsleben in Frankfurt begann, Lili wieder begegnete, fand er, daß sie zu einer repräsentierenden Dame geworden war.

Wir besitzen über das Verhältnis zu Lili, neben Goethes eigenem Berichte in „Dichtung und Wahrheit“, eine Reihe besonders gearteter, höchst intimer Dokumente in den Briefen, welche Goethe damals an die ihm persönlich fremde Gräfin Auguste Stolberg schrieb, die er trotzdem mit „Gustchen“ und oft mit „Du“ anredet. Nirgends tritt die Nachahmung Lavaters so hervor als in diesen Briefen, sie sind in solchem Grade in einer besonderen Manier verfaßt, daß sie sich von allen übrigen Briefen Goethes abheben. Im Januar hatte er Lili zuerst wiedergesehen, Mitte Februar schreibt er der Gräfin: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock (sonst von Kopf bis zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie), umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische ge-

halten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht so haben Sie den gegenwartigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte“ usw Wir sehen, was das für eine gefährliche kleine Blondine war Keine Blume im Walde wie Friederike, keine vor dem Fenster eines stillen Hauses blühend wie Lotte, sondern mitten im prachtigen Garten zwischen Springbrunnen und unter der Bewunderung der Menschen sich aufschließend, wo keiner sie pflücken, viele aber sie bewundern und ihren Duft einatmen durften Sehen wir, wie Goethe die Gedanken jenes Briefes noch einmal zum eignen Gebrauche in Verse bringt

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der oden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dammert' ein

Traumte da von vollen, goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unertraglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blute
Nun nicht auf der Flur,
Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Gute,
Wo Du bist, Natur

So weit also, will Goethe der Geliebten sagen, hast du mich gebracht, daß ich das mir verhaßte gesellige Treiben für hoher halte als die Natur selber.

Dabei durfte er sich nicht einmal beklagen. Er hatte alles im voraus wissen können. Lili hatte ihm offen und aufrichtig über sich selbst gesprochen. Sie war „im Genuß aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen“ aufgewachsen und machte kein Hehl daraus, daß sie dies für die Folge weder entbehren könne noch wolle. Wir würden sie ohne weiteres eine kleine Kokette nennen. Aber auch darüber war Lili ganz offen gewesen. es machte ihr Freude, Verehrer um sich zu haben. Goethe umschreibt es auf die zarteste Weise „Auch kleiner Schwachen“, erzählt er, „wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei.“

Aber es war etwas anderes, sich dergleichen von einem jungen Mädchen, das im einfachen Kleide neben einem im Walde spaziert, erzählen zu lassen, und hinterher dann die Wahrheit dieser Mitteilungen an sich selber zu erfahren. Lili trat Goethe als große Dame wieder entgegen, wurde bewundert und ließ sich bewundern und hielt nun, zumal was Goethe anlangte, ihre eigene Methode inne.

Ohne Zweifel hatte sie sich in der Zwischenzeit nach diesem und jenem erkundigt, was Goethe ihr bei jenen Gestandnissen sicherlich nicht mit derselben Offenheit anvertraut hatte, und war dahinter gekommen, ein wie gefährlicher Kunde auch er sei. Sie nahm sich das ad notam. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren hat nicht viel Gewissen in

solchen Dingen. Lili macht ihren Verehrer eifersüchtig und laßt ihn zappeln, beruhigt ihn dann wieder und setzt ihn aufs neue in Verzweiflung, kurz, sie schlägt den rechten Weg ein, ihn unverbrüchlich festzuhalten, und das dauert drei Monate, bis die Verlobung erfolgt

Lili hatte gesiegt, allein kaum war die Partie gewonnen, als das Blatt sich wandte. Wir erinnern uns von Friedenke her: Goethe brauchte nur zu ahnen, daß er ein Herz überwunden habe, um zugleich die Empfindung in sich erwachen zu fühlen, daß die Höhe erreicht sei und der Weg wieder abwärts führe. Goethe beschreibt auch diesmal den gleichen Verlauf. Seine wachsende Leidenschaft, sein Glück, und dann das Erwachen aus dem Taumel. Sobald er als offizieller Brautigam dastand, war die Parole gegeben: sich zu befreien. Er sieht, wie seine Mutter sich auf die Schwiegertochter ernstlich gefaßt macht. Ein Schrecken überkommt ihn, eben im April hat er sich verlobt, und schon im Mai meldet er Herder, daß alles vorbei sei. Aber er tauschte sich, so rasch ging das diesmal nicht. Nachdem Lili ihn gequält, beginnt er sie zu quälen. Ich deute das alles nur in großen Zügen an, ich gebe nichts, was auch nur als Auszug der langsam vorrückenden, mit dem reizendsten Detail ausgestatteten Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ gelten könnte, deren Genuß nicht verkümmert werden soll. Goethes Darstellung ist unübertrefflich, und kein Wort darf verloren werden.

Es hat etwas Jammervolles, zu sehen, wie das arme Mädchen, mit ihren paar Kunsten zuletzt unterjocht, es nun dem recht zu machen sucht, den sie liebt. Aber all ihre Klugheit reicht nicht aus zu erkennen, mit welcher Macht sie sich in einen Kampf eingelassen hatte. Goethes dämonischer Trieb, keine Bande zu leiden, und wenn es die liebsten wären, zerbrach und zerriß wieder, was so zart gewebt und geknüpft worden war.

Aus Goethes Briefen an die Gräfin Stolberg ersehen wir,



Lili Schönemann

wie völlig ihn die Sache hinnahm. Dieser Freundin gegenüber, die er nie mit Augen gesehen, konnte er sich gehen lassen, als schreibe er nur für sich selber. Man fühlt, er will, gegen irgend jemand, durch Schreiben loswerden, was ihn bedrängt. Es ist seltsam, wie er in diesen Berichten den Wechsel des Wetters und der Jahreszeit immer mehr als unentbehrliche Zugabe mit beschreibt. Er hat das schon früher getan, der „Werther“ ist voll davon, hier aber raumt er diesen Außerlichkeiten ein solches Recht ein, als hatten sie in der Tat mitzusprechen. Goethes Darstellung erweckt dadurch in uns das Gefühl, als erlebten wir in dieser Verlobung und den Stimmungen vorher und nachher einen Naturprozeß, wo alles organisch geschieht, alles schon, alles notwendig ist, alles aus den Charakteren fließt, und wo die Trennung zuletzt als eine unausweichbare Notwendigkeit erscheint, wie der Herbst und Winter die Blätter ja wieder von den Bäumen schütteln müssen, die der Frühling und der Sommer daran wachsen ließen.

Zuerst dauert uns Goethe, dann in noch höherem Grade Lili, dann bedauert man beide gleichmäßig. Man sieht, wie sie ein starkes Gefühl zueinander geführt hat und zusammenhält. Sie sagen sich dennoch, daß sie sich trennen müssen, können aber das rechte Wort nicht finden. Beide empfinden sich in ruhigen Momenten, wo das, was schön und lebenswürdig in ihnen war, zu seiner vollen Geltung kommen konnte, mit Entzucken als Verlobte in gegenseitigem Besitze, und kein Gedanke von Trennung hat in solchen Zeiten Macht über sie.

Im Mai macht Goethe den ersten Versuch, sich loszureißen. Er unternimmt eine Reise in die Schweiz, bei der Italien im Hintergrunde lag. Es waren die beiden jungen Grafen Stolberg, die Brüder Gustchens, Musterzoglinge Klopstocks, erschienen und in Goethes Hause abgestiegen. Goethe ist später mit ihnen auseinandergekommen, er bespricht sie mit einer gewissen Ironie, die er sonst nicht leicht anwendet.

Er schildert ihr begeistertes Wesen, ihren Freiheitsdurst und wie sie auf den Tod des Tyrannen mit den Gläsern anstoßen — natürlich ohne irgendeinen speziellen Tyrannen im Sinne zu haben. Wie der alte Goethe angstlich dabei steht und, noch angstlicher, die Mutter nicht begreifen kann, daß man auf den Tod eines Menschen so fidel anstoßen könne. Die dann folgende Szene ist oft nacherzählt worden, wie die Frau in den Keller geht, wo die vorzüglichsten Jahrgänge in den Fassern friedlich nebeneinander lagen, einen der besten aussucht und, indem sie den Wein dann oben einschenkt, die Erklärung abgibt, daß das das beste Tyrannenblut sei, das vergossen und vertilgt werden müsse. Von diesem Zusammensein rührte der Namen „Frau Aja“ her, den Goethes Mutter fortan als höheren literarischen Kneipnamen führte und auf den sie selber stolz war.

Mit diesen beiden Stolbergs also macht Goethe sich auf. Noch ehe sie Karlsruhe erreichen, hat der eine junge Graf bereits Proben seines exzentrischen Wesens gegeben. Er war in eine Engländerin verliebt gewesen und verfiel in Erinnerung daran in periodische Tollheitszustände. Der Graf Haugwitz, der mit von der Partie war, suchte den jungen Mann in solchen Augenblicken zu beruhigen, während Goethe der Meinung war, man müsse ihn vielmehr austoben lassen. Wir lassen hiermit die beiden Grafen auf sich beruhen, die für die Betrachtung des Goetheschen Lebens von keiner Wichtigkeit mehr sind.

Goethes Reise war kein Flug über die Landkarte wie heute. Stadt auf Stadt wird mit Gemachlichkeit vorgerückt, die verheiratete Schwester besucht und bei Freunden vorgesprochen. Mit der Schwester kam es zur Aussprache. Cornelia verlangte, daß er seine Verlobung auflösen solle. Ein Zweck der Reise waren auch Konferenzen mit Lavater in Zürich, an dessen „Physiognomik“ Goethe längst druckte und mit nachträglicher Redaktion eigentlich das meiste tat.

Goethe lebte damals im vollen Glauben an diese Dinge. Auguste Stolberg sendet ihm ihren Schattenriß, und er findet darin ihre ganze Seele wieder, wie er ihr in begeisterter Auslegung mitteilt. In Zürich wohnt Goethe im „Schwert“, das noch heute besteht. Wer die Beschreibung dieser Reise kennt, kann nicht auf dem See dort fahren und auf die Berge sehen, ohne sich Goethes zu erinnern, der im Gedanken an Lili auf dem Wasser da die Verse dichtete

— Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Traume, kommt ihr wieder? —

Man fühlt, wie in der Einsamkeit Lilis Gestalt ihm immer reizender wieder vor die Seele tritt und wie, während er sich befreit glaubt, Sehnsucht zu ihr mehr und mehr sich seiner bemächtigt.

Die Reise ging nun über die Berge zum Vierwaldstätter See hinüber. Im Nebel und Regen klimmt Goethe zum Rigi hinauf, fährt an den Ufern herum, die viele von uns so gut kennen, und geht dann den Sankt Gotthard aufwärts mit dem fertigen Entschlusse, nach Italien hinunterzusteigen. Hier vollzieht sich nun aber der Umschwung. Die Sachen stehen aufgepackt und bereit, da trifft es sich, daß der Tag gerade Lilis Geburtstag ist, und ein kleines, goldnes Herz kommt Goethe zu Gesichte, das sie ihm geschenkt hatte und das er an einem Bandchen um den Hals trug. Er küßt es. Eine unbezwingliche Sehnsucht bemeistert sich seiner. Er laßt die Leute mit dem Gepäck kehrtmachen und tritt den Rückweg nach Frankfurt an. Damals ist, wie er erzählt, das Gedicht entstanden.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlangerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Taler und Walder wallen!
Ach! Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefangnisses Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört

Goethe verlegt diese Verse in jene Tage, die Kritik dagegen glaubt sie in spätere Zeit setzen zu müssen, wo Goethe, für immer von Lili getrennt, in Thüringen ihrer noch gedachte und seiner Sehnsucht so Worte gab. Ich glaube selbst, daß die Sache sich so verhält und daß die Erinnerung ihn getauscht hat. So wenig vermochte selbst ein Mann wie Goethe, der über seine Erlebnisse beinahe Buch zu führen gewohnt war, vom Vergangenen genaue Rechenschaft abzulegen, denn nichts notigte, der literarischen Abrundung wegen, etwa das Entstehungsdatum des kleinen Gedichtes umzuändern.

Vor Ende Juli traf Goethe zu Hause wieder ein. Lili war nicht da, sie hielt sich bei Verwandten in Offenbach auf. Seine Leidenschaft für sie erwachte mit der alten Lebendigkeit. Seine Briefe aus diesen Tagen lassen erkennen, wie glücklich er sich fühlt, in die alte geliebte Sklaverei wieder eintreten zu dürfen. Ein Brief an Lavater, Mitte August geschrieben, bringt uns die Gestalt des schönen Mädchens so recht anschaulich vor die Augen. „Gestern waren wir“, schreibt er, „ausgeritten. Lili, d’Orville und ich, Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferd sehn.“ Lili war nicht bloß schön, sie war gewandt, sie war reizend, sie war — ich bitte das Wort nicht falsch zu nehmen — elegant. Auch

Goethe war das. Er verwandte Sorgfalt auf seine Erscheinung und kleidete sich kostbar. Er gab mehr Geld damals aus, als sein Vater ihm zur Verfügung stellte oder seine Schriftstellerei ihm einbrachte, und wir sehen ihn bei guten Freunden, bei Jacobi, Frau von Laroche und andern Anlehen aufnehmen. Und so, da er für sich selber Sinn dafür hatte, wußte er auch an andern den harmonischen Glanz der äußeren Erscheinung wohl zu schätzen, und Lili, die sich ungezwungen als große Dame bewegte, verlor dadurch gewiß nicht in seinen Augen.

Und doch heißt es am Ende dieses Briefes an Lavater unerwarteterweise wieder, er möge ihm näher angeben, von welchen Dingen er wünsche, daß er sie in Italien sähe. In einem Winkel seiner Seele also doch die Reise! Auch dauerte es nicht lange, und der Umschwung war wieder eingetreten. Es kamen eine Reihe von Mißverständnissen, an denen Lili und Goethe nicht allein die Schuld trugen. Es waren Leute in ihrer Familie, die die Heirat nicht wollten. Goethe spricht in „Dichtung und Wahrheit“ nicht alles aus, in der Unterhaltung mit Sulpiz Boisserée, 40 Jahre später, ist er deutlicher. Heute wissen wir, daß Lilis Mutter dagegen war.

Lili wollte offenbar nicht diejenige sein, welche verlassen wird, konnte sich aber auch nicht entschließen, die zu sein, welche zuerst zurücktrat. Goethe sagt, sie habe ihm einmal den Vorschlag gemacht, alle Verhältnisse, die hindernd und störend zwischen sie traten, abzuwerfen, nach Amerika zu gehen und dort nur sich zu leben. Goethe aber konnte den Entschluß nicht billigen, und es scheint, als sei der Gedanke auch bei Lili nur, wie Bancroft sagt, zufällig wie eine Wolke über einen Garten gezogen. Die Art, wie sie endlich auseinanderkamen, bildet einen fast prosaischen Abschluß.

Alljährlich war in Frankfurt die Messe das große Ereignis. Eine Menge Bekannte strömten von allen Seiten zu, und in den Familien ging es bewegt und hoch her. Hier ließ Lili sich die zärtliche Zutunlichkeit vieler jungerer und älterer

Hausfreunde und Verwandten in einer Weise gefallen, welche Goethe unertraglich wurde. Er sprach sich entschieden darüber aus, und sie trennten sich, ohne allzuviel Tränen, scheint es.

Goethe fühlte, daß mit diesem Bruche Frankfurt überhaupt kein Boden mehr für ihn sei. Die Stadt war „wie mit Besen für ihn gekehrt“. Er mußte und wollte fort von da. Am nächsten lag es, nach Italien zu gehen, als, wie vom Schicksal vorbereitet, plötzlich ein anderes Verhältnis eine ungeahnte Wendung nahm und ihn eine andere Richtung einschlagen ließ.

Kurz nach Klopstock waren die beiden weimarischen Prinzen, der ältere, Karl August, mit dem Grafen Görtz als Gouverneur, der jüngere, Konstantin, mit dem ehemals preußischen Offizier von Knebel, bei Goethe erschienen. Sie blieben nur ein paar Tage, man verstand sich sogleich und fand Gefallen aneinander. Knebel besonders, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, den Goethe, als er zum ersten Male in der Dämmerung in sein Zimmer getreten war, der Gestalt nach für Jacobi gehalten hatte (und dem sein begeistertes hingebendes Wesen in der Jugend ebenso zum Vorteil gereichte, als es ihm im Alter im Wege stand) war Goethes Freund geworden. Als die Prinzen nach Mainz weitergingen, blieb er bei Goethe zurück, um mit diesem dann nachzukommen. In Mainz begann der Verkehr mit den Prinzen von neuem, auf der Reise in die Schweiz war Goethe ihnen dann in Karlsruhe wieder begegnet, Karl August als deklariertem Verlobten der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. Goethe trat den Prinzen jetzt näher, und es entspinnt sich ein Briefwechsel mit Knebel, durch den eine dauernde, lebhaftere Verbindung mit Weimar unterhalten ward. Dann hatte Karl August am 3. September 1775 an Stelle seiner Mutter, der verwitweten Herzogin Amalia, die Regierung selbst übernommen und sich nach Karlsruhe aufgemacht, wo seine Vermählung gefeiert

wurde. Auf der Hin- und Rückreise sah er Goethe wieder, und als er Mitte Oktober mit seiner jungen Frau in Frankfurt auf einen Tag haltmachte, wurde ein Besuch in Weimar verabredet. Ein aus Karlsruhe nachkommender Kammerjunker des Herzogs sollte Goethe in seinem Wagen aufnehmen. Tag und Stunde waren bestimmt, und von Goethe wird alles für die Abreise fertig gemacht.

Noch einmal scheint die Sache nun aber in Frage gestellt zu werden. Der Wagen bleibt aus. Tag auf Tag wird vergebens gewartet, und auch keine Briefe erscheinen, die die Sache aufzuklären. Es sah aus, als sei man anderen Sinnes geworden und habe es für das kürzeste Mittel gehalten, sich von dem Frankfurter Advokaten loszumachen, daß man ihn einfach sitzen ließe. Weniger Goethe selber als sein Vater, der einmal mit Fürstlichkeiten nichts zu tun haben mochte, vertrat diese Auffassung. Der alte Herr wollte seinen Sohn nicht aus Frankfurt fortgeben, und es scheint ihm, nun aus der Heirat nichts ward, eine Ahnung aufgestiegen zu sein, als handle es sich mit Weimar vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Schon von Kestners waren Versuche gemacht worden, Goethe in fremde Dienste zu bringen. Diesmal schien der Vater recht behalten zu sollen. Goethe, schnell entschlossen, entscheidet sich für Italien, und am 30. Oktober macht er sich auf den Weg. Jetzt schreibt er an niemand mehr, auch an Auguste Stolberg nicht, sondern vertraut sich einfach seinem Tagebuch an. Die wenigen Blätter, welche seine Fahrt nach Heidelberg schildern, sind schöner, als Briefe gewesen waren. In Heidelberg aber hört er unter seinem Fenster plötzlich einen Postillon blasen, eine aus Frankfurt ihm nachgesandte Stafette. Goethe kehrt Italien abermals den Rücken, und den 7. November 1775 trifft er in Weimar ein.

Am letzten Abend vor seiner Abreise war er noch einmal durch die dunkeln Straßen Frankfurts gegangen und an Lilis Hause vorbeigekommen. Die Wohnzimmer lagen zu

ebener Erde Er sah durch die herabgelassenen Rouleaux, wie Lili sich zum Klavier begab, wie die Lichter dahin getragen wurden, und dann mußte er ihre Stimme hören, wie sie sein Lied sang „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ Goethe sagt, in diesem Augenblicke habe er die ganze Kraft seines Charakters zusammennehmen müssen, um nicht zu ihr hineinzugehen

Es hat diese Anhänglichkeit seines Herzens an ein Wesen, von dessen eigenem Herzen eigentlich niemals die Rede ist, etwas Auffallendes Lilis Eigenschaften, wenn wir in die Tiefe gehen, finden in einer gewissen Energie, mit der sie Goethe nicht loslassen will, ihren Abschluß Tiefer kommen wir überhaupt nicht Nichts von Friederikens zartem Gemut, der die Trennung einen todlichen Stoß versetzt, nichts von Lottens allen Eindrücken offener Seele, sondern ein frisches, lebendiges, aber etwas kühles Weltverständnis, zugleich aber, wo das Wort einmal gegeben war, eine solide burgerliche Anhänglichkeit, die sich vielleicht als Treue geben durfte Gerade dieser Gegensatz erklärt das Verhältnis Lilis Widerstand, ihre ungebrochene Selbständigkeit ubten einen gewaltigen Reiz auf Goethe aus Obgleich er sie zu verlassen schien, konnte er sich sagen, daß es Lili war, die ihn verlassen hatte Zugleich aber mußte er hierin die letzte Rechtfertigung des Schrittes sehen, den er tat Doch hat er sie nicht so bald vergessen Schon jenes Gedicht an das goldne Herz, wenn es wirklich, statt in der Schweiz, erst in Thüringen entstand, erinnert daran Noch deutlicher spricht ein anderes, mit dem er die im Druck erschienene „Stella“ zu Anfang des nächsten Jahres von Weimar an Lili sandte

Im holden Tal, auf schneebedeckten Hohen,
 War stets dein Bild mir nah,
 Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
 Im Herzen war mir's da

Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Am schönsten hat er Lili ihm immer wieder in der Seele
auftauchendes Bild in dem im Januar schon geschriebenen
„Nachtliede des Jägers“ gefeiert

Im Felde schleich ich still und wild .

Jetzt, wo nur die Erinnerung sie ihm darstellt, ward er sich
bewußt, was er an ihr gehabt hatte und was sie ihm hätte
sein können. Lili's kindliche Natur entschuldigte die leichte
Art, mit der sie ihn endlich aufgegeben hatte. Es war
möglich, daß Goethe erst dann sich entschloß, in Weimar
zu bleiben, als die letzte Aussicht auf eine Versöhnung mit
Lili verschwunden war.

In schöner Weise sehen wir nun aber das Schicksal dafür
Sorge tragen, daß lange Jahre, nachdem diese Ereignisse
Goethes Herzen so viel zu schaffen gemacht, Lili's Bild zum
allerletzten Male vor ihm erschien und daß sie und er selbst
neben ihr eine Art Verklärung empfangen.

Lili hatte drei Jahre nach ihrer Trennung von Goethe
einen elsassischen Baron von Türkheim geheiratet, und
Goethe sie, als er im Jahre 1779 in Straßburg durchkam,
mit ihrem ersten Kinde gefunden, sie dann aber nie wieder-
gesehen. Als die Französische Revolution ausbrach, flüch-
teten Türkheims und gelangten so im Jahre 1794 oder
1795 nach Erlangen, wo Lili mit einer jungen Gräfin Egloff-
stein vertraut wurde, einer Weimarerin, welche, obgleich
mit Goethe bekannt, nicht ahnte, daß eine Lili lebe und
daß Frau von Türkheim diese Lili sei. Eines Tages beginnt
diese aber selbst davon zu erzählen, ihr ganzes Leben zu
berichten und nun in einer Weise von Goethes Einfluß auf

sie zu reden, die etwas Ergreifendes hat. Wie sie ihm ihre geistige, ihre moralische Existenz schuldet, als deren Schöpfer sie ihn ansehe, wie er allein in ihrem Verhältnis in ruhrender Weise für sie Sorge getragen, er allein bewirkt habe, daß sie „ohne Schaden ihrer bürgerlichen Ehre“ daraus hervorgegangen sei. Mit einer Ruckhaltlosigkeit, die den inneren Seelendrang bekundet, Goethe nachträglich ihre Dankbarkeit zu beweisen, macht Lili diese Geständnisse nicht für die Gräfin Egloffstein allein, sondern bittet diese am Schluß, alles das Goethe in ihrem Namen wiederzusagen.

Die Gräfin jedoch unterläßt das. Sie sei damals, entschuldigt sie sich, eine zu schüchterne junge Frau gewesen, um den Mut zu haben, Goethe von diesen Dingen zu reden. Später, als sie ihn in älteren Jahren wiedergesehen, habe ihre Taubheit sie verhindert, sich mit ihm mündlich darüber zu vernehmen, endlich in ganz hohem Alter entschließt sie sich zu schreiben. Der Brief ist aus dem Jahre 1830, als Goethe achtzig Jahre zählte und gerade damit beschäftigt war, die letzten Partien von „Dichtung und Wahrheit“ abzuschließen, mit denen er eben Lilis wegen so lange gezögert hatte. Er antwortet ihr: „Nur mit den wenigsten Worten, verehrte Freundin, mein dankbarstes Anerkennen. Ihr teures Blatt mußte ich, mit Ruhrung, an die Lippen drücken. Mehr wußt ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge, zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgendeine ebenso freudige Erquickung werden!“

Die Gräfin beschreibt Frau von Turkheim als eine schlanke Gestalt, mit mildem, schwermutigem Ausdrucke. Auch Lilis Kinder wurden, als sie in Weimar erschienen, auf das freundlichste von Goethe aufgenommen. Als Goethe im Jahre 1815 Boisserée über sein Verhältnis zu Lili erzählte, im Wagen zwischen Heidelberg und Karlsruhe, hoffte er Frau von Turkheim in Karlsruhe wiederzusehen, allein er fand sie nicht.

ZWEITER TEIL
DIE ERSTEN ZEHN JAHRE IN WEIMAR
Dezember 1775 bis August 1786

GOETHE'S EINTRITT IN WEIMAR

Als Goethe nach Weimar ging, konnte er nach Hause nicht wieder zurück. Der Frankfurter Advokat war abgetan. An den Vater wurden einige Monate später, als sich herausstellte, daß Goethe in den sächsischen Staatsdienst treten müsse, Briefe geschrieben, welche scheinbar die Einwilligung verlangten; aber die Antwort hätte ausfallen können, wie sie wollte, Goethe wäre nicht wieder in die alten Verhältnisse zurückgekehrt. Auch sehen wir gleich in den ersten Tagen entschieden, daß er in Weimar bleiben werde, wird auch die Form festgehalten, als handle es sich nur um einen Besuch. Goethe schreibt hinterher, als alles klar und abgemacht war, seiner Mutter einen sehr vernünftigen Brief, worin er ihr die Vorteile der neuen Lage auseinandersetzt und sie aufs Gewissen fragt, was denn geworden wäre, wenn er etwa in Frankfurt hatte bleiben wollen. Auch scheint mit Hilfe der Mutter der Vater das verstanden zu haben und willigte ein, daß sein Sohn weimarischer Legationsrat mit 1200 Talern Gehalt wurde, „weil der Herzog ihn nicht entbehren konnte“.

Goethe war sechsundzwanzig Jahre, als er nach Weimar kam. Um diese Zeit pflegt in der menschlichen Entwicklung ein Umschwung einzutreten: der Trieb aufzunehmen, zu lernen, sich anzuschließen, sich unterzuordnen geht über in das Bedürfnis weiterzugeben, zu lehren, zu befehlen. Goethe besaß nun das, was er sich lange gewünscht hatte: eine Stellung, wo er ganz auf sich angewiesen war. Das Vergan-

gene versinkt und empfängt etwas Traumhaftes, sein Leben beruht auf neuen Grundlagen

Als Goethe 1775 Frankfurt mit Weimar vertauschte, war für ihn der Unterschied ein starkerer, als wenn heute jemand nach Amerika geht, um dort zu bleiben. Entfernungen sind heute fast illusorisch. damals war das kleinste Fortgehen von zu Hause „eine Reise“. Goethe war ein Süddeutscher, vielmehr ein Südwestdeutscher. der Rhein sein Heimatstrom, überall, wo er gewesen, flossen die Wasser dem Rheine zu. Die kurze Episode in Leipzig kann kaum gerechnet werden, denn da war nicht ein einziger Faden angesponnen worden, der gehalten hatte. Das rheinische Leben war ein rasches, bewegtes Leben auf der Straße oder doch außer dem Hause. Das Land war reich und üppig. Jahre, in denen nicht ein gewisser Überfluß herrschte, wurden unter die schlechten Jahre gerechnet. Reicher unabhängiger Adel, reiche Kaufleute, reiche Landleute gaben den Ton an.

Mitteldeutschland dagegen und Thuringen waren dürtiger, man lebte im Hause und behalf sich. Man hatte da nicht seinen eignen Wein im Keller, es wurde Bier getrunken. Sparsam gleichmäßig und still lebende Beamte gaben den Ton an, und die Jahre waren schon gute, die nicht geradezu schlechte waren.

Im 18. Jahrhundert bot sich das fließende, schiffetragende Wasser der rheinischen Lande noch in ganz anderem Maße als heute zum belebenden Verkehrsmittel. Frankfurt war, das Zentrum einer unablässig zu- und abstromenden Bewegung, Weimar dagegen ein kleines, armes Städtchen, abseits vom Wege. Erfurt erhob sich daneben als eine große Stadt, gegen die Weimar nicht aufkam. Die Frankfurter Häuser waren Paläste gegen die Weimarer Häuschen. Goethe war an belebte Straßen, an Drängen und Treiben gewöhnt. hier fand er nur sparsames Hin- und Hergehen, wo es niemandem darauf ankam, ob er schneller oder lang-

samer vorwärts came Den jammerlichen Eindruck, den die Stadt damals machte, die mit Mauern und Graben und einem eben abgebrannten alten Schlosse in kahler Umgebung lag, finden wir oft hervorgehoben

Zu diesen Äußerlichkeiten aber gesellten sich noch weit wichtigere innere Unterschiede

Goethe war in Frankfurt der Sohn eines der ersten Häuser. Die Familie gehörte nicht zu den vornehmsten Patriziergeschlechtern der Stadt, aber wenn das auch bei Goethes Vater noch hervortreten konnte, Goethe selber, der Sohn, hatte diesen Mangel gänzlich in Vergessenheit gebracht. Der junge Goethe war etwas wie ein Prinz unter den andern jungen Leuten Elegant, überall dabei, ein Advokat, der sich etwas herausnehmen durfte, eine anerkannte literarische Macht. Mit seiner eignen, vorwärtstrebenden Unruhe stand er in lauter festen, wohlgefügt, ihm durchaus bekannten und geläufigen Verhältnissen Jetzt war er in eine unsichere Lage versetzt worden, die er sich aus eignen Energie erst neu schaffen und befestigen mußte, war in die Mitte eines hochmutigen, nur an den Verkehr im eignen Kreise gewohnten Adels gestellt, von dem sich die Bürgerlichen auch ihrerseits, ohne Haß, aber mit Entschiedenheit, abgeschlossen hielten: in die bürgerliche Ressource in Weimar durfte kein Adliger aufgenommen werden Die Stellung und Stimmung des thüringischen Adels wurde dadurch verschärft, daß er des Geldes wegen auf den Staatsdienst und die Stellen bei Hofe angewiesen war.

Goethe, dessen Umgang dieser Adel von nun an sein sollte, welcher ihn als „Genie“ und als Vertrauten des Herzogs gelten lassen mußte, ohne ihn jedoch zu sich zu rechnen, sah sich in eine nicht leichte Position gebracht „Unter meinen Jugendfreunden befand sich kein Edelmann“, erzählt er selber. Nun war er mitten in diese Gesellschaft hineinversetzt als Freund, Gewissensrat, Minister und Erzieher eines Souveräns von noch nicht zwanzig Jahren Er kannte die

weimarischen Verhältnisse nicht. Er hatte keine Vorschule für befehlende praktische Tätigkeit durchgemacht, noch weniger wußte er zu gehorchen, und beides war fortan seine Aufgabe.

Dagegen kam ihm freilich der Leichtsinns der Jugend zugute, welche sich durch Schwierigkeiten nicht erschrecken läßt, die sie nicht aus Erfahrung kennt. Ein ungemeines Selbstgefühl belebte ihn. Er traute sich zu, durchzuführen, was er einmal angriffe. Er sah auf die ganze Wirtschaft in gewissem Sinne herab, er wußte, daß er jeden Moment seine Zelte wieder abbrechen und nach Italien oder sonstwohin gehen könne. Er besaß das unbeschränkte Vertrauen des Herzogs und stand als alter Darmstadter der Herzogin besonders nahe, die, gleich ihm, aus Süddeutschland nach Thüringen neu versetzt worden war. Goethe gehörte von Anfang an zum nächsten Umgang der herzoglichen Familie und war als Familienrat hier bald unentbehrlich. Besiegelt wurde dieses Verhältnis durch die Gunst der Herzogin-Mutter. Diese Frau war die Seele des Weimarer Lebens. Eine ausgezeichnete Fürstin. Die Nichte Friedrichs des Großen.

Anna Amalias Gatte, der Vater Karl Augusts, Ernst August Konstantin, war als eine Waise unter gothaischer Vormundschaft in Gotha erzogen worden. Die Gräfin Egloffstein deutet, in einem erhaltenen Bericht über die Jugend der Herzogin Anna Amalia, die in Gotha vorhandene Absicht an, den Prinzen zu ruinieren, um ihn zu beerben. Er war schwachlich, das benutzte man als Vorwand. Alle Weimarer werden von ihm entfernt gehalten. Er darf das Zimmer nicht verlassen, man verstattet ihm die notwendige Bewegung nicht, man gibt ihm eine Art von Hofnarren zur Gesellschaft. Durch diesen Menschen jedoch setzt sich der Prinz dennoch insgeheim mit den Weimarer Beamten ins Einvernehmen. Von dort aus werden ganz in der Stille Schritte in Wien getan, um seine Großjährigkeitserklärung



Herzogin Anna Amalia

im achtzehnten Jahre durchzusetzen. Ebenso wird im geheimen mit Braunschweig wegen der Heirat mit einer dortigen Prinzessin verhandelt. Auf beiden Seiten setzt man die Sache durch und kommt plötzlich damit zum Vorschein. Der Prinz, befreit von seiner Gothaer Haft, wird 1755 für majorenn erklärt und 1756 mit der siebzehnjährigen Anna Amalia verheiratet. Im nächsten Jahre kommt Karl August zur Welt, und abermals im nächsten Jahre stirbt der Herzog. Anna Amalia, noch nicht zwanzig, bleibt mit dem kleinen Prinzen, guter Hoffnung mit dem zweiten Kinde, allein zurück, durch das Testament des Herzogs zum einzigen Vormunde der Kinder und zur Regentin erklärt. Das war 1758. (Erinnern wir uns daran, daß der Siebenjährige Krieg zwischen 1756 und 1763 geführt wurde und daß die Herzogin eine Nichte Friedrichs des Großen war.) Sie hatte im ersten Augenblicke niemanden, auf den sie sich verlassen konnte, aber sie war entschlossen, ihr Amt durchzuführen, und es ist ihr gelungen.

Bewunderungswürdig, mit welchem Scharfblick Anna Amalia die Manner herauskennt, deren sie bedurfte, wie sie sie zu gebrauchen weiß, und wie sie, hilflos zwischen der Politik von Dresden, Wien und Berlin mitteninne stehend, ihr kleines Schiff zu steuern weiß.

Dabei hatte sie zwei Söhne zu erziehen, deren Charaktere zu formen keine leichte Aufgabe war. Der jüngere Prinz Konstantin kommt für uns hier nicht in Betracht. Er war die schwachere, weichere Natur und hat immer nur Verlegenheiten, nicht eigentliche Schwierigkeiten bereitet. Karl August dagegen war von harterem Stoffe. Es lag etwas Unbandiges in ihm, eine gewisse Wildheit, die zuweilen von denen, die ihm nahe standen, Roheit genannt wurde, hervorgerufen und getragen durch eine gewaltige physische Kraft, im Schach gehalten aber durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Ohne Goethes Freundschaft wurde nicht so viel Licht auf ihn fallen, wir

wurden nicht so genau wissen, wie sein Charakter sich bildete. So aber verfolgen wir seine Entwicklung wie die Goethes selber, und sie erträgt die Helligkeit wohl, die uns, wenn auch nicht in alles, so doch in vieles hineinschauen läßt.

Wir sehen, wie diese kraftvolle Natur sich früh als künftiger Fürst fühlen lernte, und wie die Energie der Mutter dem Trotze des Sohnes entgegentreten mußte, welcher Kämpfe es auf beiden Seiten erst bedurfte, bis die Herzogin, welche die Zügel zu halten gewohnt war, und ihr Sohn, dessen Hände sie früh zu fassen wünschten, jedes die richtige Stellung gefunden. Endlich war die Großjährigkeit erreicht, die einen Abschluß dieser schwankenden Lage brachte. Eine gute Heirat hatte dem Werke die Krone aufgesetzt. Die Herzogin-Mutter zog sich ins Privatleben zurück. Diese Frau war die erste in Weimar, welche erkannte, daß des Herzogs Wahl, Goethe an seine Person zu fesseln, eine glückliche sei. Sofort tritt sie für Goethe ein, und ihr darf wohl zumeist beigemessen werden, daß Goethe in Weimar geblieben ist.

Der Herzogin Anna Amalia war in all ihren Unternehmungen zustatten gekommen, daß sie neben männlicher Festigkeit und Nüchternheit in geschäftlichen Dingen die angenehmste Leichtigkeit im geselligen Verkehre besaß. Sie war gutmutig, trug den besten Willen entgegen, hatte Freude am Leben und hegte das herzlichste freie Wohlwollen, das, wenn es nicht mit Schwäche gepaart ist, die Menschen sofort gewinnt und an untrüglichen Zeichen sogleich erkannt werden kann. Diese Herzenswärme vermag niemand zu heucheln.

Sie war feingebildet und wußte mit Gelehrten und Künstlern umzugehen. Sie zeichnete selbst, sie komponierte, sie liebte das Theater, sie bedurfte einer unbefangenen, heiteren Umgebung. Endlich, sie war noch jung. Die Herzogin zählte erst sechs- bis siebenunddreißig Jahre, als sie, wie

eine Witwe, die nun nichts mehr zu tun hat, sich auf ihr Altenteil setzte. Sie besaß ihre volle Energie und wußte sich auch jetzt noch zu tun zu machen.

Es gibt viele und gute Porträts von ihr. Sie hatte ausdrucksvolle lebendige Züge. Ihr Auge erinnert an das Friedrichs des Großen, dem sie in alteren Jahren, wie eine Büste aus dieser Zeit erkennen läßt, auch in den Zügen immer ähnlicher geworden ist. Friedrichs Augen werden einmal mit zwei durchbohrenden Lichtern verglichen, die ihrigen mögen etwas davon gehabt haben. Wie Goethes Augen blickten und leuchteten, ist oft genug bemerkt und beschrieben worden. Wenn zwei solche Naturen sich begegneten, konnten sie sich über einander nicht tauschen. Goethe war der Rechte!

Sehen wir nun, welche außerordentlichen Vorteile Goethe wiederum mitbrachte, um diese Entscheidung der Herzogin für ihn hervorzurufen.

Goethe war neu in Weimar, keine Erinnerung an vergangene Mißhelligkeiten, von denen die Regentschaft der Herzogin erfüllt gewesen war, knüpfte sich an seine Person. Er war jung, wenn ein junger Fürst von achtzehn einem Freunde folgen sollte, mußte auch der jung sein. Er besaß den geistigen Horizont, der Karl August imponierte, denn er stak nicht nur völlig in den Ideen des neuesten Tages, sondern er sah noch über sie hinaus. Und dazu, er war gesund, kraftvoll, lebenslustig und unbekummert wie der Herzog selber. Wen hätte man Besseres finden können, Karl August zu imponieren, sich an ihn zu attachieren und ihn zu leiten, ohne daß er es merkte?

Sagte dies der Herzogin ihr natürlicher Takt, so bestärkte sie darin jemand, der ihr Vertrauen besaß und den sie, was das Literarische anlangte, als Autorität ansah. Wieland. Wieland wurde von Goethe in Weimar vorgefunden. Er hatte als alter zukünftiger Dichter und Schriftsteller in Deutschland eine angesehene Stellung inne und saß, be-

reits drei Jahre fruher nach Weimar berufen, dort fest und sicher Auch er wurde von Goethe jetzt mit Sturm genommen

Wieland darf in jeder deutschen Literaturgeschichte viel Raum beanspruchen Er hat großen Einfluß gehabt, und wenn er auch heute nicht mehr gelesen wird, so ist er seinerzeit dennoch einer der mächtigsten und fruchtbarsten Schriftsteller gewesen Neben Klopstock, Lessing und Herder bildete er die vierte literarische Großmacht in Deutschland Daß sich Goethe anfangs gegen ihn aufgelehnt hatte, verstand sich von selbst, und ebenso, daß Wieland dadurch beleidigt worden war Desto überraschender deshalb und desto vollständiger, als sie in Weimar zusammentraten, die nun stattfindende Überrumpelung, desto ruckhaltloser nun auch die Unterwerfung Wielands unter Goethe

Derselbe Taumel, in den wir Wieland verfallen sehen, bemächtigte sich der gesamten Weimarer Gesellschaft, als Goethe, der Dichter des „Gotz“ und des „Werther“, auf kurzen Besuch, wie man wahrnte, dort eingetroffen war Er wurde wie der Adam einer neuen geistigen Weltordnung begrüßt, auf die man in Weimar, wie überall, so sehnlich hoffte Der erste Winter stand bevor, an dem der junge Hof mit Festlichkeiten debutieren wurde Rauschende Vergnugungen, sehr unschuldig an sich, aber die Köpfe der Menschen und ihre Tage und Nächte völlig ausfüllend, werden ins Werk gesetzt Zugleich jedoch beginnt in dem Maß, als offenbar wird, daß es bei Goethes Anwesenheit auf mehr als bloßen Besuch abgesehen war, das ingrimmige Gefühl derer zu wachsen, welche zu alt waren, um sich durch dergleichen amüsieren zu lassen, wohl aber wußten, daß schließlich doch nur aus voller Sachkenntnis heraus regiert und nüchtern gewirtschaftet werden könne, die den bisherigen Zustand mit Muhe geschaffen und aufrechterhalten und das Geld, das jetzt flott ausgegeben wurde, muh-

sam bei Pfennigen gespart hatten. Sie wußten, eines Tages werde man sich wieder an sie wenden müssen. So haben wir die Dinge zu nehmen, nicht nur um das Widerstreben des Herrn von Fritsch zu verstehen, des Ministers, auf dem bis zur Mundigkeitserklärung alles beruht hatte, sondern auch um die Meisterschaft Goethes zu würdigen, welcher den durch die Verhältnisse tief gekrankten Mann dem Herzoge, dem Lande und sich selbst zu erhalten verstand. In diesen Verhandlungen lernen wir Goethe als einen vorsichtigen Diplomaten kennen, wir sehen den Herzog sich ebenso würdig als in echt fürstlicher Weise nachgiebig zeigen und gewahren mit einer Art Genugthuung, wie es zuletzt, als niemand mehr aus und ein weiß, Anna Amalias bedurfte, um das rechte Wort zu finden, das Fritsch zum Bleiben bewog. Die Briefe, in denen diese Dinge zum Austrag kommen, haben etwas Ergreifendes. Alle vier Charaktere zeigen sich rückhaltslos und machen die höchsten geistigen Anstrengungen, deren sie fähig sind. Der Kampf, in den man sich eingelassen hatte, mußte jedem klarmachen, mit wem er es zu tun habe. Und indem Fritsch sich endlich mit Vertrauen erfüllen und zu bleiben bewegen läßt, stellt er dadurch nicht nur Goethe, neben dem er von nun an weiter dienen will, zu dessen eigner Genugthuung das glänzendste Zeugnis aus, sondern gibt zugleich dem Herzog und seiner Mutter zu erkennen, daß sie in der Wahl dieses neuen Freundes nicht fehlgegriffen hätten.

Dieses Nachgeben eines Mannes, den keine äußeren Rücksichten bewegten und der auf das gewissenhafteste mit sich zu Räte ging, soll uns für die Beurteilung Goethes und des Herzogs aber noch weitere Dienste leisten.

In demselben Mai 1776, in welchem diese Verhältnisse zum Ausgleich gebracht wurden, langte bei Goethe das berühmte gewordene Schreiben Klopstocks an, der in Hamburg von Hörensagen Ungeheuerlichkeiten über die Weimarer Wirtschaft vernommen hatte. Goethe war in Klopstocks Augen

jetzt ein Mensch, durch den ein junger, zu Tugend und Volkerglück bestimmter Fürst auf den Weg des Lasters geführt wurde. Wir müssen bedenken, um wie ernste Dinge es sich für Goethe damals in Weimar handelte, um völlig zu begreifen, daß er dem ehrwürdigen Hamburger Onkel in einer Weise antwortete, welche rücksichtslos klingt, denn bei allem, was Klopstocks Brief Scharfes enthält, leuchtet die innere Besorgtheit um das Seelenheil des Herzogs und Goethes durch, zweier junger Leute von großen Hoffnungen, auf die moralisch einzureden er sich wohl gestatten durfte. Goethe weist Klopstock trocken oder sagen wir grob ab. Zugleich aber gibt er doch die nötigen Aufklärungen, wenn auch nicht nach dieser Seite.

Die Gebrüder Stolberg waren an der Sache schuld gewesen. Man wollte sie in Weimar zu Kammerherren machen, alles war fest verabredet, als Klopstock, auf Gerüchte der Schwelgerei in Weimar hin, wo man Kognak aus Biergläsern trank und der Herzog und Goethe gemeinschaftlich dieselbe Matresse hatten usw., sein Veto einlegte und jenen Brief schrieb.

Goethe wendet sich jetzt einmal wieder an seine vertraute Freundin „Gustchen“. Der Inhalt seines langen Briefes ist ein Bericht, was einige Tage lang in Weimar damals so etwa vorzufallen pflegte, mit welchen Gedanken er morgens aufgestanden sei, wohin er gegangen sei, was er getan, gedacht, empfunden habe. Ganz wie aus den Zeiten, als er ihr von Lili schrieb. Dieser Brief gibt einen Einblick in die damalige Weimarer Existenz, der wie ein Sonnenblick über die ganze Zeit fällt, und neben dem Verwirrten, Gehetzten, Unruhvollen das stille, einfache, ländliche Leben hervortreten läßt. Übrigens erklärte der eine Stolberg, auch wenn er Weimar aufgab, Klopstock sogleich auf das entschiedenste, daß er die über Goethe und den Herzog verbreiteten Gerüchte für Geschwätz halte.

Indessen nicht aus diesem Briefe allein lernen wir, wie es am Hofe zu Weimar zugeing mit Goethes Eintritt in die neue Heimat bildete sich dort ein neues Herzensverhältnis, das ihn Jahr auf Jahr und beinahe Tag auf Tag zu Mittheilungen über sein Tun und Denken brachte, die einzig in ihrer Art sind.

„Dichtung und Wahrheit“ schließt ab mit Goethes Eintritt in Weimar. Die Fortsetzung seiner Selbstbiographie hat er in jährlichen summarischen Berichten gegeben, deren Abfassung von der in „Dichtung und Wahrheit“ festgehaltenen sehr abweicht. Es sind gleichsam nur Inhaltsangaben dessen, was an Ereignissen und Menschen und Tätigkeit absolviert wurde. An Material fehlt es nun nicht für die weitere Darstellung dieser Jahre, im Gegenteil, die Dokumente jeder Art mehren sich so, daß die Fülle immer nur größer wird, unersetzlich aber bleibt Goethes eigne Erzählung im alten Tone, weil nichts für den nun anhebenden Mangel desjenigen Elementes eintreten kann, das Goethe selbst neben der „Wahrheit“ mit „Dichtung“ bezeichnet. In jedes Menschen Erinnerung bildet sich der Mythos des eignen Lebens. Nur vor dem nach innen gewandten Blicke runden sich unsere Erlebnisse zu den großen Massen, die ihre besonderen Umriss und Färbung haben. Die Proportion dieser Massen zueinander kann fremde Beobachtung nicht feststellen. Und so, da Goethe die Geheimnisse seines Lebens von nun an nicht mehr im Zusammenhange verraten hat, gehen wir nicht mehr mit der Sicherheit weiter, wie wir bisher durften.

Es beginnt mit seiner Übernahme der neuen Stellung in Weimar die Epoche der „Zehn Jahre“, welche mit der Reise nach Italien ihren Abschluß findet und als deren vornehmstes Kennzeichen wir den unerwarteten Umschwung hin-

stellen, der mit Goethe als literarischer Persönlichkeit eintrat

Wir haben gesehen, wie Goethe von Jahr zu Jahr seinem Ideale mehr entgegenkam frei von bürgerlichen Pflichten nur der Dichtung zu leben, und wir gewahren nun mit dem Beginn der Weimarer Zeit eine Änderung seiner Grundsätze in dieser Beziehung und eine Umwandlung seiner Gewohnheiten, die in Erstaunen setzt Goethe bricht in der bisherigen literarischen Tätigkeit kurz ab Er gibt den alten Kreis seiner Frankfurter, Darmstadter und rheinischen Freunde als natürliches Publikum, für das er arbeitete, auf; weder als Dichter noch als Kritiker bleibt er mit ihnen im Zusammenhang, er verzichtet überhaupt auf alle dichterische und schriftstellerische Tätigkeit in erster Linie Der Ruhm, zu den jungen Dichtern zu gehören, auf die man in Deutschland Hoffnungen setzte, reizt ihn nicht mehr Wenn wir in den Bibliographien ansehen, was Goethe von 1776 bis 1786 an Dichtungen und anderen Arbeiten veröffentlicht hat, so bemerken wir, wie die Jahreskolumnen immer enger werden und weniger enthalten Goethe zieht sich während dieser ersten zehn Jahre in seine amtliche Tätigkeit völlig zurück, opfert ihr seine beste Kraft und erfüllt die übernommenen Pflichten mit einer Ausdauer, die wir um so mehr bewundern, als wir zu ermessen umstände sind, wie sehr er die Last dieser Bemühungen und zugleich ihre Fruchtlosigkeit bald zu empfinden begann. Das ist der Inhalt der Epoche, die jetzt beginnt, über die wir in Einzelheiten so genau unterrichtet sind, daß wir fast von Tag zu Tag den materiellen Inhalt von Goethes Tun und Lassen bestimmen können Auf das intimste wissen wir in Dingen Bescheid, von denen gewiß seinerzeit niemand glaubte, daß ihr Zusammenhang nach so vielen Jahren mit so haarspaltender Genauigkeit festgestellt werden würde, und dennoch alle diese Notizen ersetzen den Einblick in den eigentlichen Zusammenhang der Ereignisse nicht, den

Goethe in vielen Fällen verschweigen wollte und den keine Kritik wieder zum Vorschein bringen kann. Dadurch eben ist es gekommen, daß wir mitten im Übermaß unserer Kenntnis bei jedem neuen Zuwachse nur um so schmerzlicher die formende Hand des Mannes selber vermissen, der von jetzt ab die Bausteine seines Lebens nicht mehr zu einer klaren Architektur zusammenfügt, wie er bis dahin getan hat.

Indessen je weiter der Mensch in den Jahren fortschreitet, je zerzauster sind seine Tage. Goethe selber mußten seine Erlebnisse immer weniger zusammenhangend erscheinen und das Ziel immer ratselhafter, dem er zusteuerte. Er fühlte wohl — abgesehen von äußeren Rücksichten, die ihn zu schweigen zwangen —, daß nur die Jugend sich in unserer Erinnerung in ein Märchen umwandle und daß die späteren Jahre weniger dazu gemacht seien. Suchen wir, so gut wir können, das Besondere nun zum Allgemeinen zusammenzufassen. Die „Zehn Jahre“, von denen ich jetzt als geschlossener Epoche rede, sind keine Erfindung der beobachtenden Kritik. Goethe selber spricht von ihnen als einem Ganzen, indem er sie auch seine „zweite Schriftstellerepoche“ nennt. Auch stechen sie so sehr von der vorhergehenden wie der folgenden Zeit ab, daß von diesen Jahren als einer besonderen Zeit zu reden geboten ist.

Am offenbarsten aber tritt Goethe uns während ihrer Dauer in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein entgegen, die ihn so ganz an sich kettete, daß es fast den Anschein gewinnt, als habe diese Frau ihn festgehalten, wie Ulysses von Kalypso gehalten wurde.

Goethes leidenschaftliche Verhältnisse vor seiner Weimarer Zeit haben etwas Gemeinsames. Goethe selbst und alleinzig ist es da immer, der seinen Geliebten die Macht schenkt, ihn zu entzücken. In einem indischen Märchen wird erzählt, daß die Berührung durch die Hand eines jungen Mädchens Baume zum Blühen bringt. Goethe begegnet einer ein-

fachen und lieblichen Erscheinung, sein Herz bedarf gerade einer Göttin, das ganze Feuer seiner eignen Natur strahlt ihn jetzt aus den Blicken dieses Mädchens wieder an, dessen Augen, und waren sie noch so schön, ohne Goethe selber niemals so viel leuchtende Kraft besessen hatten jedesmal wiederholt sich dann derselbe natürliche Prozeß nach einer kurzen Zeit der Blüte tritt Stillstand ein, dann Mattwerden, dann Verwelken, und endlich ist alles vorüber und nur die Frage bleibt Wie war das ganze Erlebnis möglich gewesen? Auch mit Lili erging es ihm nicht anders, und daß diese ein bißchen kluger gewesen war als Lotte und Friederike und die übrigen, die ich gar nicht genannt habe, ändert nicht viel. In Frau von Stein aber begegnete Goethe zum ersten Male einer Kraft, die ihr eignes Feuer besaß.

Die Briefe Goethes an Charlotte von Stein bilden eines der schönsten und rührendsten Denkmale, welches die gesamte Literatur besitzt. Man wird diese Blätter lesen und kommentieren, so lange unsere heutige deutsche Sprache verstanden werden wird Aus diesen Briefen nicht nur, sondern aus einer ungemeinen Fülle von Material jeder Art sind wir über Frau von Steins Charakter sowie über ihren und ihrer weitverzweigten Familie Verkehr mit Goethe unterrichtet Auf alle diese Akten hin aber ist es meiner Ansicht nach nicht möglich, Goethes und Frau von Steins Verhältnis anders zu charakterisieren, als daß wir es eine hingebende Freundschaft edelster Art nennen

Wir sehen eine etwas kuhl angelegte Frau, die von Jugend auf daran gewöhnt ist, sich genaue Rechenschaft über ihr Leben abzulegen.

Diese Frau ist verheiratet und Mutter von vielen Kindern. Sie lebt in keiner Weise von ihrem Manne getrennt, den sie zwar niemals leidenschaftlich geliebt hat, allein von dem sie gut behandelt wird und mit dem sie in jeder Richtung stets im besten Einvernehmen gestanden hat und ferner verbleibt.

Mit dieser Frau wird Goethe bekannt Eine begeisterte Verehrung für sie ergreift ihn und dehnt sich, wie wir das nicht zum ersten Male bei ihm erleben, auf die gesamte Familie aus, den Mann nicht ausgeschlossen In jeder Weise macht Goethe von nun an die Interessen dieser Familie zu den eigenen Er wird der Erzieher des einen Sohnes, den er zeitweise zu sich ins Haus nimmt, und bleibt sein Leben hindurch der hochverehrte Freund dieses Kindes, das sich zu einem scharfsichtigen, energischen, nicht unbedeutenden Manne entwickelte, der selbst dann mit Goethe in unge-
trübtem Verhältnisse ausharrte, als dieser mit seiner Mutter sich zu sehen aufgehört hatte Es kann nichts Respektvolleres geben als die Briefe Fritz von Steins an Goethe, welche bis in die letzte Zeit reichen Es hat niemals zwischen dem Manne der Frau von Stein und Goethe eine Mißhel-
ligkeit stattgefunden Stein selbst ist es, dem Goethe oft die Briefe an Frau von Stein als Einschluß sendete Nie ist an der Ehrenhaftigkeit dieses Mannes gezweifelt worden Und, um das Allerletzte zu erwähnen, es ist, nachdem in ganz späten Zeiten Goethes Verhältnis zu Frau von Stein aufs neue den Charakter einer Freundschaft angenommen hatte, eine natürliche gegenseitige Hochachtung abermals an Stelle der alten Vertraulichkeit getreten

Sehen wir nun, wie man in Weimar dieses Verhältnis beurteilte, welches auf Frau von Stein den einzigen Schatten wirft einen jüngeren Mann unter so hoffnungslosen Aus-
sichten lange Jahre mit seinen Gedanken und Gefühlen in Beschlag genommen zu haben

Es ist bekannt, daß Schiller vor seiner Freundschaft mit Goethe dessen heftiger Gegner war Schiller gesteht ein, er war neidisch, es wurde ihm Freude gemacht haben, Schwachen an Goethe zu entdecken Nicht um damit hervorzutreten, sondern um gleichsam seine Abneigung gegen seinen mächtigen Nebenbuhler damit vor sich selbst zu entschuldigen

Schiller kam nach Weimar, als Goethe in Italien war. Er erwähnt, indem er das Weimarer Dasein beschreibt, Frau von Stein als diejenige, welche am meisten Briefe von Goethe aus Italien empfangen. Er sagt aber zugleich, ganz gelegentlich, wie man dergleichen Klatsch mitteilt, niemand sei imstande, dieser Frau in bezug auf Goethe das mindeste vorzuwerfen. Und man erzählte damals in Weimar alles voneinander.

Goethes Briefe an Frau von Stein bestehen aus einer Reihe von fast unzählbaren Billetts. Ich kenne keine andere Korrespondenz, die so unmittelbar die leisesten Stimmungen eines Herzens abspiegelte. Gedichte sind eingestreut. Sobald er oder sie Weimar verläßt, dehnen sich die Billetts zu Briefen, zu Tagebüchern aus. Wie eine breite ununterbrochene Melodie empfangen wir zehn Jahre lang Goethes Leben nach dieser einen Richtung. So völlig sehen wir Tag und Nacht den Gedanken an diese Frau ihn umschweben, daß es scheint, als tue und denke er überhaupt nichts anderes, als was die Briefe enthalten. Wir übersehen, daß oft Wochen dazwischen liegen, das Ganze gewinnt den Anschein einer dichterischen Kontinuität. Was er irgend erlebt, nimmt die Gestalt einer Mitteilung an Frau von Stein an. Zu Anfang beherrscht ihn, vielleicht auch sie, das unklare Gefühl, als sei es möglich, daß sich irgendwie eine Form finden lasse für eine Vereinigung. Dies sind die ersten Jahre, in denen er sich unendlich glücklich fühlte. Eine ungewisse Erwartung hob ihn über das hinweg, was er für den Augenblick entbehren mußte. Allmählich aber stellt sich die Unmöglichkeit heraus. Einige Jahre braucht es dann wieder, um dies Gefühl für immer resignieren zu müssen, bei Goethe zur Gewißheit zu erheben. Und nun erst, da diese Kämpfe vorüber sind und die Dinge ganz fest stehen, gewinnt beider Vertraulichkeit die natürliche Gestalt, daß sie denen, die dergleichen nicht zu deuten wissen, in dieser Einfachheit gar nicht mehr verständlich war. Hier

kann ich mich auf meine Erfahrung berufen. Ich habe solche Verhältnisse mit angesehen, die unter harten Kämpfen jahrelang sich hinzogen und die sich endlich ohne einen Rest böser Erinnerung auflösen mußten.

Ich hatte versucht, die jungen Mädchen zu schildern, welche Goethe geliebt hat. Es war keine schwierige Aufgabe, sie stehen uns wie fertige Bilder vor Augen. Goethe hat uns mit so künstlerischer Feder den rechten Eindruck zu geben gewußt, daß man an seinen Portrats fast die Art der Ausführung unterscheiden mochte. Wir sehen Friederike und ihr Pfarrhaus wie eine fluchtige Skizze in Wasserfarben, wir erblicken Lotte wie ein sanftes Pastellbild, und Lili war eine Arbeit Watteaus, keck und geistreich hingemalt. Diese Gestalten blicken uns wie aus goldnen Rokorahmen fest an, Frau von Stein dagegen ist anders geartet. Wir gewinnen kein Bild von ihr für unsere Phantasie, das Geistige tritt zu sehr hervor bei ihr. Goethe wurde, kurz ehe er an Weimar denken konnte, in Straßburg einmal ihr Schattenriß für Lavaters Werk mitgeteilt. Dieser bloße Umriß machte tiefen Eindruck auf ihn. Ohne weiteres zu wissen, als was derjenige ihm erzählte, der die Silhouette mitgebracht, sucht er ihre Linien zu deuten und bringt eine ganze Liste feiner Eigenschaften heraus, welche alle auf ungemaine Ausbildung des Geistes hinauslaufen. Als er sie nun endlich traf, was fand er? Eine Mutter unter ihren Kindern. Eine schöne Frau, aber keine wie ein junges Mädchen, dessen Schönheit sich eben aufschließt. Kein schuchternes, erwartungsvolles Geschöpf, dem alle Erfahrungen noch bevorstehen, sondern eine Frau, welche das Leben kennt. Goethe entzückte die Lebhaftigkeit, mit der sie die Dinge begriff und festhielt, die unbefangene Sicherheit, mit der sie auftrat, die Vornehmheit ihrer Erscheinung. Von den ersten Tagen in Weimar an war Frau von Stein seine Vertraute.

Goethe kam beladen mit einer ihm unertraglich dunkenden

Last von Erinnerungen Er begegnet einer milden, resignierten, verständnisvollen Frau, bei der ihm zumute ist, als kenne sie sein ganzes Leben Er wird still und ruhig in ihrer Nahe Ihre Stimme glättet alle Wogen seines Herzens Er schließt sich an sie an, und sie duldet es, als verstehe es sich von selbst Auch sagt er ihr sofort, was sie ihm sei, und findet als die Formel dafür das Gedicht, welches die Wendung enthält „Ach, du warst in abgelebten Zeiten/ meine Schwester oder meine Frau“ Diese Verse gehören zu seinen frühesten, die er für sie dichtete Er nimmt an, vor undenklichen Zeiten schon mit ihr ein Leben gewesen zu sein Damals waren sie nicht getrennt wie jetzt Ihr heutiges Leben ist gleichsam nur eine Erinnerung an jene Tage.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spätest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt,
Tropfstest Maßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf;
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinne sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz —

so beginnt die abschließende Strophe des Gedichts.
Anfangs scheint die Trauer um den Verlust dessen, was in

längst verlebten Zeiten ihm ganz gehört hatte, nur von ihm allein empfunden worden zu sein nun aber entdeckt er, daß auch Frau von Stein niemals glücklich war! Ihre Existenz bis dahin war ziellos, nüchtern, zufällig Sie war jung in fast geschäftsmaßiger Weise verheiratet worden Sie ist leidenschaftlich, ohne je der Leidenschaft begegnet zu sein Sie bedarf des Trostes ebenso sehr als Goethe auch sie fühlte, was hatte sein können Nicht ihm allein war ihre Gegenwart unentbehrlich, auch ihr die seinige Zu fest aber war ihre Stellung zwischen ihren Kindern und neben ihrem Manne, als daß sie oder Goethe daran hatten denken können, den Verhältnissen Trotz zu bieten

Dennoch mußten Gedanken dieser Art in beiden emporkommen Ein Schwanken tritt ein, das bis zur Unertraglichkeit sich steigert Endlich erlost sie dann ein befreiendes gegenseitiges Sichaussprechen Es ist fast erkennbar, zu welcher Zeit etwa Goethe sich dazu zwingen mußte, für immer nur eine Schwester in Frau von Stein zu sehen Er wird jetzt ruhiger, und es tritt das Zusammenleben ein, das freilich in dieser Form, wie vorauszusehen war, nur eine abgegrenzte Zeit dauern konnte allein diese Jahre sind entzuckende für sie beide gewesen Wir durchleben sie mit ihnen Die Zufälligkeiten ihrer fortschreitenden kleinen Erlebnisse verketteten sich zu einer Reihe in unsere Phantasie sich einnistender Bilder Nicht bloß um das innere Leben handelt es sich wir kennen Goethes Drang, zu beschreiben, was er sah und erlebte wir werden mitten hineingeführt in die Zustände um sie beide, wir sehen die Dinge und Menschen, als hätten wir alles mitgesehen Goethes kleines Gartenhaus am Park wir lernen es kennen wie unsere eigne Heimat, als hätten wir selbst einen Teil unserer Jugend da zugebracht, hatten bei Tage und bei nachtllicher Weile Sonne und Mond es bescheinen sehen Wissen, wie aus eigner Erfahrung, wie Regen und Wind, Wärme und Kalte darum walteten, wie die Trauben, für

die Goethe Einsenker aus der Heimat hatte kommen lassen, am Fenster sich aufranken, die jung im Garten gepflanzten Baume ihre ersten Zweige allmählich zu Ästen entwickeln. Wir sehen Goethe da aus und ein gehn, nachts im Mantel da im Freien schlafen und zuzeiten erwachend nach den Sternen über sich sehen. Heute noch steht das Haus im Garten da als die unmittelbarste Erinnerung an jene ersten Weimarer Zeiten.

Auch das Haus ist noch unverändert, in dem, wenn ich von denen recht berichtet bin, die es mir zeigten, Frau von Stein wohnte. Ja, Sommers stehen noch, wie damals, große Orangenbaume in Kubeln unter den Fenstern, alles freilich grau und verwittert. Nur die Ilm, die im Park nebenan fließt, ist jugendfrisch wie vor Zeiten. Diesen Bach hat Goethe unsterblich gemacht, der zwischen den nun hohen Bäumen sich hinschlängelt, die er einst mit dem Herzoge pflanzte. All diese mächtigen Baumalleen waren damals junge Stämme, für die er und der Herzog die Plätze wählten, all diese Wege sind von ihren Händen gezogen worden.

Aber nicht nur der Stadt und dem Park hat Goethe durch seine Briefe an Frau von Stein ein Denkmal gesetzt, sondern ganz Thüringen ist darin für immer verherrlicht. Wie Friederike das Elsaß umgibt, und Lotte die Wetterau, so Frau von Stein ihre Heimat Thüringen. Die schönen Punkte dieses Landes sind zu etwas Höherem erhoben, weil Goethe von ihnen an Frau von Stein schrieb. Woher nicht alles sind seine Briefe und Zettel an sie datiert? Und immer genau gesagt, von welcher Stelle. Der Thüringer Wald liegt vor unsern Blicken, das ganze Land, das in seiner bescheidenen Schönheit, neben Hessen, am echtsten die deutsche Landschaft zeigt. Im üppigen Sommer, im Herbst, im Winter, im wiedererwachenden Frühling sehen wir Goethe sein neues Vaterland beschreiben. Immer wieder dürfen wir in seinen Briefen mit Sicherheit erwarten, daß das Erwachen der Natur in jedem Frühlinge neu verfolgt werde,

als sei nie vorher Frühling gewesen Einsam die Walder durchstreifend, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, oder mit dem Herzog, auf der Jagd, auf Inspektionsreisen, zu Besuch an den kleinen Höfen oder auf Gütern, von überall her wendet Goethe aus der Fülle der ihn umgebenden Natur heraus seine Blicke zu der geliebten Freundin Sie zieht ihn stets nach Weimar zurück Die Tage scheinen ihm verloren, in denen er entfernt ist Sie und ihre Familie sind seine erste Sorge Wie Lotte im Deutschen Hause im Kreise der Ihrigen, kann er Frau von Stein nicht sehen, ohne sie als Hausfrau und Mutter ihrer Kinder zu erblicken Zuweilen redet er sie in seinen Briefen mit dem Ehrennamen „Hausfrau“ an man lebt sich ein in diese Verhältnisse, man nimmt teil an den Schicksalen der Menschen, all die kleinen Vorkommnisse werden zu Ereignissen Unmöglich, diese Dinge hier sämtlich anzudeuten, von Belvedere, von Wilhelmsthal, von der Wartburg, von Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, und von andern Talern, Burgen und Bergen zu reden

Und nicht das allein Der Verkehr mit Frau von Stein zeigt uns, was Goethe arbeitete, las, schrieb, zeichnete, vorlas Er diktiert Frau von Stein Er teilt ihr seine Dichtungen mit, bruchstückweise, wie sie entstehen Er lernt die neuen Erscheinungen der Literatur mit ihr kennen Er hamstert unendliches geistiges Material tagtäglich sorgfältig für sie zusammen Das Leben bot damals nichts anderes Es verfolgten einen nicht die Zeitungen, selbst das ganz in der Nähe sich Ereignende kam nur langsam und tropfenweise zu weiterer Kenntnis Wir können Goethes Briefe an Frau von Stein als den Beweis nehmen, wie sanft die Wolken damals am politischen Himmel trieben Eine festgegründete, wohltuende Stille atmet dieses Buch aus Wir sehen, wie das sturmlose Dasein jener Jahre geeignet war, eine geistige Kultur reifen zu lassen, die im kühlen Winde der heutigen Zeit längst unmöglich geworden ist Sparsam und

langsam erscheint das Neue und wird harmonisch dem bereits Erworbenen zugefügt. Ruhig lost ein Tag den andern ab. Rückblickend immer auf den Inhalt der verlebten Zeit und weithin sorgend für die kommende, wird mit einer Gewissenhaftigkeit das Leben Schritt für Schritt durchgemessen, zu der uns heute ebensowenig Zeit gegönnt wird. Am 9. April 1781 schreibt Goethe an Lavater: „Die nächsten Wochen des Frühlings sind mir sehr gesegnet, jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende, leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Not, ihre moralischen und noch mehr physischen Übel.“ Man glaubt einen philosophischen Gärtner zu hören, der sein Leben lang nur mit seinen Blumen umging. Wie wenigen gewährt heute die Existenz diesen stetigen Verkehr mit der Natur, wenn es nicht eben Leute sind, an die das Leben überhaupt keine andern Aufgaben mehr stellt. Goethe besaß die Fähigkeit, mit jeder Wendung dem, was ihn berührte, seine volle Persönlichkeit zuzuwenden.

Und nun zum Schluß: in dieser Atmosphäre sehen wir unter Frau von Steins Teilnahme die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser „Zehn Jahre“ dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt. Von diesen Werken sind „Iphigene“, „Tasso“, „Egmont“ und „Wilhelm Meister“ die vornehmsten. Von ihnen wird gesprochen werden, wenn von Italien die Rede sein wird, wo Goethe ihnen die entscheidende Form verlieh.

GOETHE UND KARL AUGUST

Goethes und Karl Augusts Freundschaft fand darin ihren unzerstörbaren Halt, daß Goethe dem Herzog unentbehrlich war. Zwischen beiden fand Ungleichheit statt in den Jahren, in der gesellschaftlichen Stellung und in den Gaben des Geistes. Das wußten beide, daß Goethe der stärkere, die leitende Kraft sei. Niemals hat der Herzog diese Position zu verrücken versucht. Alle Briefe Goethes an den Herzog, auch wo er sich noch so sehr in den Formen halt, welche der Rang vorschreibt, sind von oben nach unten, und alle Briefe des Herzogs, auch wenn er manchmal den Anschein völlig umzudrehen suchte, sind von unten nach oben geschrieben.

Dagegen stand vom ersten Begegnen ab fest, daß der Herzog als Fürst gewisse Rücksichten zu fordern habe, und niemals hat Goethe hier gefehlt. Dieser *esprit de suite*, den Richelieu beim großen Corneille vermißte, ist oft bei Goethe mißverstanden worden. Man hat die Geschicklichkeit, mit der er sich neben „seinem allernadigsten Herrn“ in zweiter Linie zu halten wußte, nicht anders deuten können, als daß man ihn als unter dem Banne der Hoheit unterdrückend genommen hat. Goethe und der Herzog wußten jedoch, daß es sich hier nur um eine Form handle und weshalb diese Form innegehalten werden müsse. Beide fühlten, wie sehr sie einander gewahrten, was niemand sonst dem einen wie dem andern von ihnen hatte gewähren können. Der Herzog, daß er einen treueren, klareren Ratgeber niemals

finden wurde, Goethe, daß er in keinem andern Verhältnisse eine so befriedigende Verwendung seiner edelsten Kräfte fand. Wir Deutsche sind alle geborene Marquis Posas. Der Deutsche ruht nicht eher, als bis er die Stelle gefunden hat, auf der er bei Wahrung seiner geistigen Unabhängigkeit dem dienen kann, dem er legitime Ansprüche auf diese Dienste zuerkennt. Es fehlt uns etwas, wenn wir dies nicht gefunden haben. Selbst Friedrich der Große wollte es nicht entbehren, indem er sich als den ersten Diener seines Volkes hinstellte und indem er sich von Voltaire die hartesten Vorwürfe gefallen ließ, nur weil Voltaire der einzige Mensch war, dessen geistige Kraft er für größer als die eigene anerkannte und mit dem im Zusammenhange zu stehen ihm unentbehrlich war. Bei Goethe und dem Herzoge gewahren wir diese Unterordnung als eine gegenseitige nach verschiedener Richtung, und darin lag das Unverwundliche ihrer Freundschaft.

In diesem Sinne ist Goethes Verhältnis zum Herzog eines der reinsten und fruchtbringendsten gewesen. Nie hat sich zwischen beide ein unedler Verdacht hineingedrängt. Niemals ist ein ernstlicher Versuch gemacht worden, ihre Gemeinschaft aufzuheben. Selbst bei jenem berühmten vorübergehenden Zerwürfnis wegen des Hundes auf der Bühne (als beide schon alte Leute waren) — wo es sich nicht bloß um diesen Hund handelte — als Goethe sein Amt niederlegte, Weimar verließ und nach Jena ging, ist zwischen ihm und dem Herzog die Korrespondenz nicht aufgehoben und der Schein stets gewahrt worden, als sei nicht das mindeste vorgefallen, worauf der Riß sich langsam wieder zuzog. Bis zum letzten Atemzuge hat die Freundschaft dieser Männer gedauert, und ich wußte nicht, wohin anders man den Sarg Goethes hätte stellen können als dahin, wo der des Herzogs steht.

Über Goethe als Beamten liegen unendliche Aktenstücke vor. Im allgemeinen läßt sich wohl annehmen: von 1775

bis 1828 geschah nichts von Wichtigkeit in Weimar ohne Goethes Mitwissenschaft oder Mitarbeit. Im speziellen aber, soweit wir irgend diese Mitarbeiterschaft verfolgen, müssen wir eingestehen, Goethe hat nie eine Angelegenheit als Nebensache behandelt, er hat peinliche Sorgfalt auch in unbedeutende Geschäfte hineingetragen und hat mit unermüdlichen Augen nach allen Richtungen das Beste des Landes verfolgt. Es ist kaum ein Fall bekanntgeworden, wo die Dinge, nachdem Goethes Räte gefolgt worden war, einen üblen Ausgang genommen hatten.

Das Gefährliche des Verhältnisses lag darin, daß erstens diese Art Arbeit nicht das war, was Goethes Natur und Fähigkeiten zumeist entsprach: kurz oder lang mußte sie ihm deshalb unerträglich werden, und zweitens, daß der Herzog Goethes besseren Einsichten, wo es sich um das Wohl des Landes handelte, in praktischen Verwaltungs- und Finanzfragen, oft nicht folgen wollte. Sobald Goethe einsah, daß seine Mühe in der Tat eine fruchtlose sei, mußte das Gefühl jener Unerträglichkeit die Oberhand gewinnen. Und dies ist der Verlauf der Dinge gewesen, in einer Art jedoch, die weder die Arbeit der „Zehn Jahre“ als eine vergebliche, noch das später auf neuer Basis fortgeführte Verhältnis als ein gegen das frühere irgend zurückstehendes erscheinen läßt.

Goethe hat in diesen Zehn Jahren seinen Freund so geleitet, daß sich ihr beiderseitiges Dasein auf das natürlichste gestaltete. Er gibt der Jugend und den Neigungen Karl Augusts weiten Spielraum und läßt ihn dennoch niemals aus den Augen, ist als sein guter Genius ihm stets zur Seite. Während er mit jugendlichem Herzen am Übermute des Herzogs selbst teilnimmt, vergißt er nicht einen Augenblick, was er ihm und sich schuldig sei. Von Jahr zu Jahr haben wir hierüber Äußerungen in Briefen und Tagebüchern: sie bezeugen die fast pedantische Gesinnung, mit welcher Goethe seinen Pflichten nachzukommen be-

strebt war. Die bedenklichsten Punkte freilich durfte er sogar seinen Tagebüchern nicht anvertrauen. Wir sehen, wie die Harte, oder besser die Hartigkeit des Herzogs, seine Art, sich nirgends festhalten zu lassen, Goethe zuweilen zur Verzweiflung brachte, auch daß es ihm zuviel ward, immer wieder zwischen ihm und der Herzogin vermitteln zu müssen, mit der Karl August sich, um ein umfassendes Wort zu brauchen, nicht verstand, worauf Goethe von zwei Seiten dann zum Vertrauten gemacht wurde. Über diese Dinge konnte und durfte Goethe niemandem reden, nur zuweilen bricht er Frau von Stein und wenigen Vertrauten gegenüber los. Wenn wir die bezüglichen Stellen seiner Briefe sämtlich vergleichen von Jahr zu Jahr dieselben Stoßseufzer, dann wieder dieselben Momente der innersten Befriedigung, die wiederkehrenden Andeutungen, daß er mit dem Herzoge gesprochen und sich mit ihm über dies und das auseinandergesetzt habe, immer aber, schon aus der Fassung dieser Sätze, die gleiche Anhänglichkeit an ihn herausleuchtend, welche von Anfang an das Charakteristische ihrer Freundschaft war. Goethe war sich stets bewußt, wie er mit dem Herzoge daran sei. Er rekapituliert und kontrolliert auf das sorgfältigste den Stand der Dinge wie ein Kaufmann, der immer den Status seines Vermögens in klaren Zahlen in seinen Büchern hat. Einmal, als er fühlte, daß das Verhältnis durchaus einer Auffrischung bedurfe, entfuhrte er den Herzog in die Schweiz, im Winter 1779 auf 1780, auf eine Reise, die dann auch von wohlthätigen Folgen war. Goethe wollte einmal eine Zeitlang mit Karl August ganz allein sein, abgetrennt vom Hofe, den Sinn nur auf erhabene Naturerscheinungen gerichtet, in deren Genuße hoch und niedrig sich gleich fühlen mußten. Hier, einfachen Erlebnissen gegenüber, tritt das, was der eigentliche Grundzug des Herzogs war, recht hervor. Ein Gefühl von Übermaß an Kraft läßt ihn stets zu viel tun, so daß er, wenn der Gipfel eines Berges mit Muh und

Gefahr erreicht ist, ohne Zweck und Not und mit noch größerer Muh und Gefahr ein letztes Abenteuer verlangt Goethe nennt das des Herzogs Art, „den Speck zu spicken“ „Ich bin auch einige Mal unmutig in mir drüber geworden“, schreibt er, „daß ich heut nacht getraunt habe, ich hatte mich drüber mit ihm überworfen, ware von ihm gegangen und hatte die Leute, die er mir nachschickte, mit allerlei Listen hintergangen Wenn ich aber wieder sehe, wie jedem der Pfahl ins Fleisch geben ist, den er zu schleppen hat, und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat, ist alles wieder weg Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Teilnehmen und Neugier, beschämt mich oft, wenn er da anhaltend oder dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen oder gleichgültig bin“

Nehmen wir zu diesem an Ort und Stelle gefallten Urteile, was Goethe in hohem Alter, nachdem er, als der Ältere und doch Überlebende, den Herzog verloren hatte, an Eckermann über ihn sagte „Er hatte Interesse für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten, neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorierte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los Es war dieses eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren“

Goethe besaß selber dies Absehen von allem Mißlungenen Er ging darüber hinweg, indem er es als bloße Negation und gar nicht vorhanden ansah So auch nahm er die Fehler des Herzogs und hielt sich an das Reale Die guten Folgen der Schweizerreise größere Ordnung, mehr Konsequenz, und was er sonst noch daran rühmte, waren sichtbar, bald

genug aber gingen die Dinge doch wieder im alten Geleise. Goethe empfand es schmerzlich genug, hielt aber unerschütterlich an seiner Stelle aus

Von Goethes Gedichten enthält eines („Ilmenau“) eine inhaltreiche und zugleich schöne Charakteristik des Herzogs. Es ist gedichtet, nachdem Goethe sieben Jahre bereits in Weimar ausgehalten, oft genug schon am Herzoge verzweifelt hatte, um immer wieder von seiner großartigen Natur sich hinreißen zu lassen. Es atmen diese Verse eine Liebe und Hingebung aus, die Karl August selber am reinsten erkannte und die, wie ich sagte, die eigentlichen Bande gewesen sind, die Goethe in Weimar und am Herzoge festhielten.

Die Zeiten, wo Goethe so in die Weimarer Verhältnisse hineingewachsen war, wie wir sie unwillkürlich denken, wenn von Goethe und Weimar die Rede ist, sind die seines Alters. In den ersten Zehn Jahren lagen die Dinge anders. Der Widerstand, den Fritsch leistete, beschränkte sich nicht auf einen Fall. Es wurde notwendig, Goethe in den Adelsstand zu erheben. Was dies anlangt, müssen wir bedenken, wie es in Deutschland um 1780 in dieser Beziehung aussah. Goethe sagt über den Unterschied der Adligen und der Bürgerlichen: „In Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienste erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will.“ Das wurde 1782 niedergeschrieben. Es war kein Grund vorhanden, Goethe die Vorteile des Adelstitels vorzuenthalten, der ihm seine Stellung in Weimar sehr erleichterte und der ohne Muhe für ihn zu beschaffen war. Goethe dachte sehr hochmütig darüber. Es habe ihm nicht den mindesten Eindruck gemacht, er, als Frankfurter Patriziersohn, habe sich immer als zum Adel gehörig angesehen. 1782 empfing er aus Wien das Diplom. Schon 1776 war er zum

Geheimen Legationsrat, 1779 zum Geheimen Rat ernannt worden, jetzt, 1782, wird ihm auch der Vorsitz in der Kammer zuteil. Wir haben uns Goethe hier nicht als bescheiden zurücktretenden Dichter zu denken, der nicht recht weiß, wo seine Stelle ist, sondern als strammen, seiner hohen amtlichen Position sich bewußten Beamten, der, wenn es nötig war, ebenso gut wie der Herzog das Rauhe herauszukehren wußte.

Goethe war ein kraftiger, breitschultriger Mann, dem Hitze und Kalte wenig Unterschied machten, der den langen Tag über im Sattel bleiben und die Nacht im Walde liegen oder auch durchkneipen konnte, ohne daß ihm sonderlich daran gelegen war. Bei Schlittenpartien, Ballen, Jagden, Feuersbrunsten, überall war er einer von denen, die am längsten aushielten. Er faßte vornan Posto, wo er meinte, daß es ihm zukomme. Bei Maskenzügen sah man ihn zu Pferde im prachtvollen altdeutschen Anzuge glänzen, ebenso wie er als Sechziger noch auf der Redoute als Tempelherr erschien und alle Welt durch seine imponierende Schönheit in Erstaunen setzte. Nicht anders aber ist er bei der Affäre von Valmy hinausgeritten, wo die Kugeln der berühmten Kanonade dicht um ihn einschlugen, und hat die Symptome des Kanonenfiebers an sich beobachtet und hinterher genau beschrieben. Ein solcher Körper gehörte dazu, um bei der eisernen Natur des Herzogs immer die Stelle dicht neben ihm innezuhalten. Goethe war die ganze Unverwundlichkeit verliehen, deren er für sein Amt bedurfte. —

Nachdem wir nun aber Goethe und Weimar, Goethe und Frau von Stein, Goethe und den Herzog betrachtet haben, wie stand es mit dem Goethe, der mit sich selber ganz allein war?

„Wilhelm Meister“ ist bereits erwähnt worden. In diesem Romane hat Goethe die Erfahrungen seines ersten Weimarer Lebens niedergelegt. Dem Anscheine nach empfangen wir die Geschichte eines reichen Kaufmannssohnes,

welcher, mit dem Triebe zu jener allgemeinen persönlichen Ausbildung geboren, die Goethe nur als ein Vorrecht des Adels jener Zeit ansah, in vornehme Kreise gerat, sich in ihnen gefällt, von ihnen, soweit er sich als literarisches und schauspielendes Genie gibt, anerkannt und verzogen, aber nimmermehr als ihresgleichen aufgenommen wird. Goethe war eines der eifrigsten Mitglieder des fürstlichen Liebhabertheaters. Als Alcest in seinen „Mitschuldigen“, als Belcour im „Westindier“ und in mancher anderen Rolle trat er auf. Es ist bekannt, daß es sich bei solchen Gelegenheiten meist mehr um die Proben als um die Aufführungen selber handelt. Jeder, der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menschen gesellig so durcheinander und in so intime Berührung bringt als Theaterproben von Dilettanten. Vieles ist erlaubt und das Tollste natürlich, weil es die Sache zu verlangen scheint. Diese Verwirrungen lieferten Goethe den Stoff. Von Episode zu Episode fortschreitend, wird das Ziel, wirklich in die vornehme Welt einzutreten, von Wilhelm Meister zuletzt erreicht. Das ist Goethes Geschichte. Seine Erlebnisse wurden in durchsichtiger Verhüllung so verwendet. Daher auch die tagebuchartige Form und die allmähliche Entstehung. Aus einer noch in Frankfurter Zeiten entstandenen kleinen Novelle, welche den Anfang bildet, wuchs die Dichtung in fast zwanzig Jahren zu dem inhaltreichen Werke an, als das der Roman heute dasteht.

In späteren Selbstbekenntnissen über diese Arbeit läßt Goethe verlauten, wie er sich anfangs in Weimar befunden habe. „Der ‚Meister‘ belegt“, äußert er gegen den Kanzler Müller, „in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs Allgemeinste gerichteten Streben.“ Hier haben wir den Punkt, wo Goethe selbst neben Frau von Stein und dem Herzoge sich arm fühlte.

Freilich wimmelte es auch in Weimar von Menschen, denen

geistige Regsamkeit nicht abzusprechen war Jeder saß damals ja am Strome der neuen Ideen, hatte seine Angel auslegen und hoffte auf die großen Fische, die anbeißen wurden Da war ja Knebel, der bis in seine späten Jahre als eine Natur erscheint, die ihren eignen Weg verfolgen will Aber man lese, was von ihm gedruckt vorliegt er schwindet zu einem von jenen zusammen, die ohne Goethe nur zu den Schatten gehören Und so schwindet, ganz genau gewogen, alles um ihn her und verliert die eigne Schwerkraft Wenn wir so herumsuchen, empfinden wir die bittere Wahrheit in Goethes Äußerung Und doch fuhrte sein gutes Glück bald nach seiner eignen Ankunft den einzigen Menschen nach Weimar, von dem er damals lernen konnte, den einzigen, mit dem ihn für diese Jahre eine fordernde Freundschaft von gleich zu gleich verbunden hat Dies war endlich wieder Herder Goethes erste Bemühungen in Weimar gingen dahin, Herder, der mit seiner Frau in Buckeburg hockte, in Weimar eine Stellung zu verschaffen Goethe ließ nicht nach, bis alle Hindernisse aus dem Wege geraumt waren

Herder, nachdem er sich zu einem der berühmtesten Schriftsteller in Deutschland erhoben hatte, war allmählich aus dem großen Zuge herausgekommen Seine Arbeiten wurden zu Früchten der Gelehrsamkeit eines theologischen Forschers und wandten sich an ein engeres Publikum In Weimar blieb es anfangs auch so Goethe war in den ersten Jahren zu sehr von den neuen Verhältnissen eingenommen, um Herder suchen zu müssen erst allmählich wurde er zu ihm gedrängt Nun aber, in dem Maße, als das Gefühl gemeinsamer Entbehrungen in ihnen aufkam, deren Inhalt außer ihnen beiden niemand zu ermessen imstande war, schlossen sie sich inniger aneinander Der ehemalige Unterschied an Alter und Erfahrung und Kenntnissen war verwischt, Goethe war ruhiger, Herder ein wenig murbe geworden (die Unterhandlungen über die Göttinger Pro-

fessur, von der die Berufung nach Weimar ihn errettete, hatten seinen Stolz erschüttert), es entwickelte sich eine Freundschaft, die von Goethes Seite sogar die Beimischung vermittelnder Protektion empfing, zu welcher er oft genug bei Herders sturmischen, ungleichem Charakter der Welt gegenüber sich genötigt sah, während Herder, wie Schiller aus einem Gespräche mit ihm später berichtet, für Goethe abgottische Verehrung gewann Herder empfand, wie er in Goethes Nahe auflebte Den Gedanken dieser Jahre entwuchsen seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, das Umfassendste, was er geschrieben hat, vielleicht die Grundlage unserer heutigen Geschichtsauffassung Allerdings hatten Montesquieu und seine Nachfolger den Ton angegeben, niemals aber war eine Weltgeschichte aus der allgemeinen Natur der an ihr beteiligten Völker heraus von dieser Höhe herab und in diesem Umfange unternommen worden Und Goethe war der Vertraute bei Entstehung des Buches Alles, was wir über seinen Verkehr mit Herder aus jenen Jahren wissen, läßt erkennen, daß Goethe bei ihm am freiesten zumute war, und daß er seinen schweifenden Gedanken hier am unbefangenen den Lauf in alle Weiten gestattete. Herders Frau, damals noch nicht gereizt durch die Eifersucht auf vermeintliche Nebenbuhler Herders bei Goethe, deren näheres Verhältnis zu diesem sie besorgt und neidisch machte, gewährte Goethe neben dem Umgange mit Frau von Stein noch eine zweite Hauslichkeit Ihr soll er sogar noch lieber als dieser seine Sachen vorgelesen haben jedenfalls empfingen Herders Frau und Frau von Stein in erster Linie die damals entstehenden Dichtungen. Kapitelweise wurde ihnen der Roman, szenenweise die Dramen mitgeteilt.

Damit ist aber auch die Reihe erschöpft. Wieland hatte bald genug aufgehört, Goethe besonders fragwürdig zu erscheinen In literarischen Dingen war er eine behagliche Autorität, der man nachgeben konnte oder auch nicht; im

ganzen hatte er zu sehr nur die eigne Person im Auge, um andern viel zu sein. Die Stein, der Herzog, Herder und seine Frau, auch allenfalls Knebel, darauf beschränkt sich Goethes Umgang. Diese nennt er bei der ersten Aufführung der „Iphigenie“ „sein Publikum“. Ich wurde gern hier noch von Corona Schroter, der Schauspielerin und Sangerin, reden, von der behauptet worden ist, daß sie Goethe näher gestanden habe als Frau von Stein selber, und bei der seine Tagebücher allerdings erkennen lassen, in wie bedeutendem Maße er seine Zeit zwischen ihr und Frau von Stein geteilt hat, doch es sind die Nachrichten über Corona Schroter so fragmentarisch, widerspruchsvoll und resultatlos, daß ihre Gestalt mit Sicherheit für Goethes Leben noch nicht verwertet werden kann. Ich bemerke hier überhaupt folgendes. Wir dürfen nicht denken, weil wir aus Briefen und andern Quellen so vieles wissen, daß wir alles wissen. Goethe erscheint oft in Verhältnissen, deren Natur uns unbekannt ist. Es sind manche Mädchennamen aufbewahrt, deren Trägerinnen er eine besondere Zuneigung gewidmet hat, es gibt manche Figuren in seinen Dichtungen, die offenbar nach der Natur gezeichnet sind und für welche die Originale fehlen. Wir wissen nicht, wer, aus der Frankfurter Zeit noch, Klarchen im „Egmont“ war, wer Marianne war im „Wilhelm Meister“, wer Mignon, wer Philine war. Goethe sagt, die erste Weimarer Zeit sei „durch Liebschaften vielfach verdunkelt“ worden. Wir wissen über all dies so wenig, daß wir nicht einmal Vermutungen aufstellen dürfen. Es ist möglich, daß Corona Schroter, aus der man das Urbild der Iphigenie hat machen wollen, eher das der Philine war, wer aber will darüber entscheiden, und was nützt es, darüber viel nachzudenken? —

Zu besprechen bleibt jetzt nur noch aus welchen Gründen Goethe nach Ablauf der „Zehn Jahre“ plötzlich aus Deutschland verschwand, erst wieder in Rom auftauchte, fast zwei

volle Jahre in Italien blieb und nach seiner Rückkehr sich unter veränderten Bedingungen eine neue Existenz in Weimar gründete

Goethe war als Minister und zugleich Erzieher bei einem unerfahrenen, jungen Fürsten eingetreten, der sich nun jedoch von Tag zu Tag mehr zu entwickeln begann. In dem Maße, als Goethe das vorgesteckte Ziel erreichte, wandelte sich seine Stellung in eine nachteiligere um. Als erstem Beamten kamen ihm nach und nach alle wichtigen Dinge in die Hände, zugleich aber wurde er immer unselbständiger durch die erhöhte Einsicht und Teilnahme des Herzogs. Ein Punkt mußte kommen, wo Goethe alles in Händen hielt, zugleich über nichts mehr zu entscheiden hatte. Hier nun sehen wir den Grund, warum innerhalb der Zehn Jahre bereits Goethe um „Erleichterung im Conseil“ bittet. Überall, wo der Herzog eingreift, tritt er zurück. Stück für Stück gibt er das Terrain auf, das unmerklich so den Herrn wechselt.

Es war das nichts, was ihn beleidigen konnte, im Gegenteil, gerade das hatte er ja erstrebt. Der Herzog sollte mehr und mehr wirklicher Regent werden, und daß es gelang, ihm allmählich die Zügel völlig in die Hand zu geben, war ein Triumph für Goethe. Allein diese Wandlung durfte sich nicht in der Art vollziehen, daß Goethe mit der Zeit vielleicht den weimarischen Boden unter den Füßen verloren hätte. Er fühlte sich da als in seiner neuen Heimat. Auch dafür mußte eine Form gefunden werden, daß er bleiben konnte, ohne kostspieliges fünftes Rad am Wagen zu sein. Und endlich nun, als die Dinge reif waren und der große Umzug beginnen durfte, sind sie in der Tat durch ihn so glücklich gewandt worden, daß, ohne sein freundschaftliches Verhältnis zum Herzoge zu verletzen, zwischen beiden alles neu festgestellt wurde. Kein Zweifel ist für mich, daß, als Goethe im Herbst 1786 nach Italien reiste, ohne selbst Frau von Stein davon wissen zu lassen, Grund

und Folgen dieser Abwesenheit, sowie die Modalitäten der Rückkehr mit dem Herzoge reiflich überlegt worden waren. Schon für das Jahr 1785 enthält eine schematische Übersicht seiner Lebensereignisse nichts als die Titel „Prüfung meiner Zustände — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube“. Aberglaube bedeutet, daß Goethe die Überzeugung hatte, es werde aus der Reise nichts werden, wenn irgend jemand vorher darum wisse. Der Herzog aber war mit allem einverstanden. Ehe Goethe nach Karlsbad ging, von wo aus er nach vollendeter Kur an seinem Geburtstage heimlich abreiste, während man ihn in Weimar sicher zurückerwartete, hatte der Herzog ihm noch 200 Taler Zulage und einen bedeutenden Reisezuschuß verliehen, mir scheint, Goethe habe das zum Abschied angenommen in der Voraussetzung, daß er damit gleichsam nach glücklich vollendeter Aufgabe in Pension trete. Die Briefe, welche er dann aus Italien an den Herzog schrieb, waren danach zum Teil nur als Schaustücke anzusehen, damit einmal auch in den Akten alles seine amtlich und bürgerlich zu verantwortende Form fände. Ich glaube, Goethe nahm eine Art heimlicher Mundigkeitserklärung mit dem Herzoge vor. Sie standen früher auf Du und Du, dies wurde feierlich begraben. Der Herzog wird von nun an auch für den Privatverkehr der allernadigste Herr, und Goethe sein alleruntertanigster Diener, das, was früher ein befreiendes Aufgeben von leeren Förmlichkeiten gewesen war, wurde mit den Jahren eine unnötige, lastige Spielerei, während die festgehaltene Form nun bei weitem größere Unabhängigkeit gestattete. Goethe hatte die Absicht, auf kurze Zeit nach Italien zu gehen, dann in Frankfurt seine Mutter zu besuchen und von dort aus als freier Mann und Freund des Herzogs in denjenigen selbstgewählten Kreis von Geschäften wieder einzutreten, der ihm die nötige Muße gestatten würde, ihm zugleich aber, mit Rat und Tat einzugreifen Gelegenheit gabe.



Charlotte von Stein

Wenn wir die Zehn Jahre daraufhin, daß diese letzte Wendung keine unerwartete, plötzliche war, genauer ansehen, so zeigt sich, wie organisch sich dieser Wechsel vollzog und wie, genau in dem Maße, in welchem die Teilnahme an den Staatsgeschäften geringer war, die literarische Arbeit bei Goethe wieder in ihre alten Rechte eintrat.

Bis in die ersten achtziger Jahre halt er mit spartanischer Selbstüberwindung seinen Pegasus im Stalle fest angebunden. Noch 1780 schreibt er an Kestner, seine Schriftstellerei „subordiniere sich dem Leben“. „Doch erlaub ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel, fast noch einmal so viel als gedruckt, Plane hab' ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und Längeweile. Verschiednes hab' ich fürs hiesige Liebhabertheater, freilich meist konventionsmäßig, ausgemunzt“

Im September desselben Jahres schreibt er an Frau von Stein „O thou sweet poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber eh ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.“

Und am letzten Tage desselben Jahres 1780 an Frau von Stein. „Mein ‚Tasso‘ dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen, ich muß alle meinen Weizen unter das Kommißbrot backen.“

So, als er vier Jahre in Weimar gesessen hatte Mit dem Eintritte der achtziger Jahre aber beginnt leise der Umschwung Anfangs sucht er durch historische Schriftstellerei Pflicht und Neigung zu vereinigen Er arbeitete 1780 an einem Leben Bernhards von Weimar, für das er in den Archiven studierte, welches aber liegen blieb, weil es sich nicht zu einer künstlerischen Einheit zusammenschließen wollte Im Oktober 1780 beginnt er am „Tasso“ ernstlich zu schreiben Im März 1781 sind die beiden ersten Akte fertig, und im Jahre 1782 nehmen Wissenschaft und Dichtung ohne Entschuldigung breiten Rang ein „Heute früh habe ich das Kapitel im ‚Wilhelm‘ geendigt“, schreibt er im August 1782 an Frau von Stein, „wovon ich Dir den Anfang diktirte Es machte mir eine gute Stunde Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren Es gewährt mir reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe“

Das klingt schon ganz anders und weniger als Selbstvorwurf Von da brauchte es immer noch vier Jahre, bis er wirklich nach Italien aufbrach, von der ehemaligen freiwilligen Abstinenz in dichterischer Tätigkeit aber merken wir nun nichts mehr In seiner Korrespondenz sehen wir die alten literarischen Dinge und daneben seine gelehrten Bestrebungen in den Vordergrund dringen Mag auch dem Anscheine nach seine amtliche Tätigkeit sich jetzt immer mehr ausdehnen die naturhistorischen Arbeiten nehmen ihn mindestens ebenso sehr in Beschlag, astronomische, mikroskopische und andere Untersuchungen, an „Wilhelm Meister“ wird in umfangreicherer Weise vorgeschritten und die erste große Gesamtausgabe seiner Schriften vorbereitet Im Jahre 1785 zumal treten diese Dinge so sehr hervor, daß nun fast nur von ihnen die Rede ist Damals waren, wie wir sahen, die stillen Vorbereitungen für die große Änderung in vollem Gange Und wenn Goethe dann endlich aus Rom dem Herzoge als neueste Entdeckung mel-

det er habe sich als „Künstler“ in Italien wiedergefunden, so war dies Wiederfinden schon vollbracht, ehe er Weimar verlassen hatte. Als Künstler — und als Gelehrter, können wir dazusetzen — hatte Goethe sich bereits aufgemacht, der Staatsbeamte war längst nur noch in zweiter Linie tätig gewesen.

Eine glückliche, Goethes Charakter höchst angemessene Stellung war zugleich für den Fall der Rückkehr nach Weimar im voraus dort für ihn vorbereitet, wie sie in dieser Art niemals vielleicht einem zweiten Sterblichen zuteil ward, und wenn auch während seiner Abwesenheit Neid und Mißgunst daran zu mäkeln fanden, so wirkte seine persönliche Gegenwart, als er endlich wieder erschien, so imponierend, daß die Dinge den glücklichen Verlauf nahmen, welcher vom Herzoge und von ihm gewollt und vorgesehen war.

DIE DEUTSCHE UND DIE RÖMISCHE IPHIGENIE

Wir haben gesehen, wie maßgebend Shakespeare für „Gotz von Berlichingen“ geworden war. Goethe hatte mit dem Stücke, wie er selbst sagt, Shakespeare seinen Tribut dargebracht. Wir haben ihn dann im „Clavigo“ die Form des bürgerlich prosaischen Ruhrstückes annehmen sehen. Es wäre natürlich gewesen, wenn Goethe, nachdem er sich in verschiedenen Richtungen als Nachahmer gezeigt, endlich mit dem Eintritt in die Jahre eigener Selbständigkeit als Schöpfer einer eignen Form sich aufgetan hatte, in der er weitere dramatische Werke vorführte. So hatte sich ja Lessing nach mancherlei Nachahmung zur reinen Form des „Nathan“ erhoben. Goethe kam zudem jetzt in Weimar mit dem Schauspielerwesen praktisch in Berührung. Zwar waren Schloß und Theater abgebrannt, und eine Schauspielertruppe in den ersten Jahren nicht in der Stadt zu halten, allein die Hofgesellschaft selber, wie schon bemerkt worden ist, ersetzte den Verlust durch eigne Tätigkeit, und Goethe griff von den ersten Tagen an hier tüchtig ein. Auf dieser Bühne spielte er selber, für sie dichtete er zum ersten Male also mit der unmittelbaren Absicht, für die Bretter zu schreiben. Keine schönere Gelegenheit, die durch Studium gewonnenen Überzeugungen endlich praktisch zu erproben.

Diese Erwartungen aber, wenn sie gehegt worden waren, wurden getauscht. Goethe hatte als Dichter und Schriftsteller abgedankt. Er gibt den bereits gewonnenen groß-

artigen Standpunkt, von dem aus er sich dem deutschen, ja dem europäischen Publikum als einen Mann gezeigt hatte, von dem das Hochste zu erwarten sei, ohne weiteres auf, liefert nichts als eine Anzahl kleiner Schauspielerstücke und beginnt nun auch seine „Iphigenie“ nicht etwa in dem Sinne, mit den Alten konkurrieren zu wollen und eine neue Richtung zum höchsten Ziele einzuschlagen, sondern nur, um dem engen Weimarer Hofkreise ein, kaum für den Druck bestimmtes, Theaterstück zu dichten, bei dessen äußerer Gestaltung der zufällige Umstand mitwirkte, daß dem in der Ehrfurcht vor den französischen Klassikern erzogenen Herzoge gezeigt werden sollte, es lasse sich dergleichen auch in deutscher Sprache hervorbringen. „Iphigenie“ war, so betrachtet, ein Schritt nach rückwärts.

Goethe suchte von Anfang an nach einem dichterischen Symbole für sein Verhältnis zu Frau von Stein und glaubte es, wie wir sahen, in der schonen Wendung gefunden zu haben: „Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau“ So formuliert lag ihm das Thema in der Seele. Zu lösen versuchte er es zuerst in diesem Sinne in dem kurzen Schauspiel „Die Geschwister“. Bruder und Schwester leben zusammen und lieben sich, ohne es zu wissen. da entdeckt ein Zufall dem Mädchen, daß sie nicht die Schwester sei, und alle Tragik lost sich auf die reinste Weise in Glück auf. Man muß, um dieses rührende kleine Stück, das in Prosa geschrieben ist, ganz zu würdigen, es gut darstellen sehen.

Aber es lagen höhere dichterische Möglichkeiten in Goethes Verhältnisse zu Frau von Stein. Da sprang der Stoff „Iphigenie“ in Goethes Phantasie. In Iphigenie konnte dargestellt werden, welchen Frieden die schwesterliche Freundschaft der geliebten Frau seinem Herzen geschenkt hatte. Auf eine Höhe konnte ihr beiderseitiger Verkehr erhoben werden, daß alles zu sagen erlaubt war. Orest, von

inneren Qualen gepeinigt — ich erinnere an den „Fluch Kains“, der Goethe so ruhelos machte —, wird durch Iphigeniens bloße Gegenwart befreit. Der Moment, wo Orest in der Nahe der Schwester und des Freundes sich wiederfindet, bildet, wie Goethe ausdrücklich sagt, die Achse des Stükes. In diesem neuen Sinne begann er innerlich zu arbeiten, und drei Jahre dauert es nun wieder, bis die Dichtung sich so weit schließt, daß sie zum ersten Male niedergeschrieben werden konnte und der vierte und fünfte Akt an die begonnenen drei ersten sich anfügten.

Denn in dem bloßen Verhältnis Orests zu Iphigenie lag noch kein Abschluß der Handlung: es hatte neben dem vereinigenden das trennende, widerstandleistende Element der Komposition gefehlt. Allmählich erst mußte die Erfahrung wieder auch dies liefern. Denn allmählich erst begann die Last sich anzusammeln, mit der die neuen Verhältnisse auf Goethe drückten. In der Gestalt des Thoas personifizierte er sie. Ich will nicht sagen, daß Thoas Karl August sei, aber Elemente der Natur des Herzogs haben Thoas gebildet. Man fasse zusammen, was uns über den Charakter des Herzogs überliefert ist, und frage sich, ob Thoas nicht jeden Zug enthält und ob er einen Zug enthalte, der dem entgegen wäre. An diesen Charakter war Goethe durch heilige Bande des Dienstes und der Dankbarkeit gebunden. Die Ahnung einer Trennung steigt auf, während zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn zurückhalten. Nur dichterisch sollte diese Trennung sich wirklich vollziehen. Goethe deutet einmal an, als das Stück bei Hofe vorgelesen worden war, der Herzog werde wohl verstanden haben, was mit dem „Lebtwohl“, mit dem die Tragödie schließt, gemeint gewesen sei und was Thoas bedeute. Mir ist es unmöglich, die letzte Szene des Aktes zu lesen, diese erschütternde Bitte um Freiheit, ohne in Iphigenie Goethes um Erlösung aus unerträglichen Zuständen bittende Seele zu erblicken.

Ofter sehen wir Goethe so arbeiten. Zuerst entsteht ein

erster Gedanke der Dichtung. Dann lange Pause. Dann erst beginnt die wirkliche Formulierung. Und deshalb setzt Goethe später „die Arbeit“ an der „Iphigenie“ erst in den Anfang 1779, wo er das Stück zum ersten Male ernsthaft vornahm, damit es zu einer bestimmten Gelegenheit aufgeführt werden könnte.

Vom Februar 1779 an begegnen wir den Erwähnungen der fortschreitenden Dichtung. Vom 14. Februar haben wir die Tagebuchnotiz „Früh angefangen ‚Iphigenie‘ zu diktieren.“ Hatten wir nichts als sie, so wurde anzunehmen erlaubt sein, Goethe habe an diesem Tage mit dem Stück überhaupt begonnen. Ein Brief an Frau von Stein, vom selben Tage, aber belehrt uns, wie dieses Diktieren gemeint war. „Den ganzen Tag“, schreibt Goethe an sie, „brüt ich über ‚Iphigenie‘, daß mir der Kopf ganz wust ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht, Liebste. Musik hab ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Wir sehen daraus, daß es sich an diesem Tage nicht um eine erste Offenbarung des Dramas, sondern nur um eine redigierende Tätigkeit handelte. Goethe wollte die in ihm kämpfenden Versionen seines Werkes gleichsam zur Ruhe zwingen, indem er, die Worte zur Niederschrift laut vorsagend, die lebendige Sprache zum Richter machte. Er hoffte, auf diesem Wege die Elemente seiner Dichtung zu festerer Gestalt zusammenzuziehen.

Wir dürfen hier noch weiter gehen und die Schwierigkeit nennen, welche Goethe zumeist vielleicht angetrieben hat, gerade durch Diktieren sein Werk der endlichen Form entgegenzuführen, in der er damals schon „Iphigenien“ abzuschließen hoffte.

Goethe hatte sich während seiner Frankfurter Zeit eine eigne Sprache gebildet eine Mischung aus den verschiedenen süddeutschen Dialekten, die er allmählich sprechen gehört und selbst gesprochen hatte, versetzt mit Reminiscenzen aus Volksliedern und aus dem Deutsch des 16 und 17 Jahrhunderts, sowie aus griechischer und Shakespeari-scher Sprache, dem allen zuletzt Lavaters Sprechart den entscheidenden Stempel aufgedruckt Die Prosa, in welcher Goethe den „Werther“ verfaßte, zeigt die Anwendung dieses so entstandenen Idioms in bewußter, sorgfältiger Durcharbeitung

Während des ersten und zweiten Jahres in Weimar bleibt dieser Ton bei ihm noch der herrschende Er setzt von dort aus seine Korrespondenz in der gewohnten Art und Weise fort Er läßt „Stella“ jetzt erst drucken, er schreibt seine kleineren Gedichte noch in der Art, wie er vorher getan hatte Diese Gedichte, von unsterblicher Schönheit und von einer Melodie der Worte und Gedanken beseelt, die nur von einigen Stücken der alten griechischen Lyriker erreicht wird, trugen nicht am wenigsten dazu bei, Goethes damaligen Freunden ein Gefühl zu geben, daß er ein großer Dichter sei Sie streifen ans Volkslied und scheinen für den Gesang bestimmt Er sagte sie gern her, wenn er darum gebeten wurde Oft hören wir, daß er den „König von Thule“ deklamiert habe Er war nicht zurückhaltend und las vor oder rezitierte aus dem Kopfe, was gerade am nächsten lag

Bald aber schläft diese Schriftstellerei mit seinen westlichen Freunden ein Bald auch hören diese Romanzen und Balladen auf Der Einfluß des neuen Vaterlandes macht sich geltend, wo mehr gelesen als geredet wurde Die bisherigen Mittel leisten Goethe keine Dienste mehr Sein neues Publikum versteht ihn nicht, die neuen Gedanken brauchen eine andere Einkleidung Der herausfordernde Ton seiner Prosa in der Frankfurter Zeit hatte Goethes jungen Jahren

entsprochen, in denen man, je talentvoller man ist, um so radikaler zu denken pflegt jetzt verlangte die veränderte Stellung Würde und Gemessenheit Die Dinge, die ihm nun in der Seele lagen, durfte er nicht mehr so flott hinwerfen, einerlei was darüber gesagt werde, sondern verlangten oft Verhüllung und Geheimnis. Schon 1776 war Goethe der „herrliche Junge“ nicht mehr, als den ein Jahr früher die Stolberge ihn gepriesen hatten Es ging nicht so weiter Goethes Sprache beginnt sich in die Wendungen des norddeutschen, mehr geschriebenen als gesprochenen Satzbaus zu fügen, und das Bestreben wird ersichtlich, nicht mehr zu schreiben, wie das Volk spricht, sondern das Volk die Sprache sprechen zu lehren, die für den Ausdruck der Gefühle und den Bericht der Tatsachen nach höheren Rücksichten die geeignetste sei.

Nur die Anfänge dieses Bestrebens zwar zeigen sich, allein vorhanden sind sie. Dieses Schwanken und Suchen fuhr jedoch zu der Unsicherheit, mit der Goethe jetzt seine Sachen, auch wenn er sie noch so oft durchgearbeitet hat, nicht als vollendet anerkennen und drucken lassen mag. Daher die Lassigkeit im Fortschreiten seiner Arbeiten Er fühlt sich vaterlandslos in der Literatur Er will sich eine eigne Sprache formen, aber findet nichts Lebendiges mehr in seiner Umgebung, das sich dazu benutzen läßt, und es bleibt ihm endlich doch nichts übrig, als aus sich selbst zu schöpfen. Am Klange seiner eignen Worte will er prüfen, ob die Worte das Gefühl und die Gedanken wiedergeben, und er beginnt zu diktieren. eine Art Verzweiflungsmaßregel, sich aus dem Chaos zu erretten, das ihn endlich in Italien dann genötigt hat, zu ganz neuen Mitteln zu greifen und an Stelle des zufälligen Naturklanges den Wohlklang einer nach Prinzipien verfahrenen bewußten Kunst zu schaffen

Auffallend ist auch, wie er jetzt, wo er die Arbeit an „Iphigenie“ wieder aufnimmt, die Musik zu Hilfe nimmt. Es er-

scheint als kein bloßer Zufall, daß er unter ihrem Beistand arbeitete. Eine Woche, nachdem er zuerst davon gesprochen, finden wir sie abermals bei „Iphigenie“ erwähnt. Den 22. Februar heißt es in einem Briefe an Frau von Stein: „Meine Seele lost sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quattro neben in der grünen Stube, sitz ich und rufe die ferneren Gestalten leise herüber. Eine Szene soll sich heut abgespielen, denk ich, drum komm ich schwerlich. Gute Nacht.“

Dieses Eingreifen des musikalischen Elements zeigt, wie selbst das Diktieren noch nicht genugte, Goethe den Rhythmus in die Seele zu schaffen, dessen er bedurfte, um eine neue Sprache für ganz neue Gedanken und Anschauungen zu finden. Im „Gotz“ hatte er die Frauen ein herzliches, hausbackenes Deutsch reden lassen: es waren Deutsche, die sich in ihrer eigenen Sprache an Landsleute wandten, Iphigenien dagegen, einer Königstochter, die vor Tausenden von Jahren mit Gottern und Gottinnen im Verkehr stand, ließen sich so kreuzbrave Redensarten nicht in den Mund legen. Die mythischen Verhältnisse verlangten den reinen dialektlosen Ausdruck der Gefühle. Die Erfahrungen des realen Lebens vermochten Goethe hier nichts zu bieten, er mußte sich an diejenigen Vorbilder halten, an denen dergleichen vor ihm zustande gebracht worden war. Der bloß syntaktische Wohlklang der französischen Dichtersprache, der Wortwohlklang der Italiener stand ihm plötzlich näher, als was irgend die deutsche Sprache ihm zu leisten vermochte, und so, um sich gänzlich aus der Region der alltäglichen Erfahrung emporzuheben, sucht Goethe sich eine poetische Sprache zu bilden, indem er unter dem Einflusse der Musik dichtet.

Goethe war im Februar so sehr in diese Arbeit hineingekommen, daß er sie während einer Dienstreise, auf der ihm nur selten ruhige Augenblicke blieben, mit sich führte und daran weiterschrieb. Vom 1. März 1779 ist ein Brief

datiert, den er aus Jena an Frau von Stein sendet. Er hatte da Rekruten ausheben müssen. „Mit meiner Menschenklauberei bin ich hier fertig und haben mit den alten Soldaten gegessen, und von vorigen Zeiten reden hören. Mein Stuck rückt.“ Von Dornburg, am nächsten Tage: „Knebeln können Sie sagen, daß das Stuck sich formt und Glieder kriegt. Morgen hab' ich die Auslesung, dann will ich mich in das neue Schloß sperren und einige Tage an meinen Figuren posseln — Jetzt leb ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrückt seinen Gang.“

Diesen inneren Umgang mit den Gestalten seiner Phantasie nennt Goethe „mit Geistern reden“. Den 5. März schreibt er Knebel: „Ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulierender Poeta sehr geschunden bin, und hatt' ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schloßchen nicht gehabt, so wäre das Ei halb angebrütet, verfault.“

So geht es nun weiter. Rekruten und „Iphigenie“. Aus Apolda meldet er: „Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwurker in Apolde hungerte.“ So meldet er am 6. März, kehrt dann nach Weimar zurück, ohne, wie er sicher gehofft, das Drama fertig zu haben, geht noch einmal fort ins Gebirge und schreibt den 19. März „allein auf dem Schwalbenstein“ den vierten Akt. Den 1. April finden „Proben von ‚Iphigenie‘ und Besorgung des dazu Gehörigen“ statt, und den 6. April (1779) erfolgt endlich die erste Aufführung. Goethe spielte den Orest, Knebel den Thoas, Prinz Konstantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie. Bei der zweiten Aufführung trat der Herzog selber als Pylades auf. Die Hofdame Fraulein von Godthausen berichtet an Goethes Mutter, ihres Sohnes Kleid, wie das des Pylades, sei griechisch gewesen, nie habe sie ihn so

schon gesehen Eine rechte Vorstellung, wie es dabei zugegangen sein konnte, fehlt uns Wir sind im Theater heute an die historischen Kleider gewohnt, damals waren sie etwas Neues Man spielte im achtzehnten Jahrhundert auch die im Altertume heimischen Stücke in einer idealen, konventionellen Tracht, wobei Perucken, Kniehosen nebst Hackenschuhen und Strumpfen nicht fehlen durften, in den siebziger Jahren war zum ersten Male versucht worden, nationales Kostum auf die Bühne zu bringen

Goethe beruhigte sich bei dieser ersten Redaktion der „Iphigenie“ nicht Er nannte sie von Anfang an „nur eine Skizze, bei der zu sehen sei, welche Farben man auflege“ Die Darstellung wurde von ihm als das betrachtet, worauf es ankomme Schon für die neue Aufführung im folgenden Jahre war eine zweite Bearbeitung fertiggestellt Das Stück kommt nicht zur Ruhe, das Manuskript begleitet Goethe auf seinen Reisen oder ist in Weimar selber zwischen ihm und Frau von Stein beständig unterwegs. Sie, Wieland, Herder, Knebel geben fortwährend besseren Beirat, kein Wort darin, das nicht prüfend hin und her gewandt wird An den Druck denkt Goethe nicht, aber er verschenkt Abschriften Knebel liest auf einer seiner Reisen die „Iphigenie“ an vielen Stellen vor und erweckt Begeisterung Kestners wird eine Kopie mitgeteilt, 1783 Einzelne Szenen gelangen sogar per nefas in ein Journal Auch der Herzog nahm fortwährenden Anteil Im August 1786 las Goethe ihm das Stück wieder vor. „Dem Herzog ward's wunderbarlich dabei zumute“, schreibt er an Frau von Stein, vielleicht weil damals, wovon die Freundin freilich nichts wußte, die Trennung zwischen Goethe und dem Herzog neu besprochen worden war, die bevorstand „Iphigenie“ ist Goethes „Schmerzenskind“. Sie war die Vertraute seiner geheimsten Gefühle Unaufhorlich ist in seinen Briefen und Aufzeichnungen von ihr die Rede Und all diese Arbeit von zehn Jahren war doch nur die später völlig aufgegebene

Vorarbeit zu der neuen „Iphigenie“, welche in Italien entstand. Ein Zweck dieser Reise war für Goethe auch der gewesen, für die Besorgung der ersten rechtmäßigen Gesamtausgabe seiner Werke freie Zeit zu gewinnen. Bisher hatte nur der Berliner Nachdrucker Homburg Goethes Arbeiten, in vier Bänden zusammengefaßt, ausgebeutet; jetzt war mit Göschen die erste legitime Sammlung der sämtlichen Werke verabredet. Anfangs sollte „Iphigenie“ darin zum Abdrucke gebracht werden, wie sie 1786, vor Goethes Abreise, vorlag. Goethe konferierte darüber mit Wieland und Herder. Er saß mit ihnen, wie er schreibt, „zu Gericht über „Iphigenie““. Schließlich nahm er das Manuskript doch mit, nach Karlsbad, nämlich, von wo er bekanntlich nach Italien verschwand, „um ihm noch einige Tage zu widmen“. Dar- aus sind in der Folge dann freilich v i e l e Tage geworden.

Gleich in einem der ersten Briefe aus Italien ist von dem Stücke die Rede. Er beschreibt den Übergang über den Brenner. Goethe sitzt allein im Wagen, er sondert aus dem großen Pakete, das seine Schriften enthielt, das Manuskript des Stückes ab. „Der Tag ist so lang“, schreibt er, „das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.“

Wie wahr ist diese Bemerkung! Das Poetisch-Erweckende des Gebirges liegt darin, daß die verflachende Menschenarbeit zurücktritt und den einfachen, großen, zerstörenden und bildenden Naturgewalten ihre sichtbare Macht verbleibt. man erwartet ihre Wirkungen und weiß von Anfang an, daß gegen sie kein Aufkommens ist, während man in der Ebene immer wieder die Flüsse so kunstreich eingedämmt zu haben glaubt, daß nach der letzten Überschwemmung nun keine mehr eintreten dürfe. Goethes Darstellung der Alpen, der Mondnacht, in der er, von

Unruhe getrieben, allein im kleinen Wagen über den Paß fährt, dann das Hinabsteigen in die anders geartete italienische Natur ist mit allem Aufwande seiner beschreibenden Kunst ausgeführt Und dadurch, daß die Arbeit an „Iphigenie“ stets nebenherläuft, fällt auf den Weg, den er zurücklegt, ein Abglanz der Gedanken, die seine Dichtung erfüllen Er scheint nichts anderes in der Seele getragen zu haben „Iphigenie“ muß ihm die abwesende Freundin ersetzen, an die aus Italien seine meisten Briefe gingen Ich habe das Verlassen Weimars früher so aufgefaßt, als könne, wie bei der Schweizerreise der Versuch einer Trennung von Lili, so auch hier die Absicht gewaltet haben, sich Frau von Stein gegenüber in eine freiere Lage zu bringen. Ich glaube darin jedoch geirrt zu haben Das trennende Element bildete sich erst später In seinem letzten Briefe an sie, ehe er Karlsbad verließ, um auf einige Zeit völlig unterzutauchen, schrieb er ihr die andeutenden Worte (wie er einst Kestners das Erscheinen „Werthers“ verhüllt mitgeteilt hatte) „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen, und die Früchte reif abfallen Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näherkommen, aus der wir genommen sind“ Iphigenie war die Stellvertreterin der geliebten Frau, die Gestalt, in der sie ihn begleitete „Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte“ So in dem Briefe der „Italienschen Reise“, worin der Generalbericht über diese Arbeit gegeben wird Aus Verona schreibt er den 16 September „Ich fühle mich müd und ausgeschrieben, denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand Ich

muß nun die ‚Iphigenie‘ selbst abschreiben.“ Eine Woche später aus Vizenza (gegen Ende September) „Ich schreibe nun an ‚Iphigenie‘ ab, das nimmt mir manche Stunde, und doch gibt mir’s unter dem fremden Volke, unter den neuen Gegenständen ein gewisses Eigentümliches und ein Rückgefühl ins Vaterland.“ Nun nach Venedig Ununterbrochen begleitet sein Fortschreiten die Arbeit an dem Stucke. Wir kennen die Verse in Goethes Gedicht „An Lida“

seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.

So drang ihm überall durch die Erscheinungen des neuen, ungewohnten Daseins Iphigeniens Bild vor die Seele. Einen ganzen Monat lang, in Venedig, dauert das, bis er Mitte Oktober nach Rom weitergeht.

Goethe stand im Glauben, an dem Stucke jetzt endlich die abschließende Arbeit zu tun. Und dennoch, als er Venedig verläßt, ist „Iphigenie“, obgleich zu so vielen Malen ab- und umgeschrieben, unfertig wie zuvor und muß ihn auch ferner begleiten. Warum wohl?

Schon in Venedig überkommt Goethe ein, was gerade diese Dichtung anlangt, ganz fremder Gedanke. Im Theater von San Crisostomo sitzend, fangt er an zu überlegen, wie er seine „Iphigenie“ mit dieser Truppe vor diesem Publikum spielen würde. Und am selben Tage meldet er: „Heute habe ich keinen Vers an ‚Iphigenie‘ hervorbringen können.“ Und gerade heute hatte er abzuschließen gehofft. So verläßt er Venedig, ohne das Manuskript nach Hause zu senden. Die Stadt war für Goethe immer noch der deutschen Grenze zu nahe gewesen: nun erst, wo er nach Bologna weiterfahrend in das mittlere Italien eintritt, ist ihm,

als sei er mit Weimar fertig Die Vergangenheit wird undeutlicher Aber „Iphigenie“ bleibt ihm treu, als sei sie das einzige, was er aus einem großen Schiffbruch gerettet hat In neuer Gestalt tritt sie ihm plötzlich vor die Seele auch Taurien versinkt, und eine andere Landschaft erschließt sich „Iphigenie auf Delphi“ Im Wagen sitzend, der ihn nach Bologna fuhr, sieht Goethe überraschend neue Gedanken und Bilder seine Phantasie erfüllen Elektra soll jetzt eintreten „Es gibt einen funften Akt“, schreibt er, „und eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind“

Doch auch das zieht durch seine Seele nur hindurch wie ein Traum, um später erst wieder aufzutauchen Dagegen in Bologna abermals eine neue Erfahrung Von einem Gemälde, das die Heilige Agathe darstellt, schreibt er „Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfraulichkeit gegeben, doch ohne Kalte und Roheit Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine ‚Iphigenia‘ vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen mochte“

Darin lag das Schicksal des Stückes beschlossen Abermals stellte sich heraus, daß die scheinbar letzte Arbeit daran doch nur wieder als eine überwundene Vorstufe betrachtet werden müsse Vor jenem Gemälde wurde sich Goethe bewußt, daß Frau von Stein nicht mehr allein in seiner Dichtung herrsche, daß andere Gestalten mit einflußreicher Gewalt neben ihrem Bilde mächtig zu werden begannen Goethes Gedanken waren immer noch zu sehr in Deutschland zu Hause gewesen, je mehr er sich Rom näherte, je deutlicher ward ihm, aus welchen Gründen seine Arbeit bis dahin keinen Abschluß gewinnen konnte Im Theater von San Crisostomo hatte sich ihm in bezug auf sein Stück die Idee eröffnet, daß neben dem Weimarer Liebhabertheater und neben denen, die darauf spielten, jene alte Bühne höherer Art, für die Goethe vor der Weimarerischen Zeit ge-

richtet, Ansprüche auf seine Arbeit haben könne, und vor dem Bild in Bologna daß andere Linien die Figur seiner Heldin umschließen mußten als die, von denen umzogen das Bild seiner Freundin oder Corona Schroters ihm in die Seele gegraben war Die höchste Arbeit an dem Stucke wurde jetzt erst möglich Losgelost aus dem bisherigen Boden war es in neues, klassisches Erdreich versetzt, um nun sich völlig zu entfalten Nur in Rom konnte das geschehen.

DRITTER THEIL
ITALIEN
1786—1788

Den 1 November 1786 schreibt Goethe wieder an den Freundeskreis in Weimar. Der Brief beginnt (in der „Italienischen Reise“): „Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt.“

Was nennt Goethe hier Welt? und was versteht er unter Hauptstadt?

An dieser Äußerung werden wir recht inne, daß Goethe, schon von uns aus betrachtet, einer vergangenen Welt angehört. Wie Homer das erste große Phänomen der europäischen Welt war, im Gegensatze zur asiatischen, in deren Kreisen vor Homer die Geschehnisse der Menschheit liefen, so kann Goethe als das letzte große Phänomen dieser europäischen Welt gelten, da durch das Eintreten des Dampfes und der Elektrizität die Entfernungen aufgehoben und alle Erdteile zu gemeinschaftlicher solidarischer Unterlage der weiteren Menschenentwicklung erhoben worden sind. Es genügt nicht mehr, bei der Betrachtung der jetzt laufenden Politik die Karte von Europa zu betrachten: sie muß am Globus studiert werden.

Erst seitdem dies Bewußtsein uns erfüllt, daß das Vergangene abgetan sei und daß die Dinge auf neuen Bahnen neuen Zielen entgegenstreben, sind wir imstande, das, was ich so die „europäische Geschichte“ nennen darf, als ein rundes Faktum zu betrachten, von dessen Anfängen und von dessen Abschlüsse gesprochen werden kann.

Die älteste, historisch begründete Epoche der europäischen

Geschichte ist die griechische. Sie aber rollt nur scheinbar auf europaischem Boden ab. Die Blicke der Griechen waren zurück auf Asien gerichtet, sie haben das Gefühl gehabt, als äußerster Westen des alten Mutterlandes ein Teil desselben geblieben zu sein. Xerxes wollte nur eine abgefallene Provinz zurückerobern, selbst für Aschylos, indem er die Siege der Griechen über die Perser feierte, ist Asien die alte Mutter. Alexander der Große wollte Persien erobern, was lag ihm an Europa? Diese Zusammengehörigkeit Griechenlands mit Asien charakterisiert die ersten europäischen Zeiten so stark, daß damit vorweg der entscheidende Unterschied zwischen der Herrschaft der Griechen und der der Römer ausgesprochen worden ist. Mit Rom beginnt die eigentliche europaische Geschichte, und mit Rom endigte sie auch.

Erst von dem Eintreten der römischen Politik fangen Menschen und Dinge an, uns verständlich zu werden. Jetzt erst sind wir in der Lage, mit der Elle zu messen, mit der wir es noch heute tun. Alles Griechische, bis in die festesten historischen Zeiten hinein, behält für unsere Blicke etwas Märchenhaftes. Auch da, wo die in Stein oder Bronze gegra-benen Urkunden vorliegen, steht allen Ereignissen ein „Es war einmal“ als Einleitung vorgeschrieben. Wir glauben die Dinge gerne, aber hören auf, sie zu begreifen, sobald die Erzählung stockt. Es sind lauter Irrfahrten und Abenteuer, die wir erfahren. Alcibiades ist der reine Märchenfürst, mit Cäsar verglichen, der bei so viel schwarzen doch nicht eine einzige dunkle Stelle hat. Die Griechen aber sind auch im praktischen Geschäftsleben phantastisch und scheinen von Einfällen regiert zu werden. Menschliches und Göttliches läßt sich nicht bis auf den letzten Rest scheiden. Ein Nachklang früherer Schöpfungsgedanken weht uns an, der uns mit dem fremden Gefühle erfüllt, mit dem wir die Überreste der Palmen und der Tiere, die unter ihnen lebten, aus deutschen Gebirgen und Höhlen hervor-

kommen sehen wir halten sie fest in der Hand und bezweifeln ihre Echtheit nicht, aber wir lassen sie beiseite als etwas, das mit unserem vaterlandischen Boden für uns dennoch in keiner Verbindung steht

Dieses Fremde im griechischen Wesen überwinden wir niemals Den Romern aber fehlt das Märchenhafte völlig Sie haben keine Spur mythischer Abstammung und sind verständlich vom ersten Augenblick an als Politiker, Rechtsgelehrte, Soldaten, Beamte, Kaufleute Ihre Tugenden und ihre Laster liegen offen da und ohne poetischen Überglanz. Weder Dichter noch Künstler brauchten sie, noch fanden diese sich freiwillig unter ihnen. Von diesen Romern ist dreitausend Jahre lang das Drama der europäischen Geschichte gespielt worden, dessen letzter Akt eben in den letzten Versen stand, als Goethe in Rom eintraf, ohne eine Ahnung freilich, wie bald nach seinen Zeiten das große Schauspiel ein Ende haben und die Lichter gelöscht werden wurden. Aber auch nur diese letzten Verse an Ort und Stelle mit gehört zu haben, war entscheidend für Goethe

Die Geschichte Roms ist unsere Weltgeschichte

Zwischen schon uralten, aus den europaisch-agyptischen Zeiten stammenden Staaten, die den Boden Italiens innehatten, setzten sich energische Leute, von deren Herkommen niemand recht wußte, an einer unzugänglichen Stelle fest In Zeiten geschah das, von denen bis zu Alexander dem Großen noch drei- bis vierhundert Jahre fehlen. Über ein halbes Jahrtausend bedurfte dieses Rom, um zu vollen Kräften zu kommen In den ungesunden Sümpfen des Tiberufers machte den ersten Ansiedlern niemand ihre Stelle streitig Von Anfang an aber gehen sie selber mit den eisenharten Prinzipien vorwärts, die sie später niemals aufgegeben haben blutiger Gewalt nach außen, blutiger Ordnung nach innen Was wir als römische Geschichte, als europäische also, beobachten, ist: die Bürgerschaft dieser Stadt um sich fressen zu sehen, bis im Verlauf von tausend

Jahren nach ihrer Gründung alle Volker der Welt, die von diesem Zentrum aus überhaupt sichtbar und zu packen sind, sich in Teilhaber oder in Untergebene verwandelt haben

Rom war von seiner Gründung an nicht der Hauptort einer Volkerschaft, sondern ein mit Mauern geschützter Punkt, die Stätte heimatloser Männer, deren Ursprung sich auf romischem Boden alsbald verwischte: niemals hat es diesen Charakter aufgegeben. Solange Rom bestand, hat es alle energischen Elemente aus der Fremde an sich gezogen, welche brauchbar erschienen. Ein ungehemmtes Zustromen findet statt aus immer weiterem Umkreise, und jeder Ankömmling wird in die Interessen dieser Politik hineingezogen. In dem Maße, als der Bedarf an Männern wächst, wird es dem Fremden leichter gemacht, römischer Bürger zu werden, und so sehen wir zuletzt, als das Weltreich der Römer eine Tatsache ist, nicht eine eigenartige Nation in seinem Besitze, sondern eine ungeheure Beamtenmasse und Soldatenmasse, die beide nur das einzige römische Interesse kennen, und über ihnen, beide Elemente umfassend, die auf gemeinsamem Gesetze beruhende Rechtsgemeinschaft der römischen Bürger. Nur was den öffentlichen Dienst angeht, sind römische Sprache und Religion notwendig, sonst darf jeder Römer denken und reden, wie er will, und beten, zu wem er will. In Rom finden alle Kulte: etruskische, griechische, ägyptische, jüdische, freiwillige Aufnahme. Das ist die Geschichte des ersten Jahrtausends der römischen und europäischen Geschichte.

Der Inhalt des zweiten Jahrtausends ist die Geschichte des Untergangs dieser Gewalt, aber zugleich des Emporkommens einer neuen, abermals europäisch-römischen Herrschaft, an derselben Stätte aus den Trümmern der früheren, fast noch ehe diese zu Trümmern zerfallen war, erwachsen, die, aus denselben Prinzipien handelnd,

zu noch erweiterterem Machtumfange sich ausbreiten durfte. In Rom, nachdem es als Heimat allmächtiger Kaisergewalt viele Jahrhunderte sich auf seiner Höhe erhalten, war endlich doch der letzte Tropfen des Lebenssaftes, aus dessen ewiger Erneuerung es seine Kraft sog, verbraucht worden. In den Volkern, welche, unbezwungen oder als unbrauchbares Material ausgeschlossen, rings um die Grenzen des Reiches umhersaßen, erwachte ein leises Gefühl wie bei Geiern, die sich ansammeln, ehe der Körper die letzten Züge ausgehaucht hat, der ihnen zur Beute werden soll. Diese Völker durchschauerte eine Ahnung, über kurz oder lang wurden die heiligen römischen Grenzen offenstehen. Immer unruhiger drängten sie heran, und immer häufiger mußte mit ihnen, statt siegreich gekämpft, unterhandelt werden. Aber so natürlich war die Herrschaft der Römer immer noch, und so angeboren ihr Geschick, die Herren zu sein, daß sie, nachdem ihre selbsterzeugte Kraft längst versiegt war, aus jenen Angreifern die Heere rekrutierten, mit denen sie sie selber bekämpften, und daß aus einer Schwache eine neue Stärke hervorging. Die römische Politik organisiert die Feindschaften der Barbaren untereinander, zum Schutze Roms, mit immer größerer Gewandtheit. Allein während der Jahrhunderte, in denen die Schlaueit an die Stelle der Kraft tritt, erhebt sich die Armee, die fast ganz aus Germanen besteht, im Reiche zu politischer Macht und eigener Organisation, und so sehen wir in natürlichem Übergange die Germanen mächtiger und mächtiger werden und nach dem Umschwunge von Jahrhunderten in Rom ein germanisches Kaisertum an die Stelle des alten Kaisertumes setzen. Aber doch nur ein Faktor war dabei geändert worden: der deutsche Stoff hat römische Form annehmen müssen, Rom bleibt die Hauptstadt der Welt. Die Härte und blutige Rücksichtslosigkeit bestehen fort. Das alte Prinzip, alle energischen Manner nach Rom zu ziehen und zu Römern zu machen, wirkt wie vorher. Nur

an Stelle der juristischen Gemeinschaft, deren Quelle das in Rom sich entwickelnde Recht gewesen war, tritt allmählich die Gemeinschaft, deren Quelle die in Rom in Formeln gebrachte kirchliche Lehre ist. Bewunderungswürdig, mit welcher Konsequenz in diesem neuen Prinzipie das alte sich wiederholt, und wie in den trübsten Zeiten, wo Rom erniedrigt, fast zerstört und menschenleer daliegt, der Glaube an die Mission dieser Stadt lebendig fortwirkt, so daß die Ruinen der früheren Größe dieselben Dienste leisten, wie diese selber einst getan. Rom bleibt das Zentrum der Welt, das Haupt der Welt, das Wunder der Welt, das goldne kaiserliche Rom, aureae arces Romae. Wer es betritt, ist um Freiheit und Vaterland betrogen, und was dem alten Rom nie gelungen war, die völlige Unterjochung der germanischen Lande, England und Skandinavien einzugreifen, wird jetzt von den römischen Bischöfen vollbracht, welche diese Länder in Provinzen der römischen Kirche verwandeln. Die zerfallenen Paläste der Kaiser und die Tempel der Götter steigen als Kirchen und Paläste von Päpsten wieder empor, und über dem Schutte der zerstörten Straßen werden neue Straßen gezogen. Und der von der alten Stätte gebietenden neuen Macht gelingt schließlich das Unerhörte: gegenüber den hinzugekommenen germanischen Provinzen, die das Vaterland der in Rom herrschenden neuen Kaiser sind, die Bewohner des ehemaligen römischen Kaiserreiches nun in eine wirkliche Nation, die der Romanen, umzugestalten, die Herrschaft der frischen germanischen Kaiser zu stürzen, das Papsttum ganz in romanische Hände zu bringen, und damit im nationalen Sinne das zu vollenden, was in der Urzeit von den Raubern in den Sümpfen der Tiber begonnen worden war. Dieser letzte Umschwung gibt den Inhalt des dritten Jahrtausends der römischen Geschichte ab. Damit aber war auch erschöpft, was von historischen Möglichkeiten von Rom ausgehen konnte. Dieses dritte Jahrtausend war das

glanzendste! Lassen wir uns nicht tauschen durch die Geschichte des republikanischen und kaiserlichen antiken Roms das moderne papstliche ist größer gewesen

Das Rom des ersten und zweiten Jahrtausends hat keine eigne Kunst und Dichtung hervorgebracht Das wüste Agglomerat von Völkern hatte den Boden nicht verwandelt, auf dem sie lebten Griechische Künstler und Literaten, wenn auch selbst nun zu bloßen Bewohnern einer römischen Provinz geworden, erfüllten Rom mit ihren Arbeiten; kein spezifisch römisches Kunstwerk aber ist jemals zustande gekommen, selbst kein echt römisches Buch, Tacitus' Geschichte, das Corpus juris und die Werke der Kirchenväter ausgenommen. Die römischen Schriftsteller und Dichter von Plautus bis auf Plinius haben nur die griechische Sprache in lateinischen Wendungen wiederholt In den Zeiten aber, wo das zweite Jahrtausend der Stadt ins dritte überging, Zeiten, die uns, von einseitig politischem Standpunkt aus betrachtet, als die des tiefsten Verfalles zu gelten pflegen, vollzog sich auf italienischem, spanischem und französischem Boden eine Vermählung der Völker und des Vaterlandes und bildeten sich die romanischen Nationen, die mit eigner Sprache eigne geistige Produktionskraft zu offenbaren begannen. Auch hier bedurfte es langsamer Jahrhunderte, aber der Fortschritt ist sichtbar zu verfolgen. Während der griechisch redende Teil Europas, von Rom abermals losgetrennt, sich wieder an Asien angeschlossen und geistig produktionslos als eine große vegetierende Masse zwischen Europa und Asien noch heute daliegt (obschon ein gewisses Erwachen an immer mehr Stellen eingetreten ist), entfaltete sich Europa zu schöpferischem Leben, und Dante ist als der erste Genius dieser romanischen Welt zu betrachten Dante ist ihr, was Homer für die griechische Welt war. Von Dante ab gewinnt das italienische geistige Leben wachsende Kraft, und es entfaltet sich in und um Rom, aber Rom stets als erste Stelle gedacht, eine Blüte der Künste

und Wissenschaften, die alles übertrifft, was im vergangenen kaiserlichen Rom geleistet worden war Italien, Spanien, endlich Frankreich wetteifern, weder der Abfall Deutschlands, noch der Englands und der Niederlande ändert etwas an dieser Übermacht, und abermals erst mußte die Lebenskraft auch dieses neuen romanischen Frühlings völlig in Herbst und Winter hineingeraten, ehe ein Umschwung und ein Umsturz eintrat Wir heute erleben diesen endlich In Amerika, Asien und Afrika haben wir die ungeheure Schaubühne geschaffen, auf der die weiteren Schicksale der Menschheit nun fortspielen Was niemals im Laufe der menschlichen Geschichte erlebt worden ist, trifft heute ein der sichtbare Schluß einer Epoche von 3000 Jahren und der Übergang ihrer einst prachtvollen lebendigen Ornamentik in bloßen historischen Zierat

Goethe hatte auch das geahnt Der mitlebenden Generation seiner letzten Jahre war seine Erwartung dieses Umschwunges in, wie er es deutlich aussprach, der zweiten Hälfte des 19 Jahrhunderts unverständlich Revolutionen sah er voraus, denen gegenüber die politischen Versuche der eignen Zeit ihm wertlos und unbedeutend erschienen In dem Rom aber, in das er 1786 eintrat, erlebte er noch die letzten Zeiten des dritten römischen Jahrtausends, damals ohne Vorgefühl, daß diese Herrlichkeit so bald ein Ende nehmen müsse Nicht das leiseste Zittern der Völker kündigte das Nahen der Französischen Revolution an Der Kampf der amerikanischen Staaten gegen England wurde wie ein Abenteuer in weiter Ferne angesehen Europa lag still, als hatte es noch Jahrhunderte der Ruhe vor sich Vergoldet wie im Glanze einer ewigen Abendröte stand die Stadt, die Raffaels und Michelangelos und einer unendlichen Reihe von großen Männern zweite Vaterstadt geworden war, Goethe vor den Augen, um auch für ihn eine zweite Vaterstadt zu werden

Rom herrschte noch ohne einen scheinbaren Abbruch seiner

Macht Der französische, deutsche und italienische Klerus saß noch, jeder in seinem Vaterlande, im vollen Besitze der aufgehäuften Reichtümer und Einkünfte, deren Prozente nach Rom gingen. Rom war der Mittelpunkt des gebildeten Europas. Den widerhaarigen protestantischen Norddeutschen, den Englandern und Skandinaviern war diese Gewalt ebenso fühlbar, als waren sie selber Romanen. Von früh auf lag Goethe die Sehnsucht nach Italien in der Seele. Dreimal hatte er angesetzt dahin und war innerlich elend geworden vor Sehnsucht von einer „ungeheuren Krankheit“ fühlte er sich befreit, nachdem er Rom kennengelernt. Goethes trocken gearteter Vater war in Italien das Herz aufgegangen, daß er im ganzen Leben da allein sich begeistert fühlte. Der alte Goethe hatte seinerzeit darauf bestanden, seinen Sohn nach Rom zu schicken, um ihn von Weimar abwendig zu machen. Herders schönste historische Ausführungen sind die, wo er die zivilisatorische Macht der römischen Kirche beschreibt, Lessing beruhte auf Altertum und Renaissance, und der tief im protestantischen Norden geborene und erzogene Winckelmann hatte sich sogar zu den Formeln der römischen Kirche selber bequemt, um nur nach Rom zu gelangen. Niemals wurde er von da wieder fortgegangen sein. Rom und Italien war voll von Deutschen, die da suchten und fanden, was keine andere Stätte zu gewahren vermochte. Mit Recht durfte Goethe schreiben: „Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt!“

Goethe umfing die Fülle der geschichtlichen Erinnerungen, die diese Stadt ausatmete, wie ein Traum, den er mit wachenden Augen erlebte. In einem endlosen Gemälde rollten die Geschehnisse der Völker vor seinen Augen vorüber. Diese Träume werden dem, der sie zu hegen fähig ist, auch heute in Rom noch aufsteigen. Welch ein Gefühl, nun da der Schutt von tausend Jahren fortgeräumt wird, das alte ausgetretene Marmorpflaster des Forums unter den Sohlen zu

fuhlen, uber das so viele Deutsche als Feldherren, Kaiser und Sklaven, als Sieger oder Besiegte einhergeschritten sind! Es war keine schonere, freiere Statte fur kunstlerische und wissenschaftliche Arbeit denkbar als Rom damals. Die Palaste der Kardinalen die Zufluchtsstatten geistreicher Gelehrten, gleichviel woher sie kamen, die Stadt erfullt von der unablassig zu- und abstromenden Aristokratie aller Lander. Man muB nicht Goethes Briefe allein lesen, um dies recht innezuwerden. Goethe redigierte seine „Italienische Reise“ in spaterer Zeit, wo in Deutschland selber langst frische Luft wehte, man muB Winkelmanns Briefe an Berendis lesen, um den Unterschied zu kosten, welcher zwischen Rom und Deutschland damals waltete. Eine Fahigkeit, zu genieBen und genieBen zu lassen, die nur an dieser einen Statte damals moglich war. Ein sanfter UeberfluB des Daseins. Man durfte denken und laut sagen, was man dachte. Erlaubt war alles, das einzige etwa ausgenommen, wie Kardinal Albani meinte, daB auf dem Spanischen Platze eine Kanzel aufgestellt und der Antichrist gepredigt wurde. Kein Hagelschlag hatte seit einem Jahrhundert die Fenster der ungeheuren W6lbung dieses geistigen Treibhauses zerschlagen. Das dritte Jahrtausend der Stadt schien sich zu friedlicher, niemals endender Herrschaft ausdehnen zu wollen. Rom eine Weltuniversitat fur reife Manner aller Nationen. Ein buntes Gewuhl nahm jeden Ank6mmeling auf, in dem viele Sprachen gesprochen wurden, die alle doch der italienischen sich beugten, in dem man rein von Namen und Titel und auBeren Anspruchen seine eignen Wege suchte, um nur als das zu gelten, was man durch seine Person wert sei. Goethe war siebenunddreisig Jahre alt. Er nennt seine romische Zeit sein „zweites akademisches Freiheitsleben“.

Und er hatte wirklich etwas hinter sich, das wie ein Schulerleben in engen Verh6ltnissen zum ersten Male nun mit freierm Aufatmen vertauscht werden konnte. Goethe war

ja immer bis dahin nur aus einem kleinstädtischen Nest in das andere übergegangen. Er war weder in Paris, geschweige in London, noch in Wien gewesen. Dresden und Berlin, höher hatte er es nicht gebracht. Und auch dahin gelangte er nur als fluchtiger Reisender. Leipzig, Frankfurt, Köln, Straßburg waren enge, alte, von Mauern und Graben umschlossene Bürgerstädte, während Berlin ihm nur die Bemerkung abgepreßt hatte „Je größer die Welt, desto garstiger die Farce.“ Goethe war wohl hier und da mit den Mächten in Berührung geraten, die die Welt regieren, aber er hatte so gut wie nichts von der wirklichen großen Welt gesehen, ehe er nach Rom gelangte. Von allem wußte Goethe sich vorher eine Idee zu machen, dieses römische Leben war ihm so neu und unbekannt, daß, wenn er es in einem Roman aus der Phantasie hätte schildern sollen, ihm das schwerlich gelungen wäre. Ein unbegrenztes Feld zu geistigen Entwicklungen tat sich vor ihm auf, und zugleich lag dicht um ihn her vor seinen Füßen das Wissenswürdigste schon in Massen aufgestapelt. Aus dem Anblick einzelner elender Abgüsse von Antiken, um derentwillen er in Deutschland Reisen hatte machen müssen, war er in den Reichtum der damals noch unberaubten Villen und Paläste des Kapitols und des Vatikans versetzt. Die Werke Raffaels und Michelangelos in nächster Nähe, als edelste Erholung von seinen Studien, denn die eigne Arbeit blieb unbestrittene Hauptsache. Dazu eine angenehme freie Geselligkeit und keinen Herrn über sich, dem zu Hause doch alle Stunden zur Verfügung stehen mußten. Dies muß erwogen werden, um das Entzücken zu begreifen, in welches das römische Dasein Goethe versetzte. Wirklich zum erstenmal in seinem Leben war er ganz sein eigener Herr. Ihn erfüllte nicht die künstliche, durch ästhetische Überreizung erzeugte Begeisterung, wie sie heute viele, auf Anleitung von Reisehandbüchern, als eine nüchterne, erheuchelte Betrunktheit, zu der der gebildete Mensch sich für ver-

pflichtet halt, in sich zu verspüren meinen sondern das naturliche Wonnegefühl eines Menschen, der nach langer Unterdrückung sich endlich zum erstenmal in seinem wahren Elemente fühlt In Rom durfte Goethe seinem Triebe, „ins Allgemeine zu gehen“, bis in alle Konsequenzen sich hingeben

Wir brauchen uns, um die Natürlichkeit und Echtheit dieser Empfindung in einem Spiegelbild zu verstehen, wieder nur Winckelmanns zu erinnern, dem es ähnlich gegangen war Mit himmlischem Behagen war dieser dreißig Jahre vor Goethe in Rom heimisch geworden Winckelmanns Briefe, wie bemerkt, drucken dieses Aufatmen im Lande der Freiheit noch drastischer aus als die Goethes, der seinen Berichten, auch den intimsten, eine gewisse Form und Haltung geben mußte, da sie für Zirkulation bestimmt waren, und der bei der Überarbeitung für den Druck diese Rücksicht abermals stark eintreten ließ Winckelmann dagegen schüttete als obskurer Schriftsteller an obskure Freunde sein Herz aus, und seine Briefe sind gedruckt worden, wie sie ihm aus der Feder flossen

Ich bemerke Goethes „Italienische Reise“ ist 1817 zuerst herausgekommen Er hat eine Auswahl aus seinen Briefen getroffen, diese ineinander gearbeitet und ihnen den einheitlichen Stil gegeben, in dem er, als er alt war, zu schreiben pflegte Wer ermessen will, mit welcher Sorgfalt Goethe 1817 für den Druck arbeitete und in welchem Maße die „Italienische Reise“ ein Kunstwerk sei, vergleiche die Briefe an Frau von Stein vom 19 Februar 1787, über den Frühling in Villa Medici, mit der entsprechenden Stelle in der gedruckten „Italienischen Reise“, wozu er die Vorlage gebildet hat, aber auch mit einem Briefe vom gleichen Tage an Knebel Wie verschieden sind beide am 19 Februar 1787 über dasselbe Thema geschriebenen Briefe! An Knebel, den alten Lebensgenossen, schreibt Goethe, im Anklang an den in den ersten Zeiten zwischen ihnen waltenden Ton,



Goethe
Rom 1787/88

unbefangen frei, notizenhaft (vielleicht nicht mehr völlig natürlich); an Frau von Stein wendet er sich mit einer gewissen gemessenen Lehrhaftigkeit. Ihr gegenüber notiert er nun nicht mehr bloß, sondern stellt dar. Dies klassisch ruhige Darstellen war das neue Element, das Goethe in Italien in sich aufnahm. 1787 laufen beide Schreibweisen, die ältere und die neuere, noch nebeneinander her, 1817 dagegen war die klassische Art, die ich Geheimratsstil nenne, längst die herrschende bei ihm geworden. Goethe warf die Sätze nicht mehr hin wie ehemals, sondern ließ sie sanft abrinnen. Noch anders hat er wiederum zehn Jahre später seine allerletzten Gedanken eingekleidet. Fast priesterlich schreiten sie nun einher —

Man hat auch, indem man an das Buch die Ansprüche stellte, als ein Reisehandbuch dem Leser bestimmte Kenntnisse zu verleihen, seine Unzulänglichkeit und Auslassungen getadelt. Was dies betrifft, so kann nur der Unverstand so urteilen, und was die ausgleichende Überarbeitung anlangt, so hat sie dem Buche das wohlthuende Kolorit und die Abrundung verliehen, die es als ein lebendiges Werk durch die Jahrhunderte forterhalten wird. Es verhält sich in seiner jetzigen Form zu dem realen Leben, wie „Dichtung und Wahrheit“ dazu sich verhält.

Goethes spätere Herausgabe der Briefe Winckelmanns und die Zusammenstellung seiner biographischen Notizen über denselben, wobei er ein ganz neues Schema für Biographien erfand, sind der Zoll der Dankbarkeit gewesen für das ihm von Winckelmann in Rom Gewährte. Winckelmann war der erste, der in Deutschland von der nationalen Kunst der Griechen so sprach, daß das Publikum gepackt und, mitten in den Anschauungen der gleichzeitigen kleinlichen, manierten Kunst, von einer Ahnung griechischer Schönheit ergriffen wurde. Das freilich ist seltsam: die kunsthistorische Begeisterung, welche Winckelmann, Lessing, Herder und Goethe selbst später erregten, trat ein ohne die reale An-

schauung der Werke selber, auf die es doch zumeist angekommen wäre. Das deutsche Publikum begeisterte sich an den Worten und supplierte den Anblick der Werke aus seiner Phantasie, als ob dieser entbehrlich sei.

Beim Maler Oeser in Leipzig, der Winkelmanns naher Freund gewesen war, hatte Goethe zum ersten Male von ihm gehört. Seine Ermordung hatte er als einen ungeheuren Schlag mit empfunden. Aber erst in Rom sollte er die Arbeit des Mannes ganz schätzen lernen. Gewiß ist, ohne Goethes Buch über Winkelmann wurde uns dessen Gestalt nicht in so ruhigem Licht vor den Augen stehen, uns auch nicht so klar sein, mit welcher Muhe und mit welchem Erfolg Winkelmann, der zugleich völlig im Leben seiner Zeit drinsteckte, sich der antiken Kunst zu bemächtigen wußte.

Wir dürfen Goethe selber hier nicht auf den verschlungenen Pfaden seines italienischen Lebens nachfolgen, sondern begnügen uns, die großen Richtungen anzugeben, in denen er vorwärts kam. Sehr bald, nachdem der erste Sturm der Überraschung sich gelegt, empfand seine auf systematische Arbeit angelegte Natur die Nötigung, sich einen Feldzugsplan zu machen. Er wollte alles umfassen, an nichts vorübergehen, aber es konnte nicht in einem Schlag getan werden. Die Dinge selber und die zu Gebote stehende Zeit mußte in Einklang gebracht, und die obliegende nebenher laufende Herausgabe seiner Gesammelten Werke damit verbunden werden. Dabei regte sich der alte Trieb, als Künstler in eignen Arbeiten Auge und Hand zu bilden, und dann bedurfte er auch einer gewissen Fülle strebender Menschen um sich her. Wie er allen diesen Ansprüchen nun auf die natürlichste Weise gerecht geworden ist, wie er allem sich hingab und dennoch jedem einzelnen sein Recht gewährte, das zu erkennen, lehrt uns seine „Italienische Reise“. In diesem Sinne gibt es keine höhere Unterweisung für einen längeren Aufenthalt in Italien als dieses Buch.

Es zeigt, daß ohne ein gewisses Quantum fester Arbeit, an der man immer wieder inne wird, daß neben den ungeheuren Werken, die uns umgeben, die eigne Tätigkeit denn doch die Hauptsache bleiben müsse, ohne eine gewisse Ruhe und Gelassenheit beim ersten Angriff der Erscheinungen und ohne den Umgang mit gleichgesinnten Freunden eine solche Reise zu Gewinn höherer Resultate nicht zu denken sei. Goethe liebt das Gleichnis von dem Taucher, der einige Zeit unter dem Wasser unsichtbar bleibt, bis er wieder hervorkommt, auf sich selber anzuwenden. Ich brauche es deshalb noch einmal. Goethe taucht unter in dem neuen Elemente, er lernt wirklich schwimmen darin, er schlägt sich mit den Wellen und Wogen herum und kommt langsam, aber von den eigenen Armen getragen, vorwärts, während der heutige Bildungsreisende, rasch und trocken von bezahlten Ruderern über die Gewässer fortbewegt, viel erlebt zu haben glaubt, wenn ihm hier und da der Zufall einmal eine Welle über Bord ins Gesicht spritzt.

Noch eines muß ich sagen. Dieses Rom Goethes existiert auch ganz äußerlich genommen nicht mehr. Ich selbst habe noch einen allerletzten Schimmer der Abendrote erleben zu dürfen geglaubt, in welcher Goethe Rom erblickte. Ich bin in den funfziger Jahren noch eingefahren durch die Porta del Popolo, nachdem ich in langer Fahrt Rom naher und naher gekommen war, und habe die letzten Priester und Mönche noch in voller Berechtigung leben und weben sehen, die wie arme abgedankte Statisten eines abgebrannten Theaters in den alten Kostümen herumgingen. Nun (1877) sind die letzten Schatten dieses Daseins aufgefliegen. Wir haben überhaupt keine Städte mehr, die als Städte etwas an sich sind, auch Rom hat diesen Charakter der „Stadt“ par excellence verloren. Heute dringt man, wie durch eine Bresche, durch einen Mauerdurchbruch an ganz anderer Stelle ein und findet sich am Bahnhof in einem neuen Quartier mit glatt aufgeschossenen, eleganten

Häusern, die ebensogut Berlin, Wien oder einer andern modernen Stadt gehören konnten. Von da aus suchen wir das alte Rom erst auf wie eine abseits liegende Merkwürdigkeit. Früher wurde man gleich ins Herz der alten Stadt geführt und sah sich von ihr umringt und eingesponnen. Keine Macht wurde dies Gefühl zurückrufen können, denn die Bedingungen sind in der Wurzel verändert, unter denen die Menschheit jetzt die Erde bewohnt.

Die Werke Raffaels und Michelangelos, die Galerien des Vatikans, die historischen Erinnerungen werden niemals ihre Kraft verlieren. Wer auf den von Lorbeer- und Rosengebüsch überwachsenen Trümmern des Palatin umhergeht, die warme Sonne dort sich umspielen läßt, während Briefe von zu Hause von Kälte und Schnee erzählen, zu den Gebirgen von da hinübersieht, weit in der Runde, deren Linie seit undenklichen Zeiten sich nicht verändert hat, wer im Sonnenlicht und Mondschein die römischen Brunnen rauschen hört, wer wollte das nicht genießen? wer es je vergessen?

Aber die Seele dieses ungeheuren Organismus ist davon geflogen. Die Jesuiten, die in ertraumter Allmacht heute da noch herumgehen, haben nichts gemein weder mit den Geistlichen der Gregore noch mit den Kardinalen des sechzehnten Jahrhunderts noch auch mit den Abbaten des achtzehnten. Wer griechische Kunst kennenlernen will, geht nach Griechenland selber, wo in Olympia Werke zutage gefördert wurden, die mehr über die künstlerische Macht der Griechen verraten, als alle Museen Italiens imstande sind, und wer das Leben kennenlernen will, jedes nach seiner Nation, wendet sich ebensogut zu den großen Hauptstädten, in denen heute die regierenden Kräfte der Völker sich betätigen.

Wenn wir diesen Gegensatz uns nicht klarmachen, so verstehen wir weder Goethes Begeisterung noch den Einfluß, den Rom auf ihn gehabt hat.

GOETHE'S RÖMISCHE DICHTUNG

Als die letzte römische Arbeit an „Iphigenie“ getan worden war, verstand sich von selbst bei Goethe, daß das Stück vorgelesen wurde: alle seine Werke sind so geschrieben worden, als hätten sie überhaupt nur dem Zweck zu dienen, vor Freunden gelesen zu werden. Goethe hatte sich in Rom bald einen Kreis gebildet. Anfangs zwar verleugnete er seinen Namen: er wollte einsam leben; allmählich aber sammelte sich eine Anzahl Leute um ihn, auf die er Einfluß hatte. Aus andern Elementen bestand seine Umgebung überhaupt niemals. Er brauchte eine Geselligkeit, in der er die dirigierende Macht war. Wer sich seinem bildenden Einfluß entzog, mußte auch auf den Verkehr mit ihm Verzicht leisten.

Auch das verstand sich von selbst, daß eine Frau die Seele dieses Kreises sei. Goethe fand die Malerin Angelika Kauffmann in Rom, der diese Rolle zufiel. Angelika Kauffmann war, nach traurigen Schicksalen, zu einer angesehenen Stellung gelangt. Sie wurde als Historienmalerin geachtet, war als Portratmalerin berühmt und gesucht, verdiente viel Geld und machte mit ihrem alten italienischen Eheherrn ein Haus, wozu in Rom, wie bekannt ist, nicht einmal bedeutende Mittel gehören. Es bedarf dazu dort nur eines angemessenen Raumes und persönlicher Liebenswürdigkeit; Essen und Trinken tut jeder für sich ab. Bei Angelika fand Goethe eine Hauslichkeit. Sie hat ihn porträtiert, auch

die schöne Mailänderin, die es ihm damals antat, und auch eine Szene aus der „Iphigenie“ gemalt

Angelika galt ihrer Zeit sicherlich weder so viel als Raphael Mengs, der von Winckelmann und andern Raffael gleichgestellt wurde, noch so viel als Battoni, Mengsens italienischer Konkurrent um den höchsten Ruhm, sie nahm als Frau eine bescheidene Stellung ein, und doch sind ihre Arbeiten heute, wenn auch schwächer in Zeichnung und Modellierung, dennoch innerlich lebendiger als Mengs' und Battonis Gemälde. Als Frau kam ihr zugute, daß die gesamte Malerei ihrer Zeit etwas Weibliches, Zartes, Pastellmäßiges hatte, denn die Epoche war eben erst wieder im Erwachen, wo Männer die erschöpfte Kunst wieder auf eine höhere Stufe brachten. Angelikas Sachen erkennt man sofort. Man fühlt, wie sie rein zu sehen und rein darzustellen wußte.

Bei Angelika fand die Lektüre der endlich vollendeten „Iphigenie“ statt. Es war auf das Stück gewartet worden, und die Blüte der deutschen Kolonie hatte sich zusammengefunden, den berühmten Dichter selbst lesen zu hören.

Goethe sollte jetzt etwas Neues und Unerwartetes erleben: er ließ das Publikum kalt mit seinem Werk, über dessen begeisternde Wirkung langjährige Erfahrung ihn völlig sicher gemacht hatte. Er berichtet selbst darüber: Man hatte etwas anderes erwartet. Goethe war Deutschlands erster Dichter auf seinen „Gotz“, besonders aber auf den „Werther“ hin, dessen Einfluß damals noch immer in Blüte stand. Man hoffte etwas Leidenschaftliches, Weltsturmes zu hören, vor allen Dingen etwas „Deutsches“. Statt dessen gab Goethe eine griechische Fabel zum besten, glatte antikisierende Verse, gemäßigte Gefühle, Sehnsucht nach Ruhe und Stille, einen gleichmäßigen Glanz von Erhabenheit und einen Inhalt des Werkes, dessen eigentliche Pointen diesen römischen neuen Freunden ein Rätsel blei-

ben mußten Was wußten sie in Rom, wer unter Thoas und Taurien gemeint sei?

Das, womit „Iphigenie“ in Deutschland überrascht hatte, gewährte Rom ja ohnedies auf Schritt und Tritt! Man brauchte keinen griechischen Geist, man verlangte, was in Rom fehlte deutsche frische Luft wollte man einatmen, sich vom Dichter in das ferne Vaterland versetzt fühlen. Eine Enttäuschung trat ein, die um so harter wirkte, als endlich aus Deutschland auch die Stimmen der Freunde eintrafen, welche, ohne Goethes Gegenwart, ihrerseits mit dem gedruckten Stück in der neuen Form nichts anzufangen wußten Ihnen war es in der gewohnten alten Gestalt viel lieber. Sie wußten, wie jedes Wort in Weimar geklungen hatte.

Diese Erfahrung: den gehegten Erwartungen nicht zu entsprechen, wurde Goethe von jetzt an bald so oft geboten, daß sie als Regel dastand Niemals aber hat er sich dadurch irre machen lassen. Er gewöhnte sich daran, seine Arbeiten nun oft jahrelang daliegen zu sehen, ehe das Verständnis eintrat an der Richtigkeit der in Italien neugewonnenen Prinzipien ist er niemals zweifelhaft geworden.

Es hat etwas Großartiges, die Bescheidenheit zu sehen, mit der er sich von nun an „glatt und kalt“ schelten läßt Er fühlte, daß er aufgehört habe, für den Moment zu schaffen, sah vom Publikum und vom Lobe des Tages ab und arbeitete für das Volk und für die Anerkennung der kommenden Jahrhunderte

Über die Aufnahme „Iphigeniens“ zu Hause haben wir merkwürdige Äußerungen. Ich will hier aber nur von einer einzigen sprechen, welche Goethes Charakter zugleich wiederum in ganz neuem Lichte erscheinen läßt.

Er hatte einen jungen Menschen aus Frankfurt nach Weimar mitgenommen, der zugleich als Sekretär und Bedienter bei ihm fungierte. mit Namen Philipp Seidel. Wir kennen

Goethes Briefe an ihn, außerdem sind Briefe Seidels an dessen Frankfurter Freunde gedruckt worden, in denen über die ersten Zeiten in Weimar erzählt wird. Diese Briefschaften zeigen ein Verhältnis zwischen Herr und Diener, das als einzig in seiner Art dasteht.

Seidel wurde Goethes „vidimierte Kopie“ genannt. Seine Briefe zeigen, wie weit die Nachahmung bei ihm ging. Er hatte sich zum vollkommenen Werther ausgebildet. Es ist kostlich, ihn von oben herab die weimarische vornehme Gesellschaft schildern zu sehen. Wehmütig, wohlwollend glaubt er alles besser zu wissen und gibt sein absprechendes Urteil ohne den leisesten Zweifel ab, daß er das Richtige treffe. Da er Goethes Dichtungen ab- oder nach seines Herrn Diktat niederschrieb, tat er, als sei er dessen Mitarbeiter. Schließlich fing er selbständig zu schriftstellern an.

Seidel schlief mit Goethe in einer Stube. Nachts, nachdem dieser vom Hofe zurückgekommen, liegen beide im Bett und lassen Gott und die Welt die Revue passieren. Während Goethe die Dinge milder beurteilen lernte, verfocht Seidel Werthers alte radikale Anschauung.

Den 23. November 1775 nachts elf Uhr schreibt er an seinen Freund Wolf in Frankfurt (keine drei Wochen also nach Goethes erstem Eintritt in Weimar). „Nein, in dieser seligen Lage muß ich Dir schreiben, guter Bruder, da kopier ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfasser ist. Ich bin an einer Stelle, die mich wahrhaft himmlisch entzückte, und in dieser Lage will ich Dir schreiben, ob ich gleich sehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich hab' alles, Arbeit genug, Essen, Trinken und Geld, nur — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mitteilen könnte. Es ist ein müßiges, steifes, uppiges Volk, das einem oft unleidlich wird. Ihr ganzes Verdienst ist, daß sie Bücher lesen und dadurch noch unertraglicher werden. Ich soll Dir was über'n Hof sagen. Viel kann ich nicht, weil ich nicht

viel dran zu tun habe und mich eigentlich nichts da interessiert. Aber das muß ich Dir sagen, daß meine Seelenlust ist, die fürstliche Familie zu sehen. Man kann die große fürstliche aise an der verwitweten Herzogin und den gütigen jugendlichen Blick des Herzogs nicht genug bewundern. Wenn aber auch das Volk von ihnen redet, solltest Du auch das Ruhmen hören und das Gott sei Dank! mit tranenden Augen und Gott erhalte sie uns! Es ist ruhrend. .

„Am 7 den 17 huj waren wir auf der Redoute, da gefiel mir's. Es gab allerlei artig Zeug. Nun hor Die Nacht schliefen wir also nicht Die folgende, als Samstags den 18. November um 12 $\frac{1}{4}$ Uhr, legten wir uns. Wir schlafen nun zu dreien in einer Kammer. Da kamen wir ins Gespräch aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erschreckliche Wendung vor: Von Liebesgeschichten auf die Insel Korsika, und auf ihr blieben wir in dem größten und hitzigsten Handgemenge bis morgens gegen viere. Die Frage, über die mit so viel Heftigkeit als Gelehrsamkeit gestritten wurde, war diese: Ob ein Volk nicht glücklicher sei, wenn's unter dem Befehl eines souveränen Herrn steht. Denn ich sagte: Die Korsen sind wirklich unglücklich. Er sagte, nein, es ist ein Glück für sie und ihre Nachkommen, sie werden nun verfeinert, entwildert, lernen Kunste und Wissenschaften, statt sie zuvor roh und wild waren. Herr, sagte ich, ich hätt' den Teufel von seinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Kosten meiner Freiheit, die eigentlich unser Glück macht. Die Korsen können nicht wild sein, die Gebirgsbewohner ausgenommen, sonst hätten sie kein so groß Gefühl von Freiheit und nicht so viel Tapferkeit zeigen können. Sie waren glücklich. Sie stillten ihre Bedürfnisse gemächlich und konnten sie stillen, da sie sich keine unnötigen machten. Jetzt bekommen sie deren täglich mehr und können sie nicht befriedigen, denn keiner von uns kann, wie er will, sich kleiden, essen, trinken, in Gesellschaft gehen und dergleichen. Sie hatten alles, was

sie verlangten, weil sie nicht viel verlangten, und hatten's in Freiheit“

Seidel war der einzige, der in Weimar um Goethes Reise nach Italien gewußt hatte. Er blieb als Agent zurück, durfte die Briefe öffnen, hatte Goethes Geld zu besorgen, und so weiter. An Seidel sendet nun auch Goethe die letzte Redaktion seiner „Iphigenie“

Dieser vermeldet darauf unverfroren, wie wenig zufrieden er sei, und nun hören wir, wie Goethe darauf erwidert, der erste Dichter Deutschlands, ein Mann von bald vierzig Jahren, einem sechs Jahre jüngeren subalternen Schreiber. Mitte Mai 1787 antwortete er ihm aus Neapel: „Dein Brief vom 7 März hat mich gestern, da ich vom Schiffe stieg, empfangen, und Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen. Die Reise durch Sizilien ist denn auch glücklich vollbracht und wird mir ein unzerstörlicher Schatz auf mein ganzes Leben bleiben — Was Du von meiner ‚Iphigenie‘ sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerkes willen entschließen mußte, das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten, wenn die schlechten und mittlern gewannen. Du hast zwei Szenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat.“

Es atmet aus diesen Worten eine Humanität und reinmenschliche Demut, die Goethes Herz zeigen, wie es war. Noch eins aber enthält dieser Brief, was nach allem über „Iphigenie“ nun offenbar Gewordenen in Erstaunen setzen wird. „Doch liegt“, fährt Goethe fort, „das Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf hab verwenden können. Den ersten Entwurf schrieb ich unter dem Rekruten-Auslesen und fuhrte ihn aus auf einer italienischen Reise. Was will daraus werden. Wenn ich Zeit hätte, das Stück zu bearbeiten, so solltest Du keine Zeile der ersten Ausgabe

vermissen!“ Wir sehen also, daß Goethe jetzt noch „Iphigenien“ für eine fluchtige Arbeit hielt, die ganz anders hätte werden können

Es scheint, daß Seidel auch nach diesen Belehrungen seiner Vorliebe für die frühere Form des Stücker treu blieb. Goethe schreibt wiederum an ihn den 27. Oktober 1787: „Du sollst auch eine ‚Iphigenie‘ in Prosa haben, wenn sie Dir Freude macht. Der Künstler kann nur arbeiten, Beifall läßt sich wie Gegenliebe wünschen, nicht erzwingen.“

In ebenso demütiger Weise verteidigt Goethe „Claudine von Villabella“, deren Prosa in Italien in Jamben umgesetzt worden war, gegen ähnliche Ausstellungen Philipp Seidels. Er legte stets den größten Wert auf ehrliche Kritik, mochte sie ihm zufließen, woher sie wolle.

An „Iphigenie“ übrigens, nachdem sie in der vorliegenden Gestalt gedruckt worden war, hat Goethe nie wieder gerührt. Kein Jahr, und die Arbeit war ihm fremd geworden, als sei sie gar nicht seine eigene. Mit seiner Liebe zu Frau von Stein erkaltete das Interesse daran. Schiller gegenüber, zehn Jahre etwa nach der römischen Umarbeitung, gesteht er offen ein, er habe kein Verhältnis mehr zu dem Stück, welches er so gleichgültig wie die Arbeit eines Fremden behandelt, so daß Schiller sich des Werkes geradezu annehmen muß. „Iphigenie“ soll aufgeführt werden, und einige Änderungen sind nötig. Schiller übernimmt sie. Goethe wäre nicht dazu zu bewegen gewesen. Schon 1792, als Goethe Jacobi am Rheine wiedersah und etwas vorlesen sollte, hatte er „Iphigenie“, die man ihm in die Hand geben wollte, zurückgewiesen. Er habe sich, sagt er, dem zarten, darin herrschenden Tone entfremdet gefühlt. Gegen Schiller spricht er von ihr als von dem „gräzisierungsschauspiel“ und sagt spöttisch, daß sie „verteufelt human“ sei. Seltsam ist auch, als Goethe in hohem Alter Eckermann von „Iphigenie“ spricht, meinte er, eine wirklich gute Aufführung der „Iphigenie“ niemals ge-

sehen zu haben Ich glaube, wenige können von sich sagen, daß ihnen eine solche jemals zuteil geworden sei —

Bezeichnet die „Iphigenie“ den Übergang Goethes nach Italien, so ist die Arbeit an einem anderen Stück nun symbolisch für sein Wiederfortgehen „Tasso“ ist die Frucht seiner Sehnsucht nach Italien zurück Am „Tasso“ dichtete Goethe, um sich zu betäuben, auf dem Wege nach Hause, und vollendete ihn in Weimar, als ihm der Anschein der alten unveränderten Zustände dort unerträglich wurde Im Garten Boboli in Florenz, wo er sich nur kurz aufhielt, schrieb er daran Alle freien Stunden in Weimar widmete er diesem Werke Tasso mußte als Vertrauter seiner Seele völlig an Iphigeniens Stelle treten Es ist Goethes vollendetste, reifste Tragödie geworden „Tasso“ kam zum Abschluß, als Goethe in voller Kraft zwischen Jugend und Alter in der Mitte stand

„Iphigenie“ war wie eine junge Tanne, die sich in Italien in eine Pinie verwandelte bei „Tasso“ blieb nur der Kern deutsch. Zwei Akte, in poetischer Prosa geschrieben, nahm Goethe nach Rom mit, die, „in Absicht und Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, etwas Weiches, Nebelhaftes hatten, welches sich bald verlor, als er, nach neueren Ansichten, die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ“. „Tasso“ wuchs aus der alten Wurzel neu auf, schlank und kräftig wie ein glatter Lorbeerbaum, der nie andere als italienische Sonne gekostet hat Griechische Gesinnung, römische Bildung, deutsches Gemüt vereinigen sich in ihm zu einem neuen modernen Elemente, das man das Goethesche im allereigensten Sinne nennen konnte „Tasso“ gibt die Goethesche Sprache in der Vollendung Diese Jamben haben Schiller Jamben machen gelehrt und Schlegel die Sprache geliefert, in der er Shakespeare wie zu einem deutschen Dichter umwandelte Ohne „Tasso“ wäre unsere heutige poetische Diktion nicht das geworden, wozu sie sich entwickelt hat

Die ersten Gedanken des Stuckes konnten aus Goethes frühesten Zeiten stammen. Schon bei Jacobi in Dusseldorf las er die novellistische Darstellung des Wahnsinns Tassos. Da kann ihm, ohne daß er an Niederschrift dachte, eine Idee des Stuckes aufgestiegen sein. Es bedurfte bei Goethe wiederholter, sich agglomerierender Erlebnisse, um eine solche erste Idee zu einem Plane zu gestalten. Für „Tasso“, wenn wir suchen wollen, bot sich hier folgendes

Unter den Straßburger Genossen Goethes trat als einer der talentvollsten Lenz hervor. Einzelne Verse der Gedichte, die von ihm herrühren, sind von ergreifender Schönheit. Goethe scheint auf ihn mehr gehalten zu haben als auf andere. Lenz ist nach einem verwirrten, verwüsteten Leben früh gestorben.

Er hatte sich in Weimar eingestellt, als Goethe dort festen Fuß gefaßt, erschien als Genie und wurde als solches anerkannt. Er wollte auffallen in Kleidung, Ton und Ansprüchen. Goethe wußte ihn immer als möglich zu erhalten, und Lenz, der dies eigenem Verdienst zuschrieb, mag dadurch zu einem entscheidenden Streiche angereizt worden sein.

Genug, eines Tages floß der Becher über, Lenz hatte irgendeinen „Unsinn“ begangen, über dessen Inhalt wir nichts wissen. Man vereinigte sich, was er getan, eine „Eselei“ zu nennen. Es scheint ein Zuviel gegen eine Dame gewesen zu sein, wozu er sich hinreißen ließ. Ich glaube, daß, wenn wir unter diesen Umständen in einem Shakespeare liebenden Kreise das Wort Eselei finden, wir es am einfachsten mit dem verbinden, was im „Sommernachtstraume“ geschieht, wo der in einen Esel verwandelte Zettel gegen Titania zärtlich wird. Und ich glaube, es könnte eine solche „Eselei“ der Grund der verhängnisvollen Szene geworden sein, welche den Umschwung des „Tasso“ Goethes bildet. Tasso, betort von der mehr seinem Geiste als seiner Person geltenden Neigung einer vornehmen Dame, welche ihn liebt,

aber keine Ahnung hat, wie weit ihre Herablassung ein Genie erregen könne, reißt sie an sein Herz und vernichtet sich damit

Indessen dies ist bloße Konjektur. Es fehlt die voritalienische Form des „Tasso“. Begonnen hatte Goethe ihn sechs Jahre ehe er nach Rom kam. Ihn gedichtet, „um sich zu befreien“, wie er Eckermann sagte, wobei er Tasso zugleich einen „gesteigerten Werther“ nennt. An anderer Stelle sagt er, Tasso sei eine der Phantasiegestalten, der man seine eignen „Albernheiten“ anhänge und die man dann Tasso nenne.

Aber auch Antonio ist Goethe, wie Goethe gleichfalls selbst sagt. Goethe hat im Widerstreite dieser Gestalten, die sich unerbittlich abstoßen, die Unverträglichkeit der beiden Rollen dargestellt, zu denen er während der zehn Jahre in Weimar verurteilt war. So war er seiner innersten Neigung und Anlage nach. In Lenz erblickte er seine eigne Karikatur, und in der entscheidenden Szene des Stückes, zu der Lenz, wie ich vermutete, den Anlaß gab, legte Goethe nieder, was hätte werden können, wenn er sich wie Lenz fortreißen ließe, ohne sich sein eignes Königreich, um so zu sagen, im Rücken frei zu halten. Antonio dagegen ist Goethe, wie dieser fühlte, daß er werden müsse, wenn er sich als Staatsmann in eine einseitige Richtung verlocken ließe, um bestenfalls zuletzt ein Mann zu werden, wie Fritsch war. Hier lernen wir recht kennen, was das sagen will „symbolische Dichtung“. Was Goethe im „Tasso“ darstellt, sind die Gedanken, die tagtäglich in seiner Seele auf und nieder gingen, und doch haben die Ereignisse des Stückes nicht einen Schimmer realer Erlebnisse. Unmöglich, aus den Gestalten des „Tasso“ eine einzige wirkliche Figur herauszuschalen. Es waren ganz neue Wesen, alle miteinander geschaffen, nur um Begriffe und Verhältnisse zu personifizieren. Und gerade deshalb, je mehr diese Figuren nur willkürliche Kreaturen Goethes waren, um so

wahrhaftiger sind sie Goethe hat mit ihnen eine neue Welt hervorgebracht, der er die Gedanken verlieh, die seine Seele durchwogten Und hatte er ein Stück schreiben wollen mit den Personen Herzog, Herzogin, Goethe, von Fritsch, Frau von Stein, Lenz usw und Wort für Wort Satze hineingebracht, die wirklich gesprochen worden waren, so wurde dies, verglichen mit „Tasso“, doch nur eine vergängliche reale Puppenkomodie geworden sein, geeignet, einige Liebhaber sogenannten exakten Materials in Entzücken zu setzen, sonst aber nicht mit einem Schimmer der Wahrheit in sich, die uns aus „Tasso“ entgegenleuchtet

Indem Goethe Ferrara verherrlichte, hat er Weimar ein indirektes Lob gespendet, das schöner nicht denkbar ist und auf geradem Wege niemals möglich war. So hätte Weimar sein können er hat es dargestellt, als sei es so Auch das echte Ferrara ist dadurch zu unverdientem Ruhm gelangt Aus einer öden Fürstenresidenz zweiten Ranges ist ein wiederauflebender Absenker alten perikleisch-athenischen Lebens entstanden Ranke hat zuerst darauf hingewiesen Die Fremden laufen heute in den langweiligen Straßen von Ferrara umher, die wohl auch im 16 Jahrhundert nicht anders waren, und suchen die große Vergangenheit den Mauern abzuschnuffeln. Und aus einem für deutschen Geschmack leeren Dichter, dessen Werke durchzulesen heute nur wenigen gelingen dürfte, so glänzend ihr Tonfall ist, hat Goethe eine heroische Gestalt gemacht, einen Genius, dem man die herrlichsten Werke anvermutet Und dies Ferrara aus Goethes Phantasie, diese Fürstenfamilie darin, dieser Hof und Hofdichter sind so überzeugend wahr geschaffen worden, daß die Wirklichkeit dagegen nicht aufkommt: die ganze erdichtete Herrlichkeit ist nachtraglich von Goethe in die Historie hineingebracht und dermaßen darin festgenagelt worden, daß auch die stärkste kritische Kneipzange nichts wieder davon losbekommt Mögen wir studieren, wie wir wollen, Goe-

thes Ferrara wird die Blüte des italienischen Daseins im 16. Jahrhundert repräsentieren, das von hier aus mit dem Glanze milder Gesinnung und Gesittung überstrahlt dasteht, die wir vergeblich suchen, wenn wir die wahrhaftigen Dokumente der Zeit zu Rate ziehen

Und doch müssen wir auch demgegenüber uns wieder sagen: Goethe hatte recht. Es lebte im Italien des Cinquecento ein Geist, der sich personifizieren ließ, wie im „Tasso“ geschehen ist. Man lese, wie es in Deutschland damals zugeing. Gegenüber den dusteren Wildnissen der übrigen Nationen herrschte in Italien jener Zeit eine gepflegtere, sonnigere Gartenwirtschaft, wo goldne Früchte still an den Spalieren reiften. Nur daß die Seelen der Menschen nicht so glatt und offen dalagen, wie sie im „Tasso“ sich uns auftun.

Im Bau der Akte, in der Führung der Szenen, im Ausdruck der Gedanken ist dieses Werk vollendet und unübertrefflich. Jedes Wort ein Gedanke. Aber, wie ich schon sagte, auch dieses Drama für keine Bühne mehr geschrieben. Wir haben gesehen, wie Goethe mit dem Eintritt in Weimar jene ideale Bühne aufgegeben hatte, auf der er „Gotz“ dargestellt dachte. „Iphigenie“ wurde für die wirklichen Bretter geschrieben und konnte deshalb zumeist zu keiner höheren Gestalt gelangen. Die in Rom neu entstandene „Iphigenie“ aber kehrte zu jener alten idealen Bühne zurück, und in noch höherem Maße gehört „Tasso“ dieser an und keiner andern.

Nur langsam konnte in Deutschland begriffen werden, was Goethe mit dem Stücke gewollt und geleistet hatte. Leopold Stolberg schrieb an Jacobi: „Was sagen Sie zu Goethens ‚Tasso‘? Mir mißfällt er tout uniment. Warum gibt er dem kleinlich-stolzen, großmütelnden Antonio diese Superiorität über den Zögling der Muse und der Grazie?“ — „Einzelne Züge sind vortrefflich“, setzte er jedoch hinzu. Solche, vom hohen Inhalte der Dichtung abschende Ur-



Christiane Vulpius
mit August von Goethe

teile mußte Goethe als das Gewöhnliche entgegennehmen. Ihn indessen beirrte das nicht. Er war in jedem Betracht nun ein Mann und wußte, was er zu tun hatte. Es war ihm klar, daß inskünftig keine Kritik ihn mehr belehren konnte, sondern daß er allein nur wisse, welche Richtung er innezuhalten habe.

„Tasso“ ist der Dank, den Goethe Italien abgestattet hat. Doch er hat es dabei nicht bewenden lassen. Er hat Rom selber noch ein eigenes Denkmal errichtet: die „Römischen Elegien“, an denen er in Weimar jetzt gleichfalls zu arbeiten begann. Von diesen soll nun die Rede sein.

Wir haben gesehen, wie Goethe in Weimar zum legitimen Mitgliede der höheren Gesellschaft geworden war, wie er auch den Wert der Abzeichen, durch welche diese Gesellschaft sich von der niedriger stehenden unterschied, wohl zu schätzen wußte und nicht versäumte, sich in ihren Besitz zu setzen. Goethe konnte so betrachtet im besten Sinne als ein Parvenu gelten. Er legt sich selbst unbefangenen diesen Titel bei.

Wir haben aber auch gesehen, wie sehr er dies alles entweder nur suchte, weil es ihn als etwas Neues, Unbekanntes reizte, oder weil es ihm im gewöhnlichsten Sinne nützlich war. Wie bescheiden und rein menschlich demutig Goethe stets blieb, zeigte ja sein Verhalten zu Seidel oder sein Verkehr mit dem armen Kraft, einem elenden Prügeljungen des Schicksals, den er mit ruhrender Gutmutigkeit tröstet und aufrecht halt, ja dessen Mißtrauen er sich gefallen läßt. Nie hat er den Äußerlichkeiten seiner hohen Stellung anderen Wert beigelegt, als den sie verdienten. Er betrachtete sie als Vorspann auf dem Lebenswege. Er wußte, wo sie ihm die Wege verkürzten, seinen Adel, Minister, Orden und Exzellenz wohl hervorzukehren: als Dichter und in seinen intimen Verhältnissen aber ist er stets einfach bürgerlich geblieben.

Goethe verlangte Wahrheit um jeden Preis. Es sollte auf den Etiketten rein ausgeschrieben zu lesen stehen, was in den Buchsen drin war. Seine Dichtungen enthalten das Höchste und Erhabenste, das in deutscher Sprache gesagt worden ist, aber Goethe fiel nicht ein, zu verleugnen, was unserer menschlichen Natur zugleich innewohnt: er hat mit antik zynischer Offenheit auch das Entgegengesetzte zu Worte kommen lassen. Goethe schrickt vor nichts zurück. Er sieht alles und nennt alles beim echten Namen, und es gibt wenig, das er nicht einmal so beim echten Namen zu nennen Gelegenheit gefunden hatte. Was in ihm sich regt, soll zu Worte kommen: wir haben Verse von ihm (die freilich nicht für andere bestimmt waren, aber die schließlich nun doch einmal herausgekommen sind: die *Paralipomena* zum „Faust“), in denen das Irdischste, Schmutzigste mit einer Sicherheit und Deutlichkeit ausgesprochen wird, als habe es den gleichen Anspruch auf dichterisch präzisen Ausdruck wie jenes, das sich auf den reinsten Höhen des Gefühls hält.

Goethe kannte die doppelte Natur des Menschen und hat niemals geleugnet, daß er aus eigener Erfahrung rede. Er war eher kalt als leidenschaftlich. Sein Wesen mag dem seiner Schwester ähnlich gewesen sein. Goethe ist niemals liederlich gewesen. Seine Werke enthalten nicht eine einzige Stelle, die lustern genannt werden könnte. Aber Goethe war ein Mensch und — um aus dem allgemeinen auf ganz besondere Verhältnisse überzugehen — wo die Forderungen seiner Natur mit jenen vorhin genannten Äußerlichkeiten in Kollision gerieten, hat er als echter innerer Demokrat niemals gezweifelt, auf welche Seite er sich zu stellen habe. Goethe bedurfte, als er nach Weimar zurückkam, einer Frau neben sich. Er hatte sich in seinen Gedanken so weit abgetrennt von dem äußeren Zwange der weimarischen Verhältnisse, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich aus einer der weimarischen vornehmen Familien

zu versorgen Das dortige Dasein erschien ihm, was sein innerstes Leben anlangte, als abgetan Frau von Stein hatte die Blute einer Freundschaft für sich vorweggenommen. Goethe verlangte jetzt nur Gesundheit, Frische, Jugend, Hingabe, gepaart mit offenem Verstande, sei es übrigens aus welcher Sphäre der Gesellschaft Und so scheut er sich nicht, als ihm aus niederen Kreisen ein schönes Mädchen begegnet, die ihm alles das gewährte, sie an sich zu fesseln

Das ist Goethes Verhältnis zu Christiane, oder, wie Goethes alte Freundinnen betonten Mamsell Vulpus Von Anfang an den einen Umstand abgerechnet, daß keine kirchliche Trauung stattfand, eine Ehe und niemals von Goethe anders angesehen. Er nahm sehr bald Christiane samt deren Mutter und Schwester in sein Haus und lebte mit ihnen wie mit seiner legitimen Familie. Christiane und ihre Kinder waren seine Frau und seine Kinder jedem gegenüber, der danach fragen mochte Auch hat ihm niemand in Weimar dies eigentlich ubelgenommen Die Vorwürfe bezogen sich auf die Qualität der Frau von der man behauptete, daß ihr Auftreten „gemein“ sei Das heißt, daß ihre Erziehung und Denkungsart sie niemals so weit erhoben hätten, um den Ansprüchen zu genügen, welche die bessere Gesellschaft an diejenigen machen muß, die als ihre Mitglieder gelten wollen

Es ist die Frage, wie wir uns zu dieser Persönlichkeit stellen sollen, die von jetzt an auf fast dreißig Jahre ein Anhängsel Goethes ist und bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hat

Man ignoriert oft Menschen, die nun einmal vorhanden sind, von denen man aber wünschte, sie wären es lieber nicht Man begrabt sie in Gedanken und scheint sie nicht mehr zu sehen. Aber ein Wesen, das Goethe so nahe stand und auf seine Werke eingewirkt hat, zwingt uns, uns eine Ansicht über sie zu bilden Es wurde sich da wahrhaftig

nicht geziemen, ein Paar Hande voll dicht vor uns wachsender Vorwürfe zusammenzuraffen, diese als vollgültig und genügend anzunehmen und danach abzuurteilen Eine Art von Kochin soll Christiane gewesen sein, die sich in späterer Zeit aufs Trinken legte und von der Goethe bis zuletzt reichlich Verlegenheiten bereitet worden sind Warum denn aber, statt das zu wiederholen, was in der Weimarer Gesellschaft die herrschende Ansicht war, sich nicht lieber an das halten, was Goethe in Christiane sah und an ihr hatte ein Mädchen, das er leidenschaftlich liebte, wie er Herder mit klaren Worten gestand, das bei seinen Untersuchungen über die Pflanzenmetamorphose seine Zuhörerin und Vertraute war, die Mutter seines Sohnes, an dem sein ganzes Herz hing, die Frau, die sein Hauswesen leitete, die er nicht entbehren konnte und deren Tod ihn zur Verzweiflung brachte!

Niemals ist gegen das Leben, das dieses Mädchen führte, ehe es Goethe angehörte, etwas gesagt worden. Goethe selber nennt sie gegen Frau von Stein „ein armes Geschöpf“, hat sie das aber nie entgelten lassen. Er schrieb an sie, wenn sie sich trennen mußten, Briefe, welche von Christiane als ihr höchster Schatz aufbewahrt wurden Die von der innigsten Anhänglichkeit zeugen und wie Briefe lauten, die ein zärtlicher Mann seiner Frau schreibt Goethes Mutter nennt Christiane in ihren Briefen von Anfang an ihre „liebe Tochter“ und wußte gut mit ihr auszukommen, als Goethe sie nach Frankfurt brachte Und als er sie nach der Mutter Tode wieder dahin sandte, um seine Ansprüche an die Erbschaft zu vertreten, benahm sie sich so generos, daß die Verwandten sich nicht beklagen konnten Wir haben einen aus diesen Verhältnissen stammenden Brief, welcher Goethes Frau volle Gerechtigkeit zuteil werden läßt und dem wir entnehmen, wie Christiane über die Art dachte, in der die Welt sie behandelte Der Ausdruck „gemein“ ergibt danach schließlich, daß Christiane überall mit unver-

froener Derbheit auftrat, niemals aber Eigennutz zeigte oder eine Erwiderung der mißgunstigen Kritik hervortreten ließ, die sie erfahren mußte, was im historischen Sinne doch als das eigentliche Zeichen der Gemeinheit gilt. Sobald der gesellschaftliche äußere Gegensatz aufhorte, existierte ihre Gemeinheit nicht mehr, auch ist es undenkbar, daß Goethe jemand neben sich dulden konnte, dessen Charakter in seinen Grundzügen nicht Probe hielt. Als nach der Schlacht von Jena die Franzosen Weimar plünderten, hatte Christiane den Mut, durch die Marodeure hindurch zu den französischen Offizieren zu dringen und eine Sauvegarde für Goethe zu erwirken. Überall, wo wir diese Frau handeln sehen, handelt sie mutig, energisch und mit Umsicht. Es ist bekannt, daß Goethe sich nach der Schlacht von Jena mit ihr trauen ließ.

Das schönste Denkmal hat Goethe seiner Frau und Rom zugleich in den „Römischen Elegien“ gesetzt, deren Hauptträgerin in seiner Phantasie sicherlich ihrem Anblick entsprach.

Goethes Seele war voll von römischen Bildern, als er in Weimar Christiane begegnete. Ihr Wesen mag etwas Römisches damals für ihn gehabt haben. Daß sie in Wuchs und Gestalt das Feste, Untersetzte hatte, was die römischen Frauen auszeichnet, sieht man aus den erhaltenen Porträts. Die Römerinnen haben einen stolzen Wuchs, als stammten sie alle von den alten Imperatoren ab, und gehen kühn aufs Leben los. Goethe hat in seinen Elegien Christiane zu einer so echten Römerin gemacht, wie je eine im Karneval auf Piazza Navona erschienen ist.

Goethe hatte, als er aus Frankfurt nach Weimar ging, den ungezwungenen Ton der Thüringer besten Gesellschaft als eine Befreiung kennengelernt. Frau von Stein repräsentierte den Inbegriff dieses neuen Daseins. Er traf aber, nach Rom gelangt, dort etwas an, was noch höher stand als deutsche feine Gesellschaft: vollige Freiheit, nur im Schach

gehalten durch das gewaltige historische Gewicht, mit dem Rom auf jedem lastet, den seine Mauern einschließen. Er ging in Rom absichtlich der vornehmen Gesellschaft aus dem Wege, die er ja, wie er sagte, „zu Hause gehabt habe“. Gegenüber der Vergangenheit, die uns in Rom umgibt, verschwinden alle Unterschiede des Ranges. Man begreift in Rom erst, wie dort geistlicher und weltlicher Adel sich so hoch aus den untersten Ständen erheben konnten. Überall sonst, wo das geschieht, bleibt etwas zurück. In Rom bleibt gar kein Rest. Goethe hatte dort gelernt, daß es der höchste Begriff der Freiheit sei, einem Mädchen aus jedem beliebigen Stande eine Stellung neben sich zu geben, und er machte, nach Weimar zurückgekehrt, von dieser Freiheit Gebrauch. Wer einmal in Rom war, zählt sich, auch heute noch, heimlich weiter in den Listen der Stadtbewohner. Wer Rom verläßt, sagt, wie Wilhelm Müller in seinen römischen Briefen schreibt, *a rivederci* und niemals *addio*. In hohem Alter mit dem Kanzler von Müller vor dem großen Plane von Rom stehend, der bei ihm hing, tupfte Goethe mit dem Finger auf *Ponte molle* und sagte, er wolle nur gestehen, seit er jenes letzte Mal darüber gefahren sei, habe er keinen ganz glücklichen Tag mehr gehabt. Goethe hat niemals aufgehört, die erfrischende Idee zu nahren, einmal wieder und dann für immer nach Rom zurückzukehren. Als er Christiane in sein Haus nahm, war ihm zumute, als sei es noch immer Rom, in dem er lebte, er schloß sich in seinem Hause mit ihr ein, wie er in Rom getan hatte, ohne daß irgend jemand eingefallen wäre, ihm über den Gartenzaun zu spähen. Goethe, umschwebt in seinen Gedanken von der römischen Freiheit, glaubte in Weimar die Welt entbehren zu können wie in Italien, war jedenfalls entschlossen, sie sich vom Leibe zu halten, wie er dort getan. Er wagte, in der Stille sich in Weimar eine Fortsetzung des gewohnten freien Daseins zu schaffen, und wenn es auch nicht ohne allen Schaden dabei für ihn ab-

ging, so muß man ihm doch zugestehen, daß er seinen Willen hatte

Goethe sagt in seinen Elegien, wie die Triumvirn der Liebe, Katull, Tibull und Properz, ihn begeisterten Er vergißt an dieser Stelle des armen Johannes Sekundus, dem er vielleicht nicht weniger verdankte. Nichts Modernes ist jemals gedichtet worden, das so antik ist als Goethes „Elegien“ Er verrät einmal im halben Scherze von sich: es sei ihm, als wäre seine Seele schon einmal in den Zeiten Hadrians in einem Römer lebend gewesen. Man meint, einer der drei römischen Dichter habe auf dem Wege der Seelenwanderung sich nun in Weimar wiedergefunden, habe seine Leier aufs neue gestimmt, sich, wenn auch alles sonst verändert war, an der Lust des neuesten Tages wieder berauscht und den altgewohnten Wein neu an die Lippen geführt, der zweitausend Jahre lang seitdem doch alle Jahre neu gekeltert worden war Und der uralte Geist des echten Genusses am Dasein sei wieder mit ihm aus Gräbern heraufgekommen

Goethe hat Christiane zu einem römischen Mädchen gemacht, das auf einer Vigna Wein schenkt sich selbst als Zugabe dem, der unter den Gästen ihr am liebsten ist Mit allem, was das italienische Leben in seiner Erinnerung schmuckte, hat Goethe dies Mädchen umgeben und ihr und sein anfängliches Geheimnis zu einer der schönsten Idyllen gemacht. Wie er ihr zuerst begegnete, unerkannt im Dunkeln, wie sie heimlich zu ihm kam, wie sie sich verstanden, ohne daß die Welt es ahnte. all diese weimarischen Erlebnisse sind ins römische Leben übertragen worden. Mit dem Dufte Italiens umhüllte er die Gestalt Die „Römischen Elegien“ sind die erste Frucht, die die italienische Sonne nachträglich noch in seiner Seele auf deutschem Boden gereift hat.

An diese in der Tiefe und Dunkelheit wohnende Milchschwester der Leonoren im „Tasso“ müssen wir denken,

wenn wir „Tasso“ ganz würdigen wollen Goethe beherbergte nicht nur die Verwirrungen der Gesellschaft in seiner Phantasie, die auf der Höhe des Lebens sich bewegte, sondern er schilderte zur gleichen Zeit und mit gleicher Meisterschaft, was in einem Herzen vorging, das aus andern Regionen sich an das seinige anschloß Wir sehen Goethe hier ebenso feurig, als er dort zart und andächtig ist Die „Römischen Elegien“ und „Tasso“ sind zusammen entstanden und dürfen nicht getrennt voneinander betrachtet werden Sie ergänzen sich als unzertrennliche Teile derselben Ernte Im „Tasso“ historische Begeisterung, in den „Elegien“ Genuß der Gegenwart

Christiane, „die kleine Frau“, starb 1816 Einige Verse auf ihren Verlust, denen man anfühlt, wie der Drang, ein gepreßtes Herz zu erleichtern, sie hervorgerufen hat, zeigen, daß sie ein Teil von ihm war und wie untröstlich er ihr nachsah „Der ganze Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen“, da dies nun so offenbar vorliegt, da nichts verrät, daß Goethe in seinem geistigen Leben durch Christiane vom Rechten abgelenkt oder daß seinen Arbeiten durch sie Abbruch getan sei, da er ihre Anwesenheit vielmehr, wie seine Briefe an sie und wie persönliche Erinnerung anderer an sie bezeugen, als etwas zu seinem Wohlbefinden Unentbehrliches ansah, so weiß ich nicht, warum wir darüber nachdenken sollen, ob seine Ehe mit einer andern Frau glücklicher ausgefallen wäre Von unserer heutigen Ferne aus betrachtet, gewinnt die Gestalt einen humoristischen Schimmer Daß wir unseren vornehmsten Dichter — vornehm hier in jeder Beziehung genommen — als den Ehegatten einer fidelen, strammen Hausfrau, ja sogar als den Schwager ihres Bruders, jenes Vulpius erblicken, dessen Phantasie der berühmte Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini entsprang, schadet Goethes Andenken durchaus nicht Robinson, Goethes alter Verehrer, der, nachdem er Anno 1802 in Jena studiert hatte, etwa alle zehn Jahre

wieder nach Deutschland kam, erwähnt Christiane bei seinem ersten Aufenthalte: „Während meiner gelegentlichen Besuche sah ich die Genossin an Goethes Tische, die Mutter seiner Kinder. Wie allgemein bekannt, wurde sie nachmals seine Frau. Sie hatte ein angenehmes Gesicht und einen herzlichen Gesprächston; ihre Manieren waren ohne Förmlichkeit und ungezwungen. Wunderliches Gerede erging über ihr unterwürfiges Benehmen und die Freiheit ihres Umganges mit ihm, als sie jung war, aber als ich sie sah, waren alle jene Exzentricitäten längst vorüber.“ Wie bei allen Engländern von guter Erziehung hat man auch bei Robinson das Gefühl der reinsten Aufrichtigkeit. Ohne Zweifel wurde Christiane oft Gelegenheit gegeben, die weimarischen Damen merken zu lassen, wie wenig sie Lust habe, sich um sie zu kümmern. Goethes Gestalt, rein menschlich betrachtet, verliert so wenig durch diesen Hintergrund, als Sokrates etwa durch seine Ehe mit Xanthippe in unsern Augen einbüßt. Ich kann es nicht für notwendig halten, daß wir in Goethes Gemahlin eine jener Naturen zu verehren hätten, wie Tassos Leonoren etwa sind.

Von Christianen sind nun noch mannigfache Portrats zum Vorschein gekommen, darunter die beinahe lebensgroße Zeichnung von Meyer, die die junge Frau mit ihrem ersten Kinde zeigt. Sie hat volle herabhängende Locken um das Antlitz. So haben wir sie also zu der Zeit zu denken, als Goethe die „Metamorphose der Pflanzen“ für sie dichtete.

Ich rekapituliere: Goethe ging im Herbst 1786 nach Italien und kam im Sommer 1788 wieder. Er war Anfang November 1786 in Rom eingetroffen, im März 1787 nach Neapel, im April von da nach Sizilien gegangen und im Mai nach Neapel zurückgekehrt. Im Juni ist er wieder in Rom und verläßt es jetzt erst nach beinahe einjährigem Aufenthalt, um im Flüge 1788 nach Weimar zurückzugehen.

Die Briefe aus Sizilien sind wohl das Vollkommenste in

der „Italienischen Reise“ Der Leser ist hier am neugierigsten und bringt zugleich am wenigsten eigne Kritik mit Dieser Ausflug hebt sich vom übrigen als Episode ab Goethe selber tritt fast ganz zurück man hat nur die herrlichen Wege vor sich, die er zurücklegte, und die Stätten, die er besuchte Hier bot sich auch Goethe seltener die Gelegenheit, seine eignen Gedanken einzumischen niemals hat er so unter der Herrschaft der äußeren Dinge gestanden Er ist nur der morgens ausreitende, abends erschöpft einschlafende und in der Zwischenzeit scharf beobachtende Reisende, dessen Gedanken nach Hause kaum zu Worte kommen

Neapel wiederum regt Goethe zu glänzenden Beschreibungen an Ich zweifle, ob die Darstellung einer Fahrt auf den Vesuv, von irgend jemand in irgendwelcher Sprache, an die in Goethes Briefen gegebene heranreicht Neapel selbst aber ist dann nur wieder als Hintergrund seiner bedeutenden Persönlichkeit sichtbar Goethe lernt in Neapel den bei König und Königin wohlgelittenen, im königlichen Schlosse wohnenden Maler Hackert kennen, dessen Lebensgeschichte er in der Folge als Gegenstück zu der Winckelmanns gegeben hat Die heute verlassen oder zu Gehäusen von Sammlungen oder öffentlichen Anstalten gewordenen, alt erscheinenden Schlosser von Capo di Monte und Caserta waren damals eben im Entstehen, Hackert einer der guten Genien, die da walteten, und Goethe ihm bald eng befreundet

Goethe lobt Hackerts Landschaften, nicht überschwenglich, aber er lobt sie als etwas, das in hohem Grade Beachtung verdiene Man ist heute gewohnt, mit Achselzucken darauf herabzusehen Die wenigsten freilich, die so urteilen, haben vielleicht Landschaften von Hackert vor sich gehabt, und wenn es der Fall war, höchstens verblaßte Wasserfarbmalereien Ich selbst habe lange unter einem solchen Eindruck gestanden, bis ich an anderen Stellen Arbeiten

Hackerts in größerer Anzahl fand, die mir eine bei weitem vorteilhaftere Meinung beibrachten. Eine Zartheit der Behandlung, ein wahrhaftiger Blick für die Natur, eine Abwesenheit falscher Effektsucherei begegnete mir da, gepaart mit einem Sinne für die landschaftliche Linie, die Goethes Vorliebe für den Meister nun begreiflich werden ließen. In der gezeichneten, nur auf die Linie basierten Nachbildung eines weiten Landes liegt Hackerts Stärke und das, was damals überhaupt verlangt wurde.

Das Hauptgewicht des italienischen Lebens jedoch fällt bei Goethe auf den zweiten Aufenthalt in Rom. Jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, setzt er sich an einer Stelle freiwillig fest, mit dem Gedanken, als sei es für immer, da sitzenzubleiben. Weder, wie einst von Frankfurt, ging er ins Exil dahin, noch, wie einst nach Weimar, lockte ihn ein Furst dahin. Goethe läßt sich in Rom nieder, weil die Stadt ihn festhält. Er fühlt sich zu Hause. Er nimmt sich eine bequeme Wohnung, er verliert all die frühere Hast, als müsse er sich sammeln, das Gefühl, als müsse er vorwärts: er lebt ruhig, bequem und ohne Gedanken an den nächsten Tag. Auch hier wird Goethe in der Schilderung seines italienischen Lebens wieder ganz die Hauptperson, und Rom nimmt neben oder hinter ihm den gebührenden Platz der bloßen Landschaft ein. Goethes römisches Dasein von 1787 und 1788 ist in seinen Briefen mit einer Anschaulichkeit geschildert, die über das in „Dichtung und Wahrheit“ Geleistete hinausgeht. Die behagliche briefliche Form gestattete einen größeren Realismus: er will keine historischen Gemälde liefern, sondern scheint seine Skizzenmappe zum Durchblättern vor uns zu legen. Goethe hat Augen für alles und dazu die Gabe, es sich an jeder Stelle wohl sein zu lassen. Er reist wie ein Furst, der neue Provinzen besucht und überall, wohin er kommt, sich als Herr fühlen darf.

Das Rom, welches Goethe sah und das in dieser Gestalt

hundert Jahre nach ihm noch dauerte, dessen letzten Schein ich selbst noch sah, ist als Gesamtanblick neuester Zeit nun völlig verschwunden. Die Kirchen und Paläste, in Goethes Tagen trotz Schmutz und Ruinenhaftigkeit die ehrfurchtgebietenden Zentren ihrer Stadtviertel, liegen heute wie seltsame, unverständliche, graue Überbleibsel einer gleichgültigen Vergangenheit innerhalb des eleganten, ebenso gleichgültigen, neuen Roms, das bei dem allseitigen Zuwachs mit den übrigen großen Menschenwohnplätzen, die unsre heutige Erde trägt, äußerlich und innerlich bald übereinstimmen wird. der älteren Generation ein bedauerlicher Anblick, der jüngeren eine mit der allgemeinen Entwicklung der Welt im Einklange stehende, weiter nicht auffallende Erscheinung. Späteren Geschichtsschreibern erst wird möglich sein, das, was hier sich vollzieht, richtig zu beschreiben.

Schon einmal hat Goethe zwischen der Welt zweier Jahrhunderte vermittelnd gestanden. die Zeiten vor und nach der Französischen Revolution spiegelten sich in seiner, der ihn umgebenden Gegenwart voranschreitenden Persönlichkeit. Noch viel großartiger aber wird Goethe einst dastehen, wenn er unserem zwanzigsten Jahrhundert das neunzehnte erklären und der dann abermals neuen Epoche die vergangene deuten wird.

Nicht nur für Goethe paßte der Ausdruck zweites akademisches Freiheitsleben, mit dem er bezeichnete, was er in Rom erlebte und genoß. Jeder, der in Rom länger leben, die Überbleibsel der Vergangenheit dort studieren und die Gegenwart zugleich genießen konnte, wird für sich selbst den Goetheschen Ausdruck in gewissem Sinne als den zutreffenden empfinden.

Niemals hatte Goethe so ganz sich selbst gehört. Er durfte sich daran gewöhnen, als sei es der natürliche Zustand, zu leben, wie es ihm gerade einfiel. Gleich nach seiner Rück-

kunft von Neapel spricht er sich darüber aus. „Auch neue Gedanken“, schreibt er, „und Einfälle hab ich genug; ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Hohe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme oben wie eine Stuckkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht.“ Das war die Freiheit, die Winkelmann nicht wieder entbehren wollte und um derentwillen er die Anerbietungen aus Deutschland zurückwies. Man liest von dem Entzucken der Franzosen, die nach langer Abwesenheit sich endlich wieder auf dem geliebten Straßenpflaster von Paris bewegen; was aber ist das gegen das Gefühl, mit dem man Rom genießt! Der ungeheure historische Druck macht den einzelnen da bescheiden. Wie man im Zimmer, wo ein Toter liegt, der ja nichts mehr hort, leise redet, so dampfen sich die Gedanken in Rom, weil das Vergangene zu mächtig und nahe an uns herantritt. Und doch gewahrt man nirgends so wie in Rom wieder die Unvergänglichkeit menschlicher Größe, denn Raffael oder Michelangelo scheinen noch zu leben, es ist, als saßen sie irgendwo in der Stille, und die Welt sei ihnen nur nicht gut genug, um hervorzukommen. Nirgends glaubt man die Fußtritte der großen Menschen selber noch zu sehen wie in Rom, und nirgends fühlt man sich so unausgesetzt aufgefordert, sich mit ihnen zu beschäftigen. In Neapel oder Florenz übertaucht das Gerausch des Tages solche Gedanken. Man muß sich absondern, wenn man ihnen nachhängen will. In Pisa oder Siena dagegen, wo alles alt ist, fühlt man sich belastet und sagt sich gleich, daß man nur auf wenige Tage da sitzen werde. In Rom aber atmet man diesen Atem der Vergangenheit leicht ein, er weckt kein-

beengendes Gefühl der Trauer, es ist, als wuchsen einem, wie den Aposteln aus dem Sarkophage der Maria, aus den Grabern Rosen und frisches Grün entgegen, und man gewohnt sich daran, wie Goethe sagt, „mit Geistern zu reden“

Und nun aber! — mitten in diesem schwebenden Dasein erwacht und regt sich stärker als alles, was ihn in Rom fesseln konnte, das Heimweh nach Hause! Weimar, das er wie einen bedrückenden Traum abgeschüttelt zu haben glaubte, fangt an, sich seinen Blicken anders zu zeigen als früher Alles, was er kannte und liebte, war dennoch dort Dieses egoistische Leben, schrieb er dem Herzog, mache den Menschen kalt und frech Die Heimat trat Goethe in neuer Gestalt entgegen Weimar war eine Zeitlang wie untergegangen plötzlich taucht es empor Was ihm dort alt und zuviel gewesen war, bekommt wieder frischen Glanz vor seinen Augen Seine Freunde, die er, einzeln und einsam jeden dasitzend, verlassen hatte, vereinigen sich wie zu einem Kreise, der ihn erwartet Er empfindet, daß, was er in Weimar wiederfände, sein Häuschen und sein Garten, doch sein Nest war, von dem er ausgeflogen war Wie Dante sagt *il disiato nido*, zu dem die Tauben endlich doch zurückkehren Zurückgelassen hatte er da den Herzog, Frau von Stein, Herder, Knebel und so viele andere *minorum gentium*, die ihm teuer waren, weil er sie kannte

Dieses Weimar zeigt sich seinen Blicken wieder

Es gibt nur eines, was die Menschen wirklich verbindet zu wissen voneinander, sich gekannt zu haben Ein alter Spitzbube, der von meiner seligen Mutter noch weiß, ist mir lieber als viele ehrliche Leute, die sie nicht kannten Goethe erinnert sich an so manches Schicksal, das ihm zu Hause am Herzen lag Der Gedanke packt ihn, daß er alles, was er erlebe, doch nicht für sich, sondern nur für seine Weimarer Freunde erlebe Für sie sammelt er ein, lernt er Er kann

überhaupt nichts für sich genießen, nichts in Italien, ohne die unsichtbare Gemeinde in der Ferne zum Mitgenusse einzuladen. Eines Tages überwältigt ihn das Gefühl, und der Beschluß wird gefaßt: wieder fort nach Weimar!

Goethe gibt eine Beschreibung, wie in seiner Brust die Trauer um den bevorstehenden Verlust Roms und die Sehnsucht nach Hause zugleich stark und lebendig werden. Daß vom Momente des Entschlusses an, abzureisen, Rom wie hinter ihm liegt, als wäre er schon nicht mehr dort. Er beschreibt die letzte Nacht, als er im Mondschein zum Kolosseum wandelte. Er zitiert Ovids ergreifende Verse, in denen dieser seinen Abschied von Rom beschreibt, als er in die Verbannung ging. Später in Deutschland steigen ihm die Tränen auf, wenn er sie sich vorsagt in bald eintretenden Zeiten, wo er Weimar mit Tomi vergleicht. Er beschreibt, wie er „Tasso“ als Arbeit für die Reise zurechtgelegt. Und nun im Fluge rückwärts!

Vierter Teil
Goethe und Schiller
1788—1805

DIE RÜCKKEHR NACH WEIMAR

Den vollen April hatte Goethe noch in Rom genossen, vor Ende Juni ist er schon wieder in Weimar. Von Weimar war er beinahe zwei Jahre fortgewesen. Das also hatte er wieder erreicht was nun? So groß war seine Sehnsucht dahin gewesen und alles, was er empfinden mußte, als er die ersehnte Schwelle wieder betrat, lautete nur „Wieder untergekrochen im Norden“, wieder eingegangen in das alte Gefängnis, wieder fort von Rom! Denn was fand er? Die ersehnten Personen Zusammen freilich Mit noch geringerem Zusammenhang untereinander als früher. Und jede von ihnen zwei Jahre alter geworden! Aber nicht in Rom

Da sah er vor allen Dingen Frau von Stein wieder Als er ihr zuerst begegnete, zahlte er 26 und sie 35, jetzt er beinahe 40 und sie beinahe 50 Zwischen ihnen lag nichts Trennendes, ihr Briefwechsel war lebhaft gewesen, aber das fühlten beide doch, daß die „Zehn Jahre“ als abgeschlossenes Faktum der Erinnerung angehörten. Goethe hatte sich in der Ferne daran gewohnt, mit seinen täglichen Gedanken für sich allein fertig zu werden Das Verhältnis zu seiner alten Freundin hatte seine erste historisch gewordene Periode hinter sich. Sollte er wieder anfangen, mit ihr all seine Ideen zu teilen, mit ihr zu arbeiten? Es wäre, selbst wenn er gewollt hätte, eine Lüge gewesen Aber er wollte auch nicht

Den Herzog fand Goethe als vollendet selbständigen Mann

und Fürsten Karl August hatte das Alter erreicht, wo es keine unentbehrlichen Menschen mehr gibt. Auch für sie beide war die Vergangenheit abgetan. Es hatte so sein sollen, und es war so. Es war vorausgesehen. Dagegen trat hier etwas ein, das nicht vorausgesehen war. Karl August beutete die Vergangenheit insofern aus, als er Goethe gegenüber eine gewisse kordiale Vertraulichkeit zu zeigen fortfuhr, die dieser nicht erwidern konnte. Der Herzog hatte dadurch eine Nuance mehr auf seiner Palette, die Goethe nicht zu Gebote stand, und die Folge war, daß Goethe nur um so unverbrüchlicher an der respektvollen Form festhielt. Durch nichts läßt er sich diese wieder entwenden. Der Herzog weiß es oft verlockend genug einzurichten, aber Goethe widersteht. Neu und öde und gleichgültig jedoch mußte ihm dieses Spiel erscheinen, das Tag für Tag, Mann gegen Mann von nun an durchzuführen war und das gar keine Zukunft mehr hatte. Denn das einzige, worauf es ankam, war, in jedem einzelnen Falle sich, so klug es ging, zu benehmen und sich zu sagen, daß nichts eine Garantie für die Zukunft geben könne. Wie das der Erfolg, in ganz späten Zeiten zumal, auf das schärfste bestätigen sollte.

In diesen beiden Fällen hatte Goethe verloren, nur Herder gegenüber war Gewinn zu verzeichnen.

Herders Charakter war denen, die ihm nahestanden, ein Rätsel. Entweder hatte er blinde Anhänger oder kopfschüttelnde Freunde. Es lag etwas Disproportioniertes in seinem Wesen. Jacobi schreibt 1788: „Leider hat die Natur sein Ganzes nicht mit glücklicher Hand gemischt. *Vultu mutabilis albus et ater* — Auch zerplatzt ihm alles und eckelt ihn im Voraus schon an. Schwerlich hat je ein Mensch einen andern so gedruckt, wie er sich selbst druckt.“ Der Ausdruck Zerplatzen war durch Goethes Vergleich aus früheren Zeiten hervorgerufen, wo er von dem „unaufhörlichen Blasenwerfen“ Herders spricht.

Herder aber kannte sich selbst sehr wohl. Er wußte, wie unertraglich er andern und sich selbst werden konnte. Im Jahre 1769, also ehe er nach Deutschland kam, hatte er über sich geschrieben „Mein Frühling schleicht ungenossen vorbei: meine Früchte waren zu früh reif und unzeitig.“ Und noch ungünstiger urteilt er über sich selbst in einem Briefe an seine Braut im nächsten Jahre. Herders Korrespondenz zeigt, woran es lag. Herders große Hingebung wurde durch einen noch größeren Egoismus überboten. Er war imstande, viel für seine Freunde zu tun, niemals aber, sich darüber selbst zu vergessen. Und so, bei aufrichtiger Freude an dem, was andere tun, quält ihn etwas wie Eifersucht, nicht selber alles getan oder gedacht zu haben. Ganz unbefangen und am schönsten hat doch nur Goethe über Herder gesprochen, und zwar nach Herders Tode, in den Jahreshften von 1803. „Mit seiner Krankheit“, sagt Goethe, „vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein.“ Ungemeiner Inhalt liegt in diesen wenigen Worten.

Das Wort Liebensfähigkeit scheint besonders für diesen Fall erfunden, das Wort Liebenswürdigkeit zeigt das Anziehende, das Herder für die Menschen hatte, der letzte Gegensatz aber ist zugleich das Harteste, was gesagt werden konnte. Will man Herder ganz unbefangen beurteilen, so muß man diejenigen seiner Briefe vergleichen, in denen er am wenigsten daran denken konnte, irgendwelchen ästhetischen Effekt zu machen. Dies bietet, meiner Ansicht, seine frühe Korrespondenz mit dem Buchhändler Hartknoch dar, einem offenbar sehr rechtlichen, Herder verehrenden Manne. Hier gewinnt man den Eindruck, daß Herder launisch war. Er läßt an dem einfachen, wohlwollenden Geschäftsmann seinen Unmut aus. Nicht anders

hatte er Goethe selber behandelt, als dieser den „Gotz“ schrieb und mit so viel Vertrauen Herders unfehlbares Urteil erwartete. Hier kann freilich in Betracht kommen, daß Herder wohl erlaubt sein durfte, einen gewissen absichtlichen Druck auf einen jungen Emporkömmling auszuüben, der ihm so sichtbar über den Kopf zu wachsen Anstalt machte, aber was Herders Benehmen dennoch auch hier haßlich macht, ist die so klarliegende Absicht bei Goethes Arglosigkeit.

Goethe gegenüber war Herder jedoch vielleicht niemals gunstiger gestimmt als 1788. Während Goethe mit seiner „Iphigenie“ nur einen problematischen Erfolg gehabt hatte, waren Herders „Ideen“ ein großer kühner Wurf gewesen, durch welchen Goethe selbst in gewissem Sinne wieder zu seinem Schuler wurde. Goethes Urteil nach hatte Herder nichts Besseres produziert als die „Ideen“. Herder fühlte endlich wieder er sei Goethe etwas, und nichts kettet so sehr Menschen aneinander. Die Wohltat, die ich gebe, nicht die ich empfangen, verpflichtet mich.

Goethe bedurfte in Rom neuer historischer Allgemeinbegriffe. Herder öffnete ihm zum zweiten Male jetzt die Augen, wie er in Straßburg zum ersten Male getan. Herder war schuld, daß Goethe nach Rom. Weimar nicht ganz unertraglich fand und sein Vorsatz, nach Italien zurückzukehren, unausgeführt blieb —

Allein alles dies wird zur Nebensache neben den Dingen, von denen nun die Rede sein wird. Goethe fand, als er jetzt wiederkam, nicht nur das Alte alter geworden in Deutschland, sondern zugleich etwas Neues trat ihm entgegen.

In Italien kam zuerst seine ungemeine Verachtung des deutschen Publikums zum Ausbruch, die er seitdem niemals wieder verloren hat. Die kühle Aufnahme der „Iphigenie“ war ihm ein Symbol geworden, daß er „vergessen“ sei, und er erwiderte dieses Vergessen im vollsten Maße.

Das eigentliche Warum dieses Vergessens ging ihm nun aber erst auf, als er selbst wieder mit Augen sah, was geschehen war. Eine neue Generation Schriftsteller war bei uns emporgekommen. Goethe hatte völlig aufgehört, zu den Jüngeren zu gehören, auf denen die erwartungsvollen Blicke der Leute ruhten.

Es war im Jahre 1788. In Frankreich fing der Puls des Volkes bereits an zu fiebern. Auch in Deutschland war man weniger als je gewillt, sich in literarischen Dingen dem ruhigen Genuß der reinen „historisch gelauterten Schönheit“ hinzugeben. An der Form hatte den Leuten nie gelegen. Der Stoff sollte überraschen, begeistern, berauschen. Und es hatten sich junge Schriftsteller gefunden, welche diese Ansprüche erfüllten. Einer darunter der bedeutendste: so groß, daß wir alle übrigen auf sich beruhen lassen. Und dieser Schriftsteller in Weimar selber zu Hause, als Goethe dahin zurückkehrte: Schiller.

Wenn irgend jemand Goethe erwartet hatte, so war es Schiller. Wenn irgend jemand Goethes ganzes Gewicht fühlte, so war es Schiller. Und wenn irgendeine Zeit in Goethes Leben die ungeeignetste war, ihn einem Manne wie Schiller begegnen zu lassen, so waren es die Tage dieser Rückkehr aus Italien. Und so werden wir sehen, welche Folgen ihr Zusammentreffen, als es endlich nicht mehr zu umgehen war, gehabt hat.

Ich will hier so wenig eine Lebensgeschichte Schillers geben, als es bei Goethe selber meine Absicht ist. Ich wiederhole zu allem Überflusse Schiller, geboren 1759, war zehn Jahre jünger als Goethe. Er war ein Schwabe, ein Süddeutscher, während Goethe, da bekanntlich schon Sachsenhausen als südlich vom Maine gelegen zu Süddeutschland gerechnet wird, ihm gegenüber als Norddeutscher gelten konnte. Sein Vater ein kleiner Beamter. Schiller selbst nennt seine Jugend eine trübe, freudlose. Um den Inhalt dieser Jugend brauchen wir uns hier kaum zu kümmern, denn sie bildet

keinen Prolog gleichsam zu seiner späteren Geschichte wie bei Goethe. Am besten wäre, wir wußten überhaupt nichts davon. Schillers äußere Erlebnisse werden nicht zu Elementen seiner Dichtungen, wie bei Goethe. Schiller hatte ganz andere Wege gehen können und wurde seine Stoffe in derselben Art behandelt haben. Und wären's diese Stoffe nicht gewesen, so hatte er andere gewählt. Immer wurden sie unter seinen Händen dieselbe fesselnde Wirkung gehabt haben. Bei Schillers Arbeiten handelte es sich auch in der Folge nicht so sehr um den speziellen Inhalt, als um die Frage, ob ihm seine Gesundheit Kraft genug gewahren werde, seine Pläne auszuführen. Schillers einziges, wirkliches Erlebnis im höheren Sinne ist gewesen, daß er Goethe begegnete.

Keines der Schillerschen Werke hat eine individuelle Lebensgeschichte wie die Werke Goethes. Ich hatte „Iphigenie“ einer Tanne verglichen, die sich in eine Pinie verwandelte. So ließe sich für jedes Goethesche Stück, bis zum kleinsten Gedichte, ein botanischer Vergleich finden. Lindenrauschen bei „Werther“, Eichenrauschen bei „Gotz“ usw. Bei Schiller fallen die Unterschiede fort. Baum ist Baum bei ihm, einerlei, ob er runde oder gezackte Blätter hat. Statt vom Dufte der Linden oder der Tannen zu reden, treten allgemeinere Begriffe ein. Er kennt schattige, breitastige, feste, starkeingewurzelte, zu den Wolken aufragende, blitzzerschmetterte Bäume, auf andere Unterschiede läßt er sich nicht ein. Er stellt uns so weit zurück, daß botanische Einzelheiten verschwinden und nur noch die großen Massen sich dem Auge bieten. Und so die Wirkung seiner Werke. Es ist ihm ziemlich gleichgültig, was der dicht herzutretende, fein empfindende einsame Leser sagt, er will Massen von Lesern packen, der einzelne gilt ihm nur so weit, als er zu dieser Masse gehört. Schiller will ein ganzes Volk mit verbindender Kraft und tragender Begeisterung erfüllen, sein Publikum soll nach Tausenden

zahlen Goethe hatte sich immer begnugt, ein paar Freunde zu haben, die ihn verstanden, es war ihm gleichgultig, wer spater mitgenießend hinzutrate. Man konnte auf Goethe das Beispiel anwenden, das er selbst von Wilhelm Meister braucht: er sei ausgegangen, seines Vaters Eselin zu suchen, und habe ein Konigreich gefunden. Alle Goetheschen Werke haben diesen Ursprung; der ungemeine Erfolg fand sich unerwartet ein, und wo es scheint, daß Goethe darauf gerechnet habe, wie beim „Werther“, hatte diese Erwartung eher etwas von kindlicher, freudiger Ungeduld als von der Berechnung eines Mannes, der bei seinen Spekulationen von bestimmter Kenntnis des Publikums ausgeht. Wo Schiller dagegen Konigreiche gewinnt, hat er sie sicher von Anfang an im Auge gehabt. Man lese seinen Briefwechsel mit Cotta. Immer tragt er sich mit umfangreichen Unternehmungen. Viele Bände, Mitarbeiter, bedeutende Verbreitung, starker Gewinn, und ein fester Plan mit Vorausberechnung aller Chancen. Schiller war Dichter und Literat im Sinne Voltaires. Er sieht, daß er eine Partei braucht, er munt sein Gold nicht zu Schaumunzen aus wie Goethe, sondern zu kurantem Gelde, das zu Millionen in Umsatz gebracht werden soll.

In Goethes Gedichten merkt man bei jedem leisen Atemzuge, woher er kommt. Man fuhlt die südliche Luft, den Strom des Seewindes, der über das griechische Meer zu Iphigenie heranweht. Man fuhlt den süßen Hauch der Lorbeerhecken und der Orangen von Ferrara, man saugt den reinen Luftzug des Rheintales ein, wenn man Goethes Briefe über den Straßburger Munster liest. Bei Schiller fuhlt man nur die dynamische Kraft des Sturmes, einerlei, ob Süd- oder Nordwind. Alles Dichten Goethes war Gelegenheitsarbeit, seine Frucht reifen, je nachdem ihm die Sonne scheint. Schiller hat keine Zeit, das abzuwarten: er baut bei hartem Wetter ein Treibhaus über seine Fruchtbäume, damit ja keine Unterbrechung der Produktion ein-

trete, und heizt ein, wenn die Sonne nicht scheinen will Schiller verlangt Freiheit, er zwang seinen kranklichen Körper der Geist sollte freie Herrschaft haben über die geistige Arbeitskraft Ihm fehlte das Schwanken, das geduldige Abwarten, ob die Hand des Schicksals winken werde, das Nachtwandeln Goethes Schiller durchbrach die realen Lebensbände rücksichtslos Bei Goethe saß das Wohnzimmer immer voll Menschen er brauchte nur zu winken, sie druckten ihm die Türe ein, wenn er sich einsam fühlte, so handelte es sich nur um das Genügen für die höheren Ansprüche, die sich an den Verkehr von Menschen stellen lassen, bei Schiller dagegen finden wir bittere, wirkliche Verlassenheit, er sieht die lange Straße herunter, und kein Mensch sichtbar, der sich um ihn kummert, er halt dem Schicksal den Hut hin und dankt für die kleinste Münze, die hineinfällt In Dresden saß ein Rat Korner und Frau und Schwester, gute, ehrliche, gebildete, begeisterte Menschen Sie fühlten sich gedrungen, Schiller zu schreiben Wie wir ihn da zugreifen sehen! Wie durstig er den dargebotenen Trunk an die Lippen setzt!

Mit Goethe ließ sich so nicht anbinden Goethe kannte, als er so alt war wie Schiller, längst alle Weine im Keller der Menschheit Er kostete lange, ehe er trank Goethe durfte so verfahren Goethe konnte behaglich von einem Orte zum andern gehen, während Schiller vom Schicksal per Schub von einer Stelle zur andern gebracht wurde Er entflieht aus dem Dienst eines tyrannischen Fürsten, findet in Mannheim keine neue Heimat, geht aufs Land, wo man ihn aufnimmt, nach Leipzig, Dresden, überall mit Schulden, und gerat endlich auf nichts als einen bloßen Titel hin, den ihm der Herzog verliehen hatte, nach Weimar, nur um zu probieren, ob sich da leben lasse Immer dieselbe Leier Arbeit vom Tage zum Tage, um leben zu können, Gefühl der druckenden Schulden, Bewußtsein, seine beschränkte ärmliche Familie durch sein Entweichen noch un-

glücklicher gemacht zu haben, und Ermüdung: wozu noch Menschen suchen, da es doch vergeblich ist?

Nur eins halt ihn aufrecht das Bewußtsein einer gewaltigen Leistungsfähigkeit. Schiller war es zuletzt fast gleichgültig geworden, in welcher Richtung er seine Feder laufen ließ ob Historie oder Dichtung, aber daß er, wenn er wollte, etwas schaffen werde, das Erfolg haben müsse, das wußte er, und daraufhin durfte er sich erlauben, stolz zu sein, und sich zu denen rechnen, die in der ersten Reihe standen

Und nur eine einzige große Erwartung hegte Schiller endlich noch das Begegnen mit Goethe. Als Schiller sich in Weimar niederließ, wußte niemand in Weimar zu sagen, ob und wann Goethe zurückkehren werde; aber jedermann sprach davon Denn damals schon war es selbstverständlich, daß, was Goethe tat, das erste große Interesse der Weimarer bildete. Man entbehrte ihn, ohne es sich Wort haben zu wollen. Aus Schillers Briefen erfahren wir so recht, welch ein durrer Boden Weimar war, nachdem Goethe den Rücken gewandt Er beschreibt die bürgerliche und adlige Gesellschaft, er bespricht die hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er bekannt wurde, die Häuser, in denen er verkehrte. Wie Goethe einst, saß er selber jetzt „in entsetzlicher Einsamkeit“ da, nur daß ihm die Arbeit auf den Fingern brannte und das Geld zeitweise bis auf die letzten Groschen ausging Der Gedanke, alles das müsse anders werden, wenn nur Goethe erst wieder da sei, war der natürliche bei ihm Man sieht, wie er aus ist auf Nachrichten von ihm Er durfte sich selber doch schon für bedeutend genug halten, um sich zu sagen, auch Goethe werde eine gewisse Erwartung hegen, mit ihm zusammenzutreffen.

Schiller hatte Goethe schon gesehen. Auf der Schweizerreise mit dem Herzog im Jahre 1779 war auch Stuttgart von ihnen berührt worden Schiller empfing als armseliger

Schüler ein paar Preise aus der Hand seines Herzogs, und er sah Goethe neben diesem stehen, in der steifen Tracht des Hofkleides. Goethe war damals noch von seinem jugendlichen Ruhm umgeben. Er machte auf Schiller einen großen Eindruck. Im nächsten Jahr wurde zum Geburtstage des Herzogs „Clavigo“ von den Karlsschülern aufgeführt, und Schiller spielte den Clavigo. Damals vollendete er die „Räuber“, er war einundzwanzig Jahre alt. In demselben Jahr wird er zum Regimentsarzt befördert und, bei tollem Leben, mit erborgtem Gelde der Druck der „Räuber“ begonnen.

Schiller traumte keine Goethesche Laufbahn: er hoffte nicht einmal der Freund eines Fürsten und der Genosse des Adels zu werden, er wollte an das wirkliche Theater gelangen, auf die Bretter, er wollte in sturmischen Verkehr mit dem großen Publikum treten. Nicht dieser oder jener sollte ihm die Hand drücken, sondern geklatscht, geweint, gezittert sollte werden. Als Schiller sich auf die Flucht begab, war das Theater sein natürliches Ziel, er wurde Theaterdichter und glaubte etwas zu erreichen. Aber die Tauschung dauerte nicht lange, und nun folgen Schlag auf Schlag die Enttäuschungen des Lebens, in das er sich gestürzt hatte.

1784 hatte Schiller in Darmstadt Karl August kennengelernt, den Goethe damals nicht begleitete. Bis dahin waren die „Räuber“, „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ von ihm erschienen. Er las dem Herzog den ersten Akt des „Don Carlos“ vor und hatte eine Unterredung mit ihm. Dafür wurde ihm der Titel eines herzoglich Weimarischen Rates zuteil. Wir wissen nicht, ob das durch Goethes Hande ging. Darauf erst, im April 1785, zog Schiller nach Leipzig und siedelte im September zu seinem Freunde Körner nach Dresden über. Von da im Juli 1787 nach Weimar. Er hatte ein volles Jahr Zeit, sich dort einzuleben, ehe Goethe zurückkehrte.

DIE JAHRE DES NEBENEINANDER

1788—1794

Den 18 Juni 1788, 10 Uhr abends bei aufgehendem Vollmonde, war Goethe in Weimar wieder eingetroffen „Der vornehme Römer“, wie Herder sagte. Man sieht, wie diesem Manne selbst zu der Zeit, wo er Goethe am herzlichsten verehrte, ein boser Dämon etwas Beleidigendes in den Mund legte Herder nannte Goethes Briefe große Schusseln mit breitem Rande und wenig Inhalt Herder wußte am besten, wie wenig Goethe „vornehm“ und wie sehr er gerade jetzt, wo die Sehnsucht zu seinen Freunden ihn zurückgeführt hatte, ein „Weimarer“ statt eines „Römers“ sein wollte

Schiller war damals auf dem Lande in Volkstädt bei Rudolstadt Er hatte Lengfelds kennengelernt, und es begannen ihm, nach der ewigen Heimatlosigkeit seines ganzen Lebens von Kind auf, Gedanken einer eignen Hauslichkeit aufzudämmern Nichts Kahleres, Unfruchtbareres läßt sich denken als die Lebensverhältnisse, von denen er umgeben war Die aus dieser Epoche an Körner gehenden Briefe sind die verzweifeltsten, trübsten, die er je geschrieben hat Daher das Entzucken erklärlich, mit dem er die familienmäßig herzliche Aufnahme im Kreise der Frau von Lengfeld und ihrer Töchter genoß.

Eine Woche bereits vor Goethes Ankunft in Weimar hatte Schiller von Volkstädt Körner mitgeteilt, Goethe werde erwartet. „Man ist sehr begierig, ob er bleiben wird.“ Den 5. Juli, also nun schon einige Zeit nach Goethes Erscheinen

in Weimar, schreibt Schiller, noch immer aus Volkstadt, an Korner „Goethe ist jetzt in Weimar seit vierzehn Tagen, man findet ihn wenig verändert. Wie es weiter mit ihm werden wird, weiß noch niemand.“ Und abermals drei Wochen später (den 27. Juli) „Von Weimar höre ich seit vielen Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierherkommen, die mir von Goethe erzählen soll.“ Das klingt recht unverfänglich, aber man sieht, wie Schiller sich Korner gegenüber zusammennehmen wollte, denn in einer Nachschrift kommt nun doch zum Vorschein, wie erregt er bereits war und wie sich seine Gedanken mit Goethe beschäftigten. „Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Goethe, im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehere. Vielleicht kommt er auch hierher, wenigstens nach Kochberg, eine kleine Meile von hier, wo Frau von Stein ein Gut hat.“ Der Stil verrät hier in jeder Wendung Schillers Gefühl. „Neugierig“ sollte doch wohl bedeuten „brenne vor Ungeduld“. „Neugier“ besagt „gespannte Erwartung“, aber „mit Gleichmut“. „Neugier“ sagt ferner, daß unbefangene Kritik vorbehalten bleibe. Endlich „Neugier“ schließt jeden Gedanken an Unterordnung aus. Und weiter „im Grunde bin ich ihm gut“ soll wohl sagen „ich schwanke in einer mir selbst unerklärlichen Weise zwischen Ab- und Zuneigung“, und daß er nur von Goethes „Geist“ spricht, den er verehere, zeigt, wie sehr Herz und Gemut, und was sonst zur Persönlichkeit gehört, vorbehalten sei. Aus dem Schlußsatze sehen wir, wie er eine Begegnung und Resultate dieser Begegnung mit Sicherheit erwartete. Und daraus, daß dies alles ungeordnet in einem Nachsatze kommt, schließen wir, wie absichtlich er es Korner zuerst hatte verschweigen wollen und wie es ihm endlich dennoch aus der Feder floß.

Schiller staunte Goethe an, er ermaß völlig Goethes Bedeutung nach innen wie seine Macht nach außen. Daß ein Mann wie Goethe jetzt nach Weimar kame, ohne von Schil-

ler Notiz zu nehmen, war einstweilen undenkbar, geschah es aber, so war das schon etwas, das Schiller notigte, seines eigenen Ansehens wegen, eine bestimmte Stellung einzunehmen. Schiller war ein Schriftsteller, der das Handwerk von Grund aus kannte. Sich Goethe zu beugen, ihm Schritte entgegen zu tun, wäre ihm nicht schwer gewesen, aber wer garantierte ihm, wie Goethe das aufnehmen würde? Und so blieb schon nichts übrig, als, ganz abgesehen von eigener Ab- oder Zuneigung, sich klarzumachen, daß standgehalten werden müsse. Aber es sollte anders kommen.

Da Goethe so gar nichts von sich hören ließ, begann Schiller in der Stille mit sich zu kapitulieren. Schon sein Brief an Körner zeigt, wäre Goethe nach Kochberg gekommen, so würde Schiller nichts dagegen gehabt haben, sich gleichfalls dort einzufinden. Man wäre sich ja immer von zwei Seiten entgegengekommen. Goethe kam aber nicht nach Kochberg. Schiller konnte freilich am wenigsten wissen, warum. Denn wie sollte er ahnen, was, während er so in Volkstadt wartete, zwischen Goethe und Frau von Stein vorgefallen war?

Vom ersten Zusammentreffen an hatte Frau von Stein die in Goethes Wesen vorgegangene Veränderung bemerkt. Sie konnte sie nicht verstehen, auch mußte sie ihr unverständlich sein. Goethes Briefe hatten die Fiktion der alten Vertraulichkeit aufrecht gehalten, und nun war er da: kalt, gezwungen, ausweichend, vertrauenslos, nicht einmal geneigt sich auszusprechen. Frau von Stein ahnte nicht, daß, kaum drei Wochen nach seiner Rückkehr, Christiane bereits von Goethe Besitz genommen hatte. Dies Verhältnis hüllte sich in den ersten Zeiten in tiefes Geheimnis. Einige in trochaischem Maße, das gleichsam die Sehnsucht ausdrückt, gehaltene Gedichte erzählen von Goethes verborgenem Verkehr mit Christiane. Wie er zu ihr kam, wie sie zu ihm kam, wie er sie erwartete. Alle seine Gedanken gehören dem schönen Mädchen. Endlich erträgt Frau von

Stein diesen Zwang nicht mehr und sucht mit Gewalt eine Erklärung herbeizuführen. Goethe aber weiß ihr auszuweichen. Eine Woche vor jener Nachricht Schillers an Körner, Goethe werde auf Kochberg erwartet, hatte Goethe eins seiner Billette an Frau von Stein folgendermaßen abgeschlossen: „Dir darf ich wohl sagen, daß mein Innres nicht ist wie mein Außres.“ Wir sehen also, Goethe selbst fühlte, daß sein Außres Frau von Stein unbegreiflich sein müsse, verweigert aber nicht nur darüber zu sprechen, sondern begnugt sich, indem er schreibt, mit einer bloß entschuldigenden Wendung, durch welche genugsam angedeutet ward, daß es sich hier um Dinge handle, über die zu schweigen er entschlossen sei. Frau von Stein wird das zuletzt zuviel, und sie verläßt Weimar. Goethe hatte wahrhaftig nicht die Absicht, ihr jetzt nach Kochberg zu folgen. Was Schiller anlangt, so fiel Goethen damals überhaupt wohl nur zuzeiten ein, daß Schiller auf der Welt sei. Er lebte in der Erinnerung an Italien, dichtete am „Tasso“ beschränkte sich in der Stille auf Christiane, die er zur Vertrauten seiner botanischen Stunden gemacht hatte, und suchte in Weimar „so fortzuleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe war.“ So formuliert er seinen Zustand in einem den 22. Juli an Frau von Stein geschriebenen Briefe. „Mogest Du“, wünscht er, „in dem stillen Kochberg vergnugt und vorzüglich gesund sein.“ Vor zwei Jahren wäre ihm unmöglich gewesen, seiner geliebten Freundin mit einer solchen Bürophrase zu kommen, in der sogar nun der heimliche Wunsch lag, Frau von Stein möge so lange als möglich sich fern von Weimar „vergnugt und vorzüglich gesund“ befinden.

Und so Frau von Stein war längst sogar in Kochberg angelangt, als Schiller jene Zeilen an Körner schrieb, daß sie dort erwartet werde, Goethe aber kam nicht hinterher. Einen Monat saß Schiller und wartete, und abermals wird jetzt beim Abschlusse eines Briefes, aus der zweiten Hälfte

des August bereits, Goethe genannt „Goethe habe ich noch nicht gesehen“, schreibt er, „aber Grüsse sind unter uns gewechselt worden Er hatte mich besucht, wenn er gewußt hatte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiste Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll, hore ich, gar keine Geschäfte treiben Die Herzogin ist fort nach Italien — Goethe bleibt aber in Weimar Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen“ Schiller hatte die Sache so oft überlegt, daß er bei der einfachen Wahrheit stehen geblieben war, die im letzten Satze enthalten ist Endlich sollte nun auch diese Ungeduld befriedigt werden Goethe erschien Anfang September in Rudolstadt im Hause der Frau von Lengefeld, Schillers späterer Schwiegermutter Herders Frau, Frau von Stein, sowie deren Schwägerin, Frau von Schardt, waren dabei. Dazu die drei Lengefeldschen Damen die Mutter, Lottchen (Schillers spätere Frau) und deren Schwester (Schillers spätere Biographin) Karoline von Wolzogen oder, wie ihr erster Name, in erster Ehe, damals noch lautete, von Beulwitz

Schillern stand Goethe wohl noch in Gedanken so vor den Augen, wie er ihn nun fast zehn Jahre früher zum ersten und einzigen Male in Stuttgart mit den Blicken verschlungen hatte. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen“, schreibt er den 12. September an Körner, „worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Montag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schonen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hangt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brunett und schien mir älter auszu-

sehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann Seine Stimme ist uberaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt, man hort ihn mit uberaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang, freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge hatte mit ihm sprechen können Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien, aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwartigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen “

Hier sehen wir wieder, wie sehr der Stil Schillers Gedanken verrät Wir empfinden die Absicht, gerecht und vorurteilslos schreiben zu wollen, und wie er die tiefe Niedergeschlagenheit, das Gefühl, daß er sich in jeder Weise getauscht habe, nicht bemeistern kann Schiller hatte geglaubt, irgend etwas werde sich ergeben aus dieser Berührung Statt dessen ganz gleichgültiger Verlauf Körner antwortet auf diesen Teil des Briefes gar nicht, sondern bemerkt nur, fast mochte man sagen, nicht ohne eine gewisse Befriedigung „Goethens Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte Die Zeit wird es lehren, ob Ihr Euch naherkommen werdet Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und Interesse füreinander “ In Goethes gleichzeitigen Briefen findet sich keine Spur dieser Begegnung Nur ein einziges Mal wird Schiller erwähnt und hier sogar mit Umgehung seines Namens, der geflüssentlich ungenannt gelassen wird

Die Gelegenheit war nicht unbedeutend

Es war damals ein neuer Band der gesammelten Werke Goethes erschienen, welcher „Egmont“ enthielt „Egmont“, bereits in Frankfurt begonnen und in Weimar gelegent-

lich fortgeführt, nahm in Rom eine neue Gestalt an, die einzige, in der wir ihn kennen, da von der früheren Fassung gar nichts veröffentlicht worden ist. In der Frankfurter Bearbeitung scheint das politische bürgerliche Element, das Verhältnis zwischen Klarchen und Brackenburg, mehr im Vordergrund gestanden zu haben. Doch gebe ich das nur als Vermutung. Ob die Regentin dann erst durch die Herzogin-Mutter in die weimarische, zweite Redaktion des Stückes gekommen sei, und andere Fragen lassen wir hier auf sich beruhen, nur so viel auch Klarchen hatte, als das fertige Manuskript von Rom nach Weimar zum Druck abgesendet worden war, dort keine Gnade gefunden, und Goethe sich ihretwegen zu verteidigen.

Goethes neuer Band also war Schiller damals zum Rezensieren zugesandt worden, und dieser an die Arbeit gegangen. Nicht lange nach jener ersten Zusammenkunft mit Goethe erschien seine Besprechung und machte wie jede literarische Kundgebung damals viel von sich reden.

Goethe las die Rezension. Er mußte abermals merken, daß seine Zeit vorüber sei, daß die Tage gekommen waren, in denen, wie er sich selbst vernehmen läßt „das deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte“. Eine neue Generation war aufgekommen, für die Goethes zarte Helden nichts Heldenmäßiges mehr besaßen.

Man konnte Egmont den aristokratischen, weichlichen Zwillingbruder Gotzens von Berlichingen nennen. Ein Mensch, der seine eigne edle Natur, von der er sich treiben läßt, zu seinem regierenden Schicksal erhoben hat. Er verhält sich leidend den Eingebungen des Moments gegenüber. Leidend im Sinne der leidenden Natur. Egmont ist wie ein uppiger Fruchtbaum, der es dulden muß, wenn plotzliche Kalte im Frühling seine jungen Triebe erstarren läßt. Gotz und Egmont bieten sich dem Schicksale dar und nehmen gutes und schlechtes Wetter ohne Murren in Empfang. In diesem willenlosen Zustand liegt das Tragische. Das traum-

hafte Dahingehen durchs Leben finden wir als das ewige Thema aller Gedichte aus jüngeren Jahren. Seine Helden sind frei und unfrei, beides zugleich in der höchsten Potenz und in der schönsten Erscheinung. Die Vermischung von Freiheit und Unfreiheit war das ewige, alte Problem der mit den Gedanken auf sich gewandten Menschheit, diese Mischung von Wollen und Müssen, für die sich nie eine erschöpfende Formel finden wird.

Goethe empfand sich selbst als den vorzüglichsten Repräsentanten dieses Gegensatzes. Immer stellt er sich selbst neu in dieser Richtung dar, um so oder so eine Versöhnung zu finden. In „Gotz“ sahen wir die höchste Vaterlandsliebe, welche Unterordnung unter die Gesetze erfordert hatte, verbunden mit einer individuellen Selbständigkeit, die aller Gesetze spottet, im „Tasso“ sehen wir ein fast andachtsvolles Empfinden für die Wünsche des Herzogs, der im Sinne des 16. Jahrhunderts als halbgottartiges Wesen dastand, verbunden mit der rücksichtslosesten Vernachlässigung dieser Position, sobald Verdacht und Laune sich erheben, in „Egmont“ das höchste Selbstgefühl eines freien niederländischen Edelmannes, der sein Volk repräsentiert, und zugleich die Unmöglichkeit, das individuelle gedankenlose Dahinleben und den kindlichen Genuß des Daseins politischer Konsequenz zum Opfer zu bringen. Der Abschluß mußte Egmonts tragischer Untergang sein. Aber schon „Götz“ war, was diesen innersten Konflikt anlangt, vom Publikum nicht verstanden worden. Begeistert hatte man in dem Stücke das echte Abbild deutschen Daseins gefunden: die Herzlichkeit, die vertrauende Biederkeit, die unverwundliche gutmutige Kraft bei Gotz, und, ihm gegenüber, die Elendigkeit des Hoflebens bis in alle Konsequenzen bei Weislingen sichtbar. Dazu die Gute und die lebendig verschiedene Charakteristik der Gotzischen Frauen im Gegensatz zu Adelheid. Soweit sich diese Elemente im „Egmont“ fanden, wurden sie auch jetzt wenig-

stens verstanden, wenn auch freilich nur im Hinblick auf „Gotz“ die Volksszenen wurden für vorzüglich gelungene Genrebilder erklärt, allein auch hier waltete ein Unterschied zwischen Verständnis des einzelnen und begeisterter Zustimmung aller. Der unbekannte Autor des „Gotz“ war wie ein Retter in literarischer höchster Not begrüßt worden, dem bekannten und berühmten Verfasser des „Egmont“ wurde mitgeteilt, daß man ihn, unter Bedingungen, immer noch gelten lassen wolle. Zum ersten Male wurde das Goethe rücksichtslos und öffentlich ins Gesicht gesagt, und zwar in Weimar selber, und zwar von Schiller — zum Willkomm! Schillers mildere Stimmung bei der endlich zustande gekommenen persönlichen Begegnung mit Goethe entstammte vielleicht einer gewissen wehmütigen Zufriedenheit, die er nun empfand, da seine Rezension des „Egmont“, worin er sich hart und unabhängig aussprach, bereits fertig war. Sie enthielt sein Programm. Goethe sollte damit vieles angedeutet werden. Vor allen Dingen ging aus diesem Aufsatz hervor, auch Goethe war in Deutschland nun historisch geworden, dies wurde konstatiert. Ferner, daß Jungere vorhanden seien, welche sich als Inhaber der Zukunft betrachteten, und daß diese Jungeren jetzt — ganz wie Goethe einstens in den Frankfurter Anzeigen — sich erlauben mußten, die ältere Generation unbefangen vorzunehmen und ihr ohne viel Umschweife die Wahrheit zu sagen. Als glanzendster Repräsentant dieser „Älteren“ stehe nun zwar Goethe da, als berechtigter Wortführer der „Jungeren“ jedoch Schiller. Als solcher wunsche er mit Goethe von gleich zu gleich zu verkehren. Sei Goethe eine Macht, so sei man seinerseits nicht ohnmächtig. Gehe er aus dem Wege, so suche man ihn nicht. Dem Range nach walte kein Unterschied, und sollte das irgendwo geglaubt werden, so gehöre man nicht zu denen, die diesen Glauben teilten.

Es ist nicht schwierig, diese Andeutungen in Schillers „Eg-

mont“-Rezension zwischen den Zeilen zu lesen Schiller beweist Goethe mit der Sachkenntnis eines geschulten Schriftstellers, daß seine Behandlung Egmonts eine verfehlte sei. Er erspart ihm die betreffende historische Vorlesung nicht. Der wirkliche Egmont sei ein verschuldeter hoher Herr und Familienvater gewesen und in keiner Weise König Philipp so gegenübergetreten, wie Goethe wolle. Die ganze Weisheit, wieweit historische Helden den wirklichen Persönlichkeiten zu entsprechen hatten, deren Namen sie trugen, wird vorgebracht, und alles die Politik Betreffende als verfehlt aus Goethes Stück ausgeschieden. Dagegen — auch dies im Geiste der Zeitläufte — wird dem volkstümlichen Elemente hohes Lob erteilt, und Goethe schließlich kalt abgefertigt. Zwar erteilt ihm Schiller „magna cum laude“ als Prädikat, aber mit dem Hinweise, daß „summa cum laude“ diesmal entschieden zurückbehalten werde.

Um nun aber Schiller ganz zu zeigen, wie er war, als diese Rezension kurz nach seiner Begegnung mit Goethe (im September 1788) erschienen war, erzählt irgend jemand Schiller, Goethe habe sich anerkennend darüber geäußert. Und Schiller glaubt das! Die ganze Unschuld Schillers liegt in diesem Glauben. Er hielt in der Tat „Egmont“ für ein schwaches Produkt und stellte Goethe hoch genug, um ihm zuzutrauen, daß er das selber einsehe.

Nur eine einzige Äußerung Goethes über Schillers Aufsatz haben wir. Er schreibt Anfang Oktober dem Herzog, „in der Literaturzeitung stehe eine Rezension seines ‚Egmonts‘, welche den sittlichen Teil des Stücks gar gut zergliedert.“ „Was den poetischen Teil betrifft, mochte Rezensent andern noch etwas zurückgelassen haben.“ Auch hier verrät der Stil deutlich genug, was Goethe empfand. Supplieren wir das zwischen den Zeilen zu Lesende, so würde der Brief an den Herzog etwa folgende Gestalt annehmen: „Der von Eurer Durchlaucht zum Weimarschen Rat ernannte politische Schriftsteller, dessen Namen ich ja weiter

nicht zu nennen brauche, hat seine Dankbarkeit gegen Ew. Durchl. und mich damit bewiesen, daß er über meinen ‚Egmont‘ abgeurteilt hat. Was die in Deutschland jetzt waltende politische Weisheit anlangt, so mag er recht haben. Was die Poesie anlangt, so versteht er überhaupt nichts davon.“

Daß dies Goethes innerste Gesinnung Schiller gegenüber damals gewesen sei, das zu beweisen braucht es jedoch keiner fingierten Briefe. Goethe spricht sich mit volliger Deutlichkeit selbst darüber aus. Im hohen Alter (1817) rekapituliert er sein Verhältnis zu dem verstorbenen Freunde von Anfang an. Er berichtet, wie er, aus Italien zurückkehrend, alles in Deutschland verändert gefunden habe. Wie Schiller nebst Heinse — dessen „Ardinghello“ damals verschlungen wurde — als die vornehmsten Repräsentanten einer Richtung dastanden, welche er verdammt. Wie die Begeisterung, welche die „Räuber“ erregten, ihn erschreckt habe. Seine feste Absicht sei gewesen, alles Zusammentreffen mit diesem Mann entweder zu vermeiden oder doch auf das Unumgänglichste einzuschränken — Goethe war ein Heros im Schweigen und im Aus-dem-Wege-Gehen.

Hier nun sehen wir auch, was Schiller in Weimar blühte, als er im Spätherbst vom Lande dahin zurückkehrte. Ich sagte soeben, welcher Täuschung er sich über die Aufnahme seiner Rezension des „Egmont“ hingab. Er kam in der bestimmten Erwartung, daß sein Verhältnis zu Goethe jetzt eine feste Form annehmen müsse. Immer noch war in ihm das alte Selbstgefühl lebendig. Bald dämmert ihm nun aber auf, wie die Dinge in Wahrheit ständen.

„Goethe ist jetzt auf einige Tage verreist“, lesen wir im ersten Briefe an Körner, „es ist nun ziemlich entschieden, daß er hier bleibt, aber privatisiert. Im Conseil steht nur noch sein Stuhl, er ist so gut als ausgeschieden.“ Vierzehn Tage lang schreibt Schiller dann überhaupt nicht an Kör-

ner, und im Brief vom 1. Dezember wird Goethe gar nicht erwähnt. Noch den 27. November hatte Schiller an Karoline von Beulwitz geschrieben: „Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht aber dieser Tage.“ Wollte Schiller ihn aufsuchen, hoffte er ihm irgendwo zu begegnen? Genug, es geschah keines von beiden, und wir finden nirgends, warum nicht.

Goethe, inzwischen längst zurückgekehrt, beginnt sich nun seinerseits und in seiner Weise mit Schiller zu beschäftigen. Es sollte für ihn, der ohne Gehalt in Weimar saß, gesorgt werden, Schillers Berufung als Professor nach Jena kam aufs Tapet.

Eichhorn war von dort nach Göttingen berufen worden und hatte angenommen. Goethe fordert seinen Ersatz durch Schiller. Wir haben sein die Berufung Schillers betreffendes Promemoria vom 9. Dezember (1788). Goethe betreibt die Angelegenheit so sehr als eine rein äußerliche, daß er gegen Herder, der damals in Italien war und dem er aus „Kälte und tiefem Schnee“ nach Rom schrieb, darüber kein Wort verliert. Schiller, obwohl er sich selbst um die Stelle bemüht hatte, beschlich, als endlich alles seinen Wünschen gemäß verlaufen war, ein Gefühl, „daß man ihn übertölpelt habe“. Indessen Schiller hatte es gewollt und mußte Goethe für die gewährte Unterstützung obendrein verpflichtet sein. Er entschließt sich, Goethe eine Dankvisite abzustatten. Über dieses Zusammentreffen lesen wir nichts in seinen Briefen, jetzt aber scheint das Entscheidende vorgefallen zu sein.

Schiller meldet sich bei Goethe, immer noch in der Hoffnung, endlich als Dichter dem Dichter zu begegnen. Schiller schreibt an Karoline von Beulwitz mit einiger Sicherheit, er hoffe Goethe, der „so gar selten allein sei“, bei seinem Besuche „nicht bloß zu beobachten, sondern sich auch etwas für sich aus ihm zu nehmen“. Es lag also der Plan vor, einen Angriff auf Goethes Herz zu machen. Aber

umsonst Schiller findet nur den höheren Beamten, den Vorgesetzten, der das Gespräch auf den bestimmten Fall konzentriert und sich auf nichts außerhalb der Jenenser Professur Liegendes einläßt. Goethe ermuntert ihn mit „docendo discitur“ und spricht sich in wohlwollender Weise dahin aus, daß die Stelle zu Schillers Glücke beitragen werde. Den 15. Dezember sendet er ihm das Reskript aus der Regierung zu, worin Schiller angewiesen wird, sich auf die Professur einzurichten. Zwar sieht es aus, als habe Schiller nachher noch einmal Goethe aufgesucht, der „überaus gutig“ in dieser Sache gewesen sei, sicher aber war dieser Besuch dann der allerletzte. Mochte auch der „Don Carlos“ die Blicke Deutschlands wiederum auf Schiller gelenkt haben, Goethe will von dem Stuck so wenig wissen wie von den übrigen. Schiller sah, daß von Goethe nichts weiter zu erwarten war.

Wahrhaftig jammerlich ist es nun, zu beobachten, wie Schiller auf die Länge — denn er ging nicht sofort von Weimar nach Jena ab — diese Mißhandlung nicht mehr erträgt. Jammerlich, wenn wir bedenken, wie in späteren Zeiten Goethe jeden Tag mehr mit Schiller zusammen mit seinem eignen Leben erkaufte haben wurde. Durch ein besonderes Zusammentreffen mußte Schiller sich damals zuletzt von dem Umgang mit Goethe geradezu ausgeschlossen finden.

Einer von denen, die in Rom Goethes nächste Umgebung bildeten, war Moritz. Moritz hat sein Leben in dem auch heute noch lesenswerten Romane „Anton Reiser“ beschrieben. Aus elenden Verhältnissen hatte er sich emporgewunden. Sein Ruhm wird bleiben, daß er eine vorzügliche deutsche Prosa geschrieben und daß seine „Deutsche Verslehre“ Goethe, wie dieser eingesteht, für die abschließende Gestaltung der „Iphigenie“ große Dienste geleistet hatte. Moritz brachte den regierenden Tonfall der Worte mit ihrem geistigen Werte in Einklang, er gestaltete zu einer

Theorie, was Klopstock praktisch zuerst eingeführt hat. Er fand für eine quantitatlose Sprache eine Akzentlehre, welche „geistige“ Langen und Kurzen herstellte und eine Nachahmung der antiken Maße im Deutschen im antiken Sinne nach festen Prinzipien möglich erscheinen ließ. Wir haben von Moritz Briefe aus Italien, welche in die Goethesche Epoche fallen und eine interessante Ergänzung der „Italienischen Reise“ bilden, vor deren Erscheinen sie herauskamen. Moritz, der aus Italien zurückkehrte, traf im Dezember 1788 in Weimar ein und wohnte bei Goethe. Mit ihm ward Schiller jetzt aufs neue bekannt (nachdem er schon früher einmal in Leipzig mit ihm verkehrt hatte). „Moritzen hatte Goethe seinen Stempel mächtig aufgedruckt“, urteilte er. „Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer, aber er bearbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit.“ Moritz aber ist es gewesen, erzählt Goethe selbst, der sich mit ihm „leidenschaftlich in den Gesinnungen bestärkte“, welche Goethe gegen Schiller hegte. „Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte.“ Soll man daraus schließen, daß Moritz damals Schiller ausholte und dann Goethe im ungünstigsten Sinne über ihn berichtete? Jedenfalls sahen Moritz und Schiller jenerzeit sich oft, und Goethes Charakter war das Thema, über das heftig und immer wieder von neuem verhandelt wurde. Es liegt nichts Illoyales darin, weder daß Moritz sich auf diese Gespräche einließ, noch daß er Goethe davon wiedererzählte. Ja, solange Moritz in Weimar blieb, vom Dezember 1788 bis zum 1. Februar 1789, bildete dieser Verkehr für Schiller beinahe einen Ersatz für den wirklichen Verkehr mit Goethe, über den er wenigstens mit einem seiner Intimen sich nun aussprechen konnte. Denn der Druck der bloßen Gegenwart Goethes nötigte die Menschen, ihn als Gegenstand des Nachdenkens immer dicht vor sich zu sehen. Nun aber geht Moritz fort, und nun ging auch dieses Surrogat eines Umganges mit

Goethe Schillern verloren Ihm bleibt nichts mehr als der Briefwechsel mit Körner, dem er jetzt sein beleidigtes Gefühl auf das bitterste auszusprechen beginnt

Anfang Februar 1789 schreibt er an Körner „Dieser Tage ist Moritz wieder von hier abgegangen — Moritz ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf anfaßt und tief heraufholt. — Die Abgotterei, die er mit Goethe treibt und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten Sonst ist er ein sehr edler Mensch und sehr drollig-interessant im Umgange — Ofters um Goethe zu sein, wurde mich unglücklich machen. er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen, ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unahnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen, ich konnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (‘Die Künstler’) gern recht vollendet wünsche An seinem Urtheil liegt mir uberaus viel. ‘Die Götter Griechenlands’ hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben

mag Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen “

Wir sehen, Goethe hatte Schiller außer sich gebracht Es konnte keine härtere Tortur erdacht werden für einen Mann von Schillers Selbstgefühl, als so dicht neben Goethe zu leben, immer von ihm zu hören, heimlich ihn als die höchste dichterische und höchste kritische Instanz anzuerkennen und sich von ihm wie einen Aussätzigen zurückgestoßen zu sehen

Ein Brief von Anfang März enthält noch einmal die volle Bitterkeit, welche Schiller erfüllte „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben habe Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer Ich will mich gern von Dir kennen lassen, wie ich bin Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf die Minute noch kämpfen! Einholen laßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich konnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft “

So also lag die Rechnung Eine halbverfehlte Jugend, und jetzt, wo der äußerste Termin gewesen wäre für Nachholung des Versäumten, die Notwendigkeit elender Arbeit, um das tägliche Brot zu gewinnen und Schulden zu bezahlen Und neben sich den großen Genius, dessen be-

lebender Umgang diese ungeheure Lucke der Vergangenheit hatte ausfüllen können, kalt und gleichgültig an ihm vorübergehend. Das Kapitel „Goethe“ war für Schiller abgeschlossen. Ostern 1789 ging er nach Jena hinüber. Die Jenenser Universitätsarbeit auf der einen, seine glückliche Verheiratung mit Lotte Lengefeld auf der andern Seite nehmen ihn für die nächste Zeit ganz in Anspruch.

Allerdings, die anfängliche Bitterkeit des Gefühls milderte sich. Ende September 1789 — ein Jahr also, nachdem er Goethe dort zum ersten Male gesehen — hatte er von Rudolstadt aus an Körner über Goethe und über Herder geschrieben, mit denen Körner inzwischen ohne Schiller in nähere Berührung gekommen war. Für Körner eröffnete sich damals eine Existenz in Weimar, und an Schiller war es nun, Körner über dessen unzweifelhaft bevorstehendes Zusammentreffen mit den beiden großen Männern dort seine Prognose zu stellen. „Was Dich betrifft“, schreibt Schiller, „so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Wert herabsetzen lernen, aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liierte.“ Das heißt, Körner werde zuerst bezaubert werden und sich eines Tages, auf die grausamste Weise sich selbst überlassen, einsam wiederfinden. Diese Stimmung hielt nicht vor. Im Dezember schon, als die Heirat mit Lotte näherrückte, kam Schiller doch einmal wieder der Gedanke, sich Goethe anzuvertrauen, aber dies wurde überflüssig, da Lottes mütterliche Freundin Charlotte von Stein Schillers Gehaltswünsche beim Herzog durchsetzte. Und als dann Anfang 1790 die Heirat zustande kam, hat Lotte vielleicht bei mehr als einer Gelegenheit eine Annäherung herbeizuführen versucht. Aber es gelang nicht. Sie gingen kalt nebeneinander her.

Fünf Jahre dauerte diese Entfremdung, während welcher

keiner von beiden imstande war, den anderen im rechten Lichte zu sehen. Nehmen wir an, einer von ihnen, Schiller oder Goethe, sei während dieser fünf Jahre gestorben! Wurden jene schonungslosen, immer neugewandten, immer heftiger lautenden Urteile Schillers Goethe in diesem Falle nicht wie ein Brandmal anhaften? Wurden sie nicht Goethes moralische Existenz in Frage stellen und wie ein kalter Moorrauch über ihm liegen und lasten, den zur Seite zu blasen kein Atem stark genug war? Wurde jemand den Mut haben, diesen zahlreichen Briefen Schillers entgegenzutreten, um ihn für verblendet, ungerecht und parteisch zu erklären? Wurde irgendein Verehrer Goethes Aussicht haben, auch nur gehört zu werden, wenn er sagte: war Schiller (oder Goethe) nur leben geblieben, später wurde er schon eingesehen haben, wie sehr er sich tauschte? Wem wurde, war Schiller oder Goethe vor 1794 gestorben, erlaubt worden sein, das, was in der Tat später dann geschah, als Hypothese aufzustellen?

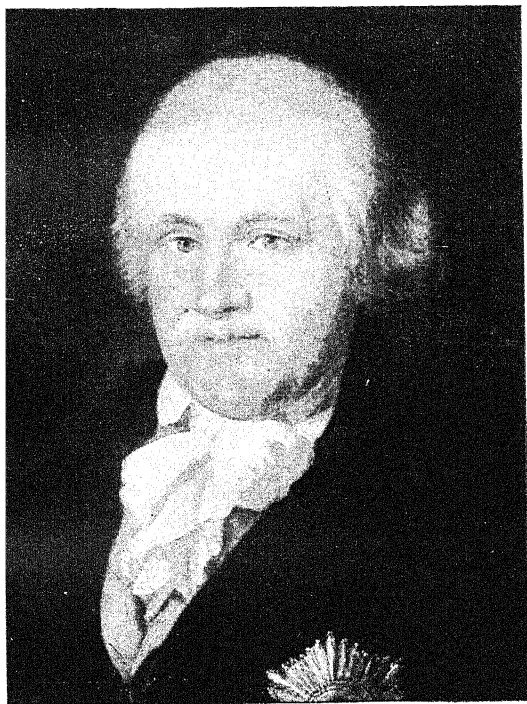
Wir wissen heute, daß diese Einsicht auf beiden Seiten sich eines Tages fand. Es ist eine der glücklichsten Fugungen der Vorsehung, daß trotz allem, was zwischen ihnen lag, Schiller und Goethe endlich zusammengeführt wurden.

DIE VERSTÄNDIGUNG

Goethe hatte durch den Eintritt der Familie Vulpus in sein Haus mit der Weimarer Welt abgeschlossen. Es ist kaum nötig zu berichten, auf welche Weise der Bruch mit Frau von Stein erfolgte. Goethe schrieb, nachdem die Mißverständnisse immer scharfer und deren geheimer Grund allmählich offenbar geworden war, den berichtigten Absagebrief, nach dessen Empfang die alte Freundin sich als verabschiedet ansehen mußte. Es kann mancherlei zur Entschuldigung dieses Briefes gesagt werden, wodurch Einzelheiten darin gemildert erscheinen. Der Brief selber aber läßt sich nicht fortschaffen, und auch die rücksichtslose Gesinnung nicht, mit der er geschrieben worden ist. Ein harter Brief. Ein furchtbares historisches Memento für alle Frauen, in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir uns die Lage Charlotte von Steins vor.

Seit länger als zehn Jahren durch Goethe zur höchsten Richterin seiner Schicksale und seiner geistigen Tätigkeit gemacht, in unermüdlicher Treue mit zahllosen schmeichelnden Beweisen seiner Sorge umgeben, zumal mit allem versorgt, was an geistigen neuen Erscheinungen auf den Markt kam, von ihm in ihren besten Fähigkeiten entwickelt, durch ihn zur beneideten Teilhaberin seiner geistigen Existenz erhoben und in keiner Weise auf die nun eintretende plotzliche Entbehrung vorbereitet, sah sie sich ohne sichtbare Schuld von der alten gewohnten Höhe in eine Leere und Dunkelheit herabgedrückt, die sie aus eigener Kraft

nicht mehr aufzuhellen vermochte Goethe hatte ihr unmerklich eingeredet, seine Anhänglichkeit werde, wenigstens der Gesinnung nach, niemals aufhören Und nun brach er auf so schmahliche Weise ab Denn nicht nur abgesetzt fühlte sie sich, sondern es emporte sie die Persönlichkeit, die sie nun an ihrer Stelle sah Zugleich mußte Charlotte von Stein sich sagen, daß eine natürliche Rache des Schicksals in alledem liege, oder hatte es sich sagen können Sie hatte Goethe nicht so in ihrer Nahe leiden gedurft, seine unfruchtbaren Huldigungen nicht in Jahren dulden sollen, wo er sich ein eignes Hauswesen gründen konnte Gerade sie war vielleicht die erste Ursache, daß Goethe, übersättigt an den feineren Saucen des Lebens, bei denen das Herz hungerte, jetzt einen tüchtigen Laib Schwarzbrot unter den Arm nahm, in den man hineinbeißen konnte ad libitum und von dem er fortan sich seine Mahlzeiten zuschnitt Wie dem nun sei das Entscheidende war geschehen Goethes Türe war verriegelt und blieb es Er gibt Gesellschaften, wo auch Damen erscheinen, aber sie treten bei Goethe in keinen Familienkreis ein Der Welt gegenüber war er von nun an Junggeselle Über diese Partie, den Mann, der das vornehmste Haus in der Stadt inne hatte, war nicht mehr zu disponieren in der Weimarer Gesellschaft Dergleichen pflegt empfunden zu werden Goethe hatte sich ferner durch sein ablehnendes Verhalten gegen Schiller mit der strebenden gleichzeitigen Literatur außer Verbindung gesetzt Es waltete jetzt ein scharferer Geist bei uns als früher Ehedem hatte es nur Cliques gegeben, jetzt erleben wir die Anfänge von Parteien Goethe wählte in aller Stille aus dem tätigen uns beschauliche Leben eingetreten zu sein, aber sein Verleger sollte bald merken, daß mit der Gesamtausgabe der Goetheschen Werke nicht viel zu machen sei Die Sammlung seiner Gedichte, welche Goethe jetzt zum ersten Male Deutschland darbot, fand eine sehr kalte Aufnahme Die Kritik kam



Herzog Karl August

über eine hofliche Anerkennung nicht hinaus, das Publikum ließ sie sich eben gefallen, ohne irgend in Begeisterung zu geraten. Goethe focht das freilich nicht an. Er war vollauf beschäftigt. Er arbeitete, seiner Idee nach, jetzt nur noch poetisch, um einmal Begonnenes zu vollenden. Bei „Tasso“ und was ihn sonst beschäftigte, dachte er kaum mehr an das größere Publikum. Schon als er dem Herzog über den „Egmont“ aus Italien schrieb, hatte es in dem Briefe geheißen: „Ich möchte nun nichts mehr schreiben, was nicht Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch lesen durften und mochten.“ Goethes Erwartung eines seiner würdigen Leserkreises sehen wir damit auf einen so engen Kreis beschränkt, daß von Publikum kaum mehr gesprochen werden kann.

Endlich, unter Goethes amtliche Tätigkeit war ein Strich gemacht worden, im Conseil erschien er nicht mehr. Goethe siedelte sich wie ein Privatmann neu in Weimar an. Die „Zehn Jahre“ waren zur mythischen Frankfurter Zeit geschlagen worden, und ein neues Konto ward angelegt. Goethes in öffentlichen Leistungen sich äußerndes Interesse ist der Pflege der Wissenschaft zugewandt. Aus den Lavaterschen dilettantischen Bestrebungen war bei ihm ein solides anatomisches, osteologisches Studium erwachsen. Botanik und Geologie hatten längst den Rang von Lieblingsfächern bei ihm eingenommen, in die er sich nun gelehrtenmäßig immer gründlicher hineinarbeitete. Die Kunstgeschichte war seit Italien zu einem Felde für ihn geworden, das, wie ein reicher Garten dicht um sein Haus liegend, ihn zu fortwährender, bald gar nicht mehr fortzudenkender gärtnerischer Arbeit verleitete (Goethe erkannte, daß die Aufzeichnungen der bildenden Künstler neben denen der literarischen Historiker, die beim besten Willen meist doch nur Mythen produzieren, das eigentlich exakte historische Material seien), und zu Philologie und

Literaturgeschichte stand er in ganz neuem Verhältnis, seit er die unentbehrliche Wichtigkeit der griechisch-romischen Kultur als Ausgang aller Fortbildung erkannt und anerkannt hatte, denn sofort ist er öffentlich für diese Wahrheit eingetreten. Ich habe den Vergleich schon früher einmal gebraucht. Goethe stiftet in der Stille in Weimar eine unsichtbare Universität, an der er zugleich Rektor, Professor in allen Fakultäten, Privatdozent, Zuhörer und Pedell ist. Alles bezieht sich hier nur auf ihn, alles geht von ihm aus, alles besorgt er selber.

Selten ist eine so umfassende wissenschaftliche Tätigkeit in so ernster Weise von einem einzigen Manne begonnen worden, als jetzt die seinige. Nur eine Kraft wie Goethe konnte sich scheinbar so völlig zersplittern und das Unternommene nach verschiedenen Seiten hin dennoch so ernst und so umfassend durchführen. Die neu erworbenen Kenntnisse fangen an, bei ihm produktiv zu werden, entweder indem sie ihn wissenschaftlich forschend mit einzugreifen oder, dem Publikum gegenüber, zu erklärender Kritik herausfordern. Sein Verhältnis zu Jena wird dadurch ein immer innigeres. Und, indem ich, diesen Überblick abschließend, das zusammenfasse, was sich als Resultat der ersten Jahre nach Italien ergibt, Goethe gelingt es, sich, als einen bereits integrierenden Bestandteil des Weimarschen Staatswesens, in eine dem Herzog, den Interessen des Landes und seinen eigenen Wünschen entsprechende unentbehrliche Stellung zu bringen. Er erhebt sich zum Rang eines Staatskanzlers für die geistigen Angelegenheiten und eröffnet sich ein umfangreiches freies Feld persönlichen Wirkens, wobei er seine Energie bald dahin, bald dorthin wendet, wie ihm gerade zu Sinne ist. Und alles das macht sich unmerklich, als reiften die Verhältnisse wie die Äpfel am Baum und sei nichts davon hinwegzunehmen oder hinzutun. Goethe fühlt sich als Mann von vierzig. Equipiert sich so gemächlich als möglich für die kommenden Jahre.

und geht mit einem gewissen Fatalismus vorwärts Die Stadt Weimar ist nicht mehr, wie früher in den Steinschen Zeiten, der unentbehrliche Boden, außerhalb dessen er nicht leben mochte, sondern für die nächste Zeit nur sein Absteigequartier, wohin er von längeren oder kürzeren Abwesenheiten zurückkehrt, ohne daß jemand anderes als die Leute in seinem Hause sich darum zu kümmern hatten.

Dazu noch folgendes, um den Hintergrund dieses neuen Daseins ganz verständlich zu machen

Goethe hatte sich, seit er Frankfurt verließ, immer mehr von der allgemeinen Menschheit zurückgezogen Er hatte sich langsam auf die Defensive gestellt und wenig Eifer gezeigt, mit alten Freunden im Verkehr zu bleiben Er suchte sich seinen Umgang sorgfältig aus, und es umgab ihn, nicht gegen seinen Willen, der Schein einer gewissen Unnahbarkeit, ja Absonderlichkeit. Kein Zweifel, daß er manchen kühl an die Luft gesetzt hat, der ihm wie in guten alten Tagen gemutlich auf die Schulter klopfen wollte

Auch das hatte nun wieder ein Ende Nachdem Goethe den ehemaligen Begriff persönlicher Herzensbruderschaft in den „Zehn Jahren“ fallen gelassen hatte, gab er jetzt selbst den der „Freundschaft“ auf jedermann war nun willkommen, von dem er Förderung seiner Zwecke erwartete. Die gesamte Menschheit verwandelte sich für ihn in einen höchst wissenswürdigen Gegenstand Wo es etwas zu lernen gibt, da ist Goethe zu finden Statt der leidenschaftlichen Abneigung oder Hingabe der früheren Zeit eine gleichmäßige wissenschaftliche Neugier, mochte es sich um gedruckte Kenntnisse und Ideen oder um die Menschen handeln, welche sie vermittelten Auf diese Epoche des Goetheschen Lebens paßt Emersons Ausspruch Goethe wurde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er geglaubt hatte, etwas Wissenswürdiges von ihm lernen zu können Und deshalb sehen wir ihn nun auch alte abgetane Freund-

schaften mit einer gewissen kühlen Zutunlichkeit wieder aufnehmen sie gehörten in sein großes Inventarium, in dem kein Stück, das etwas gelten konnte, dem Mottenfraß anheimfallen durfte

Der Wert seiner Verhältnisse wird deshalb von jetzt ab ein anderer Sie dürfen selbst bei scheinbarer Vertraulichkeit nicht überschätzt werden

In jüngeren Jahren kommt es bei persönlichen Verbindungen mehr auf die Einwirkung eines Menschen im ganzen auf den andern im ganzen an Das, was man ist, alles mit eingerechnet, der Charakter, bestimmt das Zusammengehen Ich brauche nicht auf Goethes frühere Verbindungen einzeln hinzuweisen, jede ist ein Beispiel dafür In späteren Jahren dagegen ist nur noch das einzelne wichtig, wobei es sich um Zusammenarbeiten auf Zeit, um bestimmte Zwecke handelt und wobei die Totalität des Menschen ausdrucklich ignoriert wird (Wie sollte man sonst im Leben auskommen?) Hierfür sind eine Fülle neuer Verhältnisse Goethes die Belege

Schon bei Moritz handelt es sich um bestimmte Punkte, welche Goethe in Gemeinschaft mit diesem wunderlichen Heiligen im Auge hielt, der Rest von Moritzens dunkler Existenz blieb außer Betracht Trotzdem sehen wir ihn zu Goethe in ziemlich engem Verhältnisse Goethe sitzt in Rom an seinem Krankenlager und nimmt ihn in Weimar in sein Haus auf Nicht anders war es mit Meyer, dem sogenannten Kunst-Meyer, der sich damals Goethe als kunsthistorischer Adjutant anschloß und seitdem bei ihm in Weimar, zum Teil in Goethes Hause lebte auch diese Intimität blieb nur auf die kunsthistorische Provinz beschränkt Goethe stand zu diesen und vielen anderen etwa auf dem Fuße wie ein Fürst zu seinen Ministern, deren jeder sich auf sein Ressort beschränkt Goethes Verbindungen von nun an, mögen sie amtlicher oder wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur sein stets ist ein

festes Programm vorhanden, an das beide Teile sich als gebunden betrachten

Das konnte der um so viel jüngere Schiller freilich nicht wissen, der an den ganzen Menschen in Goethe appellierte. Er hätte zehn Jahre früher kommen müssen. Schon dies also hatte Goethe verhindert, Schillers Ansprüchen gerecht zu werden. Diesen Naturprozeß konnte freilich auch Frau von Stein nicht begreifen, welche früher bei Goethe den Schlüssel zur Speisekammer gehabt hatte und der jetzt bloß herausgegeben werden sollte wie den übrigen. Das begriß Christiane aber, welche es niemals nach dem Eintritt in die Gemächer gelustete, die Goethe etwa vor ihr verschlossen halten wollte. Das konnte nun selbst Herder nicht recht einsehen, dessen Verhältnis zu Goethe von jetzt ab langsam wieder erkaltete. Herders Frau konnte Christiane nicht ertragen. Sie verteidigte zwar das Verhältnis, sprach aber darüber ohne Rückhalt.

Nur der Herzog verstand Goethe jetzt, weil er sich so durchaus im gleichen Falle befand. Mochte Karl August auch viel jünger sein. Fürsten fangen früher an zu leben. Allein zwischen ihm und Goethe sehen wir die alte große Wirkung von Charakter zu Charakter fortbestehen. Als echte Grandseigneurs gehen beide nebeneinander her, und die sie trennende Distanz war ihnen gerade recht. Sie kümmern sich einer um den andern genau so viel, als notwendig ist, und halten getrennte Wirtschaft. Aber sie fühlten, wie nützlich sie einander waren. Aus Freunden wurden Goethe und der Herzog allmählich Verbündete. Während alle Welt an Goethes verlängerter Abwesenheit in Italien zu makeln fand, wollte der Herzog ihm großzügig weiteren Urlaub zugestehen. Als Goethe dann zurückkam, erleichterte er in derselben fürstlichen Gesinnung den Gewinn einer neuen Form für Goethes Wirksamkeit. Anfang 1790 übertrug er ihm die Oberaufsicht über die Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, im Frühjahr 1790 sendet er

ihn der Herzogin-Mutter, welche in Italien war und die Goethe selbst anfangs dort hatte erwarten sollen, bis Venedig entgegen — dies Goethes zweiter italienischer Aufenthalt, wobei, in Erinnerung an Christiane, die „Venetianischen Epigramme“ entstanden —, im Sommer desselben Jahres begleitet er den Herzog zu den preußischen Manövern nach Schlesien, wo dann, neben dem Leben im Lager, wertvolle wissenschaftliche und amtliche Verbindungen gewonnen werden und die Reise bis nach Galizien, der Bergwerke wegen, ausgedehnt wird. Vom Mai 1791 an dirigiert er das (nachdem 1785 schon die Belluomosche Gesellschaft Weimar wegen Nahrungslosigkeit verlassen hatte, um in Göttingen zu spielen) neubegründete Hoftheater, für das er eine Menge Dramatisches liefert. Prologe, Epiloge, Einlagen, Übersetzungen, einige Stücke, und dessen Schicksale er auf das umsichtigste leitet. Dekorationen, Kostume, Einstudieren, Sorge für das persönliche Wohl des Personals — alles wird wie ein großer neuer Haushalt übernommen und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit fortgeführt. Im Juli 1791 stiftet Goethe die Versammlungen bei der Herzogin-Mutter, unter dem Namen Freitagsgesellschaft, wo es um Kenntnisnahme wissenschaftlicher Neuigkeiten zu tun war. Im Sommer 1792 folgt er dem Herzog in den französischen Feldzug. Die Frucht dieser Expedition, die Beschreibung der „Campagne“, ist mit anschaulicher Kraft gegeben erzählt wird, wie oft dabei neue Bekanntschaft und unerwartetes Wiedersehen zusammenlief. Ein Kunstwerk! In Weimar wird derweile Goethes Haus umgebaut. 1793 macht er die Belagerung von Mainz mit. Am Schlusse des Jahres verläßt der Herzog den preußischen Dienst, und Weimar wird wieder Mittelpunkt ihrer beiderseitigen Tätigkeit.

Ich unterlasse, die Dinge in annähernder Vollständigkeit auch nur anzudeuten. Diese Erlebnisse hatten ausbleiben

oder anders eintreten können, ihr Wert wäre derselbe geblieben. Es war gelegenes Futter für eine energische Natur, die sich betauben mußte, weil ein eigentlicher Endzweck ihrer Existenz mangelte. Andere große Herren pflegen in solcher Lage weite Reisen zu machen. Im ganzen ist für diese Zeit, Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, nur das eine Resultat für uns von Wichtigkeit: daß sie, alles in allem genommen, doch nur so hingebracht worden sei. Goethe lebte ziellos. Er besaß in diesen Jahren, was er wollte und bedurfte. Er hatte sich ein neues Leben gezimmert und darin eingewohnt, er hatte seine tagliche Tätigkeit, genoß Ansehen, Einfluß und Ruhm und konnte den Verfolg ruhig erwarten, wenn er überhaupt damals an die Zukunft groß dachte. Allein diesem Dasein fehlt ein letzter Glanz, eine höchste Weihe. Es scheint sich in Einzelheiten aufzulösen. Er gibt mit einem gewissen Zynismus zu, daß man älter geworden sei. Wollte man ehrlich sein bei aller Bewegung, hatte doch ein Stillstand stattgefunden. „Egmont“ und „Tasso“ zogen nicht, selbst der 1790 endlich gedruckte Beginn des „Faust“, der, in früherer Zeit den Freunden vorgelesen, so ungemeine Wirkung hatte, blieb fast unbeachtet. Die „Römischen Elegien“ blieben vorerst, bis Schiller sie 1795 in die „Horen“ aufnahm, ungedruckt, und eine Menge anderer Sachen, die hier nicht genannt zu werden brauchen, wurden beinahe übersehen, während die Anfänge der „Farbenlehre“ schon durch den Titel „Beiträge zur Optik“ die Mißbilligung der Fachleute erregten. All das waren sich zersplitternde Leistungen eines Schriftstellers, dessen letzte Ziele niemand mehr zu erraten vermochte und auf dessen Fortentwicklung niemand mehr neugierig war. Wäre Goethe bei der Kanonade von Valmy durch eine Kugel vom Pferde gerissen oder sonstwie damals hinweggenommen worden, so würden seine besten Freunde vielleicht, wie bei Lord Byron, geurteilt haben, es

sei sein Verlust zwar zu bedauern, für seinen dichterischen Ruhm aber habe er das Notige geleistet und man zweifle, ob Großeres noch zu erwarten gewesen wäre. Das aber war der Wille der Vorsehung nicht. Jetzt endlich kam die Zeit, wo Goethe und Schiller einander anders kennenlernen sollten, als bis dahin. Ich hatte bei Jacobi das Bild gebraucht, er und Goethe seien eins geworden wie zwei ineinanderfließende Meere — Goethe und Schiller sollten wie zwei Flüsse zu einem großen Strome gewaltiger Wirkungen sich nun vereinigen. Diese Annäherung ist gerade so organisch, als es die ihres anfänglichen Auseinandergehens war.

Schiller saß in Jena. Er war glücklich verheiratet, hatte zu leben, anhangliche Schüler und arbeitete ununterbrochen. Seine dichterische Produktion trat zurück gegen historische und ästhetische Arbeiten, sein Kredit als Schriftsteller aber wuchs zusehends, und seine Ideen entspiangen stets dem, was im Moment zumeist die Welt bewegte. Seine Frau war eine der intimsten Freundinnen, welche am Kummer der an Erinnerung und Gegenwart zehrenden und sich verzehrenden Frau von Stein teilnahmen. Goethe galt in diesen Kreisen als ausgebrannter Vulkan, als „verloschter Stern“, als der dicke Geheimrat mit dem Doppelkinn, als der Epikuraer. Seine neuerscheinenden Sachen finden wir in Schillers Briefen kaum erwähnt.

So standen die Dinge, als Schiller auf einer 1793 mit seiner jungen Frau in die Heimat unternommenen Reise die Bekanntschaft eines Mannes machte, dessen entscheidender Einfluß für seine spätere Entwicklung nicht zu verkennen ist: des Buchhändlers Cotta. Die Erfolge Cottas lagen in einer Spürkraft für die Lebensfähigkeit literarischer Unternehmungen, die genial genannt werden muß, in einem ebenso großen Geschick, die rechten Leute nicht nur zu finden, sondern auch festzuhalten, und in einer, was den Geldpunkt anlangt, vorwaltenden Rücksicht nur auf große

Summen. Durch die großartige Behandlung der Geschäfte hat sich Cotta den Freiherrntitel wohl verdient

Cotta ging damals mit den ersten Gedanken der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ um. Daraus, daß ein so kalt urteilender Geschäftsmann, wie er, Schiller als den Mann erkannte, der mit 2000 Gulden an die Spitze eines solchen Unternehmens gestellt werden müsse, ersehen wir, wie Schillers Stellung eine immer gebietendere geworden war. Schiller war vor allem anderen jetzt Politiker. Seine Geschichtsschreibung bezweckte sofortige Einwirkung auf das große Publikum, er dachte nie daran, als Gelehrter für Gelehrte zu schreiben. Auf Cottas Plan konnte er seiner Kranklichkeit wegen nicht eingehen, dagegen wurde die Herausgabe einer Zeitschrift verabredet, welche Anfang 1795 zuerst erscheinen sollte: die berühmten „Horen“. Alle Monate ein Stück von acht Bogen. Will man wissen, was in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre sich verändert hatte, so braucht man nur Wielands „Teutschen Merkur“, als den seinerzeit höchsten Anspruch an die lesende Welt, und jetzt die „Horen“ zu vergleichen.

In Jena wurden sie unter Schillers Oberleitung heimisch. Bei hohem Honorar sollten die vornehmsten Kräfte Deutschlands zur Mitarbeit gewonnen werden. Kant, Jacobi und Goethe waren die ersten Schriftsteller, schon Cotta hatte darauf bestanden, Goethe müsse gewonnen werden, aber Schiller übernahm diese Verhandlung unaufgefordert, und sie gelang ihm. Wir empfangen aus Schillers Korrespondenz mit Cotta neue Beweise, wie staatsmannisch er Goethe beurteilte und behandelte. Immer ist er darauf bedacht, Goethes Eigentümlichkeiten ihr Recht zu verschaffen. Die Art, wie er ihn jetzt endlich zu erobern weiß, muß uns mit der reinsten Bewunderung erfüllen.

Wir notieren als erstes Aktenstück den Brief vom 13. Juni 1794. Ehrfurchtsvoll, aber geschäftsmaäßig wird im Namen einer ihn „unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft“ — die

sich freilich mit derselben unbegrenzten Hochachtung auch an Kant gewandt hatte (auch von Humboldt wurde Körner damals unbegrenzt geschätzt) — Goethe zur Mitarbeiterschaft an den „Horen“ aufgefordert

Ein völliger Bruch war zwischen Schiller und Goethe nie eingetreten. Zuweilen erscheint sogar eine Art von Zusammenhang. 1790 gibt Goethe die Idee zu einem Titelpuffer für eine der Schillerschen literarischen Unternehmungen an, er besucht Schiller in Jena (einmal oder öfter, was nicht ganz klar ist), und es wird über Kantsche Philosophie gestritten — wie kalt aber Schillers Brief, worin an Körner darüber berichtet wird, endlich Goethe bringt den „Don Carlos“ zur Aufführung, und es tritt dabei eine gewisse Mitwirkung Schillers hervor. Von da ab kaum Spuren persönlicher Begegnung.

Goethe läßt die amtlichen vierzehn Tage nicht verstreichen und antwortet unterm 24. Juni kuhl, freundlich, ermunternd und zustimmend. Er hatte einer solchen Unternehmung gegenüber kaum anders gekonnt. Auch sagte er der Gesellschaft und nicht Schiller zu. All das war, wenn es als erster Schritt gelten soll, freilich nur ein sehr kleiner Schritt gegenseitiger Annäherung.

Goethes engeres Verhältnis zur Universität Jena, als deren oberste Instanz er fungierte, brachte vielfachen persönlichen Verkehr mit sich. Goethe ging oft hinüber. Der heute behaglich sanfte Weg zwischen Weimar und Jena läßt nicht ahnen, daß selbst diese kurze Partie für Wagen damals eine „Reise“ nicht ohne Gefahren war. Der Professor der Botanik Batsch hatte eine naturforschende Gesellschaft zustande gebracht, deren periodischen Versammlungen Goethe bewohnte. Hier traf er Schiller. Zufällig verließen beide zu gleicher Zeit die Versammlung. Es entspinnt sich ein Gespräch, das Goethe bis zu Schillers Wohnung und endlich die Treppe hinauflockt. Beim Abschiede sagt er: „Ich hoffe Schiller bald persönlich wieder zu spre-

chen. Goethe also war diesmal der gewesen, der seines großen Nachbars Haus zuerst wieder betreten hatte. Schon am folgenden Tage schickt er für die „Horen“ eingesandtes, ihm zur Begutachtung übergebenes Manuskript mit der Wendung zurück: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“ Man muß diese Worte mit den bei weitem gemesseneren Wendungen vergleichen, welche Goethe im brieflichen Verkehr damals zu gebrauchen pflegte, um den herzlich wohlwollenden Akzent und mehr herauszufühlen. Goethe hatte in seinem Wesen etwas Steifes, Kerzengerades, Dienstmäßiges angenommen, das, schon in seiner Art, den Rücken und den Kopf zu halten, den Leuten auffiel.

Nun eine neue Zusammenkunft in Jena. Man kam tief ins Gespräch und wieder auf philosophische Dinge, bei denen Schiller gerade am wohlsten und Goethe am unbehaglichsten war. Goethe beschreibt in fast dramatischer Wirkung, wie Schillers prinzipieller Widerspruch ihn so unglücklich gemacht habe, daß „alles wieder in Frage gestellt wurde“. Schiller war eine hagere, engbrustige Gestalt, die den Kopf etwas gebeugt hielt. Er rauchte und schnupfte, was Goethe unertraglich war, und war unruhig und hastig in seinen Bewegungen. Doch, fährt Goethe in seiner Erzählung fort, Schillers persönliche Liebenswürdigkeit sei unwiderstehlich gewesen und habe ihn festgehalten. Die Lebensklugheit und Lebensart, welche Schillern in weit höherem Maß als ihm selber eigen gewesen, hätten ihn gefesselt. Die beiden großen Naturen waren einander zu nahe gekommen, um sich wieder zu trennen. Goethe fiel in die Begeisterungsfähigkeit seiner Jugendjahre zurück, er hatte endlich einmal wieder jemand gefunden wie Jacobi und Lavater, von dem er nicht los konnte.

Der entscheidende Schritt für Schiller und Goethe war

Schillers Brief an Goethe vom 23 August 1794 Dieser Brief, lang und ausführlich, in tadellosem, farblosem Deutsch verfaßt, sollte Goethe beweisen, daß nur ein Mensch imstande sei, unter den in Frage kommenden Mitlebenden, ihn völlig zu begreifen und dafür, daß er ihn begriffen, öffentliches Zeugnis abzulegen Schiller Goethe, in seinem Charakter, in seinen Werken, in seinem ersten Auftreten, in seiner jetzigen vielfach verkannten Stellung konnte in der Tat von niemand so gewürdigt werden als von Schiller

Goethes ganze Entwicklung legt er ihm dar Was Goethe gewollt, was er erreicht habe, was ihm zu verdanken sei Abermals trägt er sich Goethe an Abermals stellt er ein festes Programm auf Abermals stellt er sich ihm als Macht gegenüber nun aber nicht mehr auf gleich und gleich, sondern in deutlich ausgesprochener Unterordnung dem Range nach

Und diesmal nimmt Goethe an Und zwar in einer Art, die auch seine ganze Größe enthüllt, Sein Brief ist vom 27 August 1794 „Zu meinem Geburtstag“, schreibt er, „der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigen und lebhaften Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern — Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln was mir Ihre Unterhaltung gewahrt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie ich zufrieden bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern mußten Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch

machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden “

Die Leute fallen sich jetzt nicht um den Hals oder stehen nachts am Fenster miteinander und sehen zu den Sternen empor, küssen sich und nennen sich du — sondern sie bleiben in den Formen, die ihrer Lebenserfahrung entsprechen. Aber sie sagen einander das Hochste, was ein Mensch dem andern sagen kann. Goethe ist jetzt der erste, der das Wort *F i e n d s c h a f t* ausspricht. Er bietet sich an. Davon war nichts in Schillers Briefen zu lesen, der sich in seinen Wendungen nicht über die Grenzen geschäftlicher Höflichkeit gewagt hatte. Goethe aber ist es unertraglich, einen umfassenden Geist wie den dieses Mannes verkannt zu haben. Mit Scham erinnert er sich seines früheren Benehmens und gesteht das durch den nun angeschlagenen Ton offen ein. Er gibt sich so unbefangen, daß Schiller jetzt seine Bedingungen hätte stellen können. Schillers Große aber erkennen wir in der Mäßigung, mit der er diesen Erfolg ausnutzt. Auch ihm ging nun bald auf, wie falsch er Goethe beurteilt hatte. Goethe ahnte nichts von den Briefen, in denen Schiller auf das harteste sein Urteil über ihn abgegeben. Schiller aber war sich seines Irrtums bewußt und suchte ihn wiedergutzumachen. Für beide war die Trennung eine vorbereitende Zeit der Prüfung gewesen. Schiller war auf einer kleinen Reise abwesend, als Goethes Ruckaußerung in Jena eintraf. Er gibt in seiner Antwort, die den 31. August erfolgte, eine Fortsetzung seines Briefes vom 23. „Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende, Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft tut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß

die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl fruher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenfuhren konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch ubrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so groBerm Gewinn, da die letzten Gefahren auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.“

Es ist nicht denkbar, daß das, was Schiller hiermit sagen wollte, besser und schoner gesagt wurde. Schiller ist der bewußte Meister deutscher Prosa. Wie zart der Vorwurf in dem Adjektiv „späte Bekanntschaft“, wie schon gleich darauf die vollige Entschuldigung. Wie wehmütig prophetisch für einen noch so jungen Mann die Wendung „soviel von dem Wege noch ubrig sein mag“, und gleich darauf das überstromende Vertrauen auf von nun an ruckhaltslose Waffengemeinschaft. Er geht dann über zu einer Charakteristik seiner Individualität im Gegensatz zu der Goethes. Diese ersten Briefe der Korrespondenz enthalten Charakterschilderungen, welche uns, waren wir es nicht von sonst her, vollkommen über beide Männer ins klare setzten. Von diesen Briefen ab hat der Briefwechsel regelmäßigen Fortgang. Schon den 4. September lädt Goethe Schiller zu sich nach Weimar hinüber, wo dieser vierzehn Tage in seinem Hause zubringt. Und dann lese man Schillers ersten Brief, nachdem er nach Jena zurückgekehrt ist, „mit seinem Sinne aber immer noch in Weimar“ weil. Ich hatte Goethe einen „Professor“ genannt, jetzt endlich hatte er einen Zuhörer gefunden, wie er ihn brauchte. Schiller wollte nichts Besseres sein als das. Nie hat er um eine Linie die Grenzen überschritten, welche Ehrfurcht und Dankbarkeit und das Gefühl, zu empfangen, während er nichts dagegen bieten konnte, ihm Goethe gegenüber zogen. —

Es sei, nachdem die Errichtung dieses Freundschaftsbündnisses erzählt worden ist, zum Schlusse ein Element noch erwähnt, welches bei ihrem Zustandekommen ganz in der

Stille gewaltet hat und ohne das sich die beiden Männer am Ende doch nicht gefunden haben wurden, deren Naturen so verschieden waren, daß ihr Zusammengehen wie eine Art Wunder erscheinen muß

Schillers Frau war eine zart angelegte Natur als Lottchen von Lengfeld aus ihrem Briefwechsel mit ihrem Verlobten allbekannt, als Lotte Schiller später am schönsten aus ihrer Korrespondenz mit einem alten Jenenser Zuhörer ihres Mannes, Fischenich, kennenzulernen Ohne diese Frau hatte Schiller nicht die zehn Jahre noch gelebt, die ihm neben ihr gegonnt waren Hingebend, fast willenlos, wo es sich um Schillers Wünsche handelt, sehen wir sie doch niemals in den Überzeugungen wanken, die der Mensch für sich allein hat, und als Witwe später hat sie Schillers Andenken würdig aufrechterhalten und ihre Kinder zu erziehen gewußt. Ihre Gaben waren nicht glanzend, ihr Trieb, sich Kenntnisse zu erwerben, hat zuweilen etwas Pedantisches, Mechanisches, dennoch war sie es, die mit Schiller zusammen Goethes Arbeiten und Gedanken beurteilte, wie Herders Frau dies neben Herder tat, während Goethe beide in dieser Stellung respektvoll gelten ließ Die Art, wie Lotte bei soviel Bescheidenheit immer wieder vortritt und genannt wird, zeigt, wie unentbehrlich sie auch als geistiges Element in ihrem Kreise anerkannt wurde Der Stil ihrer Briefe ist einfach und fließend und läßt die natürliche Begabung erkennen, die in ihrer Schwester sich in dem Maße ausbildete, daß, wie in den Literaturgeschichten nicht übergangen zu werden pflegt, Karoline von Wolzogens Roman „Agnes von Lilien“ von scharfsichtigen gleichzeitigen Jenenser Kritikern mit Sicherheit für ein anonymes Werk Goethes erklärt wurde Man sieht es Lotte Schillers Briefen an, daß sie Karolinens Schwester war

Zu Lotte Schillers Überzeugungen gehörte von Kind auf der Glaube an Goethe, und nichts konnte sie später darin wankend machen.

Wir sehen, mit welcher Energie sie in ihrem Briefwechsel mit Schiller dessen Abneigung gegen den großen Nebenhühler umzustimmen sucht Schiller ist geneigt, sich in allem den Anschauungen seiner Braut anzubequemen, nur da will er ihr nicht Glauben schenken, wo sie ihm von Goethes gutem, großem Herzen erzählt Gegen Lotte hat er sich über Goethe am stärksten ausgesprochen Sie nimmt das ruhig hin und wartet immer wieder erfolgt in ihren Briefen ein Hauptangriff nach dieser Seite Endlich schweigt sie hier freilich ganz, um Schiller nicht wehzutun, aufgegeben aber hat sie den Gedanken an eine Vereinigung beider gewiß niemals Dieses Festhalten eines jungen Mädchens an Goethe zu einer Zeit, wo er sich völlig verändert zu haben schien, so daß seine besten Freunde irre geworden waren, hat etwas Großartiges und erscheint später in noch höherem Maße als der Ausfluß einer auf sich selbst gegründeten Natur, da Lotte, wie bereits bemerkt worden ist, Charlotte von Steins Patin war und als verheiratete Frau ihre intimste Freundin wurde, diese in ihrem Kummer verstand, das Verlorene mit ihr betrauerte und gewiß die Abneigung gegen Christiane teilte, deren ewige Gegenwart in Weimar den dortigen Frauen eine Quelle der Beschämung war Mußte Lotte unter diesen Umständen oft das Bitterste gegen Goethe mit anhören, niemals hat dies auf ihre eigne Stellung zu Goethe Einfluß gehabt Ohne Zweifel ist Lotte es gewesen, die, als endlich die Möglichkeit sich bot, beide Männer zusammenzubringen, ihr Bestes dazu getan hat Denn wenn ich Schiller auch als einen gebuchten Schachspieler dargestellt habe, dem daran gelegen war, Goethe matt zu setzen, so blieben ihm doch immer der alte Stolz und das Gefühl, er müsse sich selber genug sein, treu, und er wäre niemals weitergegangen, als er gegangen ist Die Frauen sind es zuletzt meistens, die Männer trennen oder zusammenhalten Wir sehen bald, in welcher Weise zwischen den beiden Männern als still waltendes

Element Schillers Frau die dritte im Bunde ist Goethe nimmt Lotte und die Kinder mit in sein Herz auf Es ist ein schöner Anblick, wie Goethe, nachdem der erste Schritt hinein geschehen war, in Schillers Hause sich heimisch fühlt

Goethes Bestreben ist von nun an, seinen Freund nach Weimar zurückzuziehen, was ihm natürlich gelingen mußte. Ihr Briefwechsel ging dann wieder in das persönliche Zusammenleben über, und nur, wenn Reisen, oder, was schlimmer war, Krankheit sie zeitweise voneinander halt, nehmen die kurzen Billetts den alten Umfang inhaltreicher Mitteilungen an

DIE JAHRE DES MITEINANDER

Wenn zwei Männer von hervorragenden Mitteln sich zu gemeinsamer Aktivität vereinigen, so verdoppelt sich nicht ihre Kraft, sondern vervierfacht sich. Jeder von beiden hat den andern unsichtbar neben sich. Die Formel wurde nicht lauten $G + S$, sondern $(G + S) + (S + G)$. Jedem wächst die Kraft des andern zu. „Schiller und Goethe“ ist ein Kollektivbegriff innerhalb der deutschen Geschichte. In Weimar stehen sie nebeneinander, mit den Händen den gleichen Lorbeerkranz fassend. Der Ansicht des größeren Publikums, dem die Einzelheiten nicht gegenwärtig sind, entspricht es, daß Schiller und Goethe jetzt ihre besten Werke mit vereinten Kräften geschaffen hatten, daß keiner ohne den andern geworden wäre, was er geworden ist. Hier aber waltete doch ein Unterschied, und hier, wenn wir es genau nehmen wollen, dreht Rietschels Weimarer Gruppe durch den äußerlichen Habitus der beiden Männer das Verhältnis um. Rietschel hat Goethe in Hoftracht, Schiller in dem schlafrockartigen Kleidungsstück dargestellt, das etwa einen Menschen charakterisiert, welcher selten aus der Studierstube herauskommt und dessen große, weite Seitentaschen eine gewisse Bedürftigkeit andeuten. Auch Begas hat diesen Rock für die Berliner Statue übernommen, ein Kleidungsstück, von dem zu wünschen wäre, daß es wieder abkame.

Die Dinge standen nicht so. Schiller, der jetzt mit ruheloser Energie in das Leben neu eintritt, ist der Repräsentant

tant des Bündnisses Schillers Kranklichkeit wurde immer privatim abgemacht. Nach außen hin ist er allen Anstrengungen gewachsen. Jetzt geht er wieder nach Weimar, wird dort geadelt, erscheint bei Hofe und fuhr keineswegs einen Haushalt, in dem es armlich herging, während Goethe neben ihm mehr als der stille Gesellschafter, der Privatmann erscheint, der den aus der neuen Gemeinschaft fließenden Ruhm so viel als möglich Schiller zuzuwenden suchte. Und so sei auch dies gleich ausgesprochen: für Schiller ist die Vereinigung mit Goethe der Anbruch einer neuen Epoche gewesen, welcher eine frische Reihe von Werken entsprungen sind, an denen Goethes Mitarbeiterschaft sich beteiligte, für Goethe war diese Gemeinschaft nur eine Episode, und was während ihrer Dauer an neuen Arbeiten zustande kam, nimmt innerhalb der Entwicklung Goethes geringeren Raum ein. Goethe verdankte Schiller das wiedererweckte Interesse an augenblicklicher literarischer Wirkung auf das Publikum. Er arbeitete wieder wie in den alten Frankfurter Zeiten vom Tage zum Tage, aber als Schiller endlich fortging, floß der große Strom im alten ruhigen Takt einsam weiter.

Schillers und Goethes vereinigtes Kapital war eine Macht, gegen die niemand aufkam. Nach außen konnten sie jeder Konkurrenz die Spitze bieten, was sie dem Publikumschenkten, mußte mit Entzucken in Empfang genommen werden, und ward es. Nach innen waren sie beide einander so sehr genug, daß einer, der hier so natürlich der dritte im Bunde hatte sein müssen, auf das traurigste verstoßen ward. Nicht etwa Wieland, welcher bereits in das Alter unschadlicher Gemütlichkeit getreten war und dankbar annahm, was man ihm zukommen lassen wollte, sondern Herder. Schillers Freundschaft mit Goethe ist das Datum der Trennung Goethes von Herder, der jetzt in die Epoche der Verbitterung eintrat, aus der er sich nie wieder herauswand. Herder ist in jammerlicher Weise überall vom Schicksal an die

falsche Stelle gebracht worden, und daß er selber dies wußte, trug nicht zum wenigsten zu seiner traurigen Lage bei. Ausgerüstet mit ungeheurer geistiger Kraft, hat er niemals bei deren Anwendung in vollen Zug kommen können und ist schließlich durch seinen Handel mit dem Homer-Forscher Friedrich August Wolf, diesem fatalen Vertreter einer Hypothese, an der noch jetzt die Altertumswissenschaft leidet, in würdelose Streitigkeiten verwickelt worden, welche sogar seinen Nachruhm angetastet haben. Späteren Generationen, die aus den neuen Ausgaben der Herderschen Schriften den großen Mann neu kennengelernt haben, wird es ein Rätsel sein, wie eine solche Leuchtkraft so wenig Strahlen zu werfen vermochte. Herder erinnert an Lionardo da Vinci, welcher neben Michelangelo und Raffael als ein Riese erscheint, aber als ein Riese, der, nachdem er ein paar Felsen, die keine andere Hand bewegt hatte, von der Stelle gerückt, wie Simson in der Mühle des täglichen Lebens sich unnutz abnutzte. Bis zuletzt aber ist Herder die Kraft geblieben, durch sein Urteil zu verletzen. Man kann Goethes dichterische Kraft nicht kalter und boswilliger anerkennen, als von Herder in seinem in der „Adrastea“ gegebenen Abriß der deutschen Literaturgeschichte geschah. Die Formel lautet: „Teilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit.“ In jedem Worte liegt ein Hieb, der bis auf den Knochen geht. Ich bekenne mich, im Gegensatz zu Freunden, die sich weit kühler verhalten, zu besonderer persönlicher Verehrung für Herder. Diese dämonische Macht aber, seine besten, intimsten Freunde zu treffen, floß mir Schrecken ein. Viel unschuldiger klingt, was Knebel, der sich durch Schiller ebenfalls abgesetzt fühlte, Herders Frau als das Stichwort der Jenenser gegen Goethe mitteilte: „der gebildetste Mann des Jahrhunderts.“ Goethe hat sich damals still von Herder abgewandt, Schiller aber seiner Abneigung starken Ausdruck gegeben. Vielleicht, daß ohne Schiller in Weimar Goethe doch nicht

so unerbittlich mit seinem ältesten Freunde und Lehrer zerfallen wäre

Schillers Gewinnst durch Goethe erstreckte sich auf alle Verhältnisse. Dadurch, daß er Cotta mit Goethe leise in Verbindung brachte, gab er dem damals unternehmendsten deutschen Buchhändler, der, tief in Schwaben sitzend, den süddeutschen Markt mit beherrschte, einen Zuwachs an Macht, für den Cotta ihm ewig dankbar sein mußte, während Goethe und Schiller wiederum die Verbreitung ihrer Werke und deren hohe Verwertung, sowie die bedeutenden Honorare derer sicherten, denen sie die Ehre gönnten, ihre Mitarbeiter zu heißen. Es wäre damals unmöglich gewesen, in Deutschland eine Zeitschrift zu gründen, welche sich neben den „Horen“ gehalten hätte. Schiller und Goethe hatten unter den besten Kräften die Auswahl und taten zugleich die Hauptarbeit.

Schiller brauchte sich von nun an auch nicht mehr um den guten Willen der fremden Bühnen zu kümmern; das Weimarer Theater unter Goethes Direktion stand ihm zur Verfügung. In Goethes Hause wurden die ersten „begeisterten“ Proben der Schillerschen Stücke abgehalten, von Schiller und Goethe gemeinschaftlich jeder szenische Effekt berechnet und probiert. Schiller dagegen inszenierte Goethes Stücke „Iphigenie“, wie schon gesagt worden ist, und „Egmont“.

Schiller brauchte nun auch keinen fremden Kritiker mehr. Goethes Kritik stand ihm von den ersten Gedanken seiner Dramen an hilfreich zur Seite. Goethe hat „Wallenstein“, das größte der Schillerschen Dramen aus dieser neuen Epoche, umgestalten helfen, er es (durchweg in neuenglänzenden Kostümen von Atlas) aufgeführt, und er endlich durch seine Besprechung in der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“ dem deutschen Volke diktiert, was es über das Stück zu denken habe. Ihr Briefwechsel zeigt, wie in allen Schillerschen Schöpfungen Goethes Hand von jetzt an mit-

formen half Und, was im allgemeinen schon gesagt worden ist, Schiller wurde von Goethe so ausschließlich und so reichlich mit neuen Interessen und Erfahrungen versorgt, daß diese Verbindung seine übrigen hatte unnötig machen können

Goethe seinerseits fand in Schiller einen Freund, der ihn unablässig zu dichterischer und kritischer Arbeit ermunterte (oder ihm Cotta als zweiten Ermunterer sanft auf den Leib hetzte), der ihn durch seine ruckhaltlose Anerkennung über Nacht in allen seinen alten Ruhm zurückversetzt hatte, so daß die dazwischenliegenden kühlen Jahre wie fortgeblasen waren und es den Anschein gewann, als werde die glänzende Frankfurter Zeit fortgesetzt Schiller und Goethe organisieren nun die Meinung des Publikums im besten Sinne, sie sind es, welche Lob und Tadel in Deutschland austeilen, denen, die nicht damit einverstanden waren oder die gern dieses Amt für sich in Anspruch genommen hatten blieb nur ohnmächtige Wut übrig So den Brüdern Schlegel, jedenfalls den talentvollsten Schriftstellern jener Zeit, von denen der eine, nachdem Schiller ihm den Stuhl vor die Türe gesetzt, wenigstens mit Goethe in Berührung blieb, während Friedrich Schlegel Norddeutschland gänzlich aufgab und, unterstützt von seiner Frau, von Wien aus einen ununterbrochen überfließenden Giftvulkan gegen Goethe aufwarf Goethes Feinde für das 19. Jahrhundert schreiben sich in der ältesten Auflage aus dieser Zeit her Seine früheren Gegner waren antiquiert die Vorwürfe der jetzt Aufkommenden aber haben auch für die Bildung unserer Anschauungen noch literarischen Wert Dicht neben Goethe, in Weimar selber, setzen sich jetzt einige dieser Wanzen an Kotzebue, Merkel usw. stechen in sicheren Augenblicken und machen sich mit derselben Sicherheit unsichtbar Wenn es Goethe gelang, Heroen wie Herder aus dem Wege zu gehen, so erblickte er dieses Gesindel so tief unter sich, daß es völlig straflos walten durfte Zwischen Goethe und

Schiller aber ist dergleichen niemals Gegenstand der Diskussion geworden, die große, einmal in Weimar angespannene Intrige, Goethe und Schiller zu trennen, wobei Kotzebues Gesellschaft Schillers Eitelkeit, die man nach dem eignen Maßstab maß, zu reizen gedachte, bedurfte kaum eines erklärenden Wortes Schillers und Goethes Gemeinschaft beruhte auf festerer Basis. Wie hatten sie einander je entbehren mogen? Sie, zwischen denen die höchsten Gedanken ausgetauscht wurden, empfanden so tief die welthistorische Bedeutung ihres Zusammengehens, daß all diese auf das Geschwatz von zwei, drei Tagen gerichteten Kleinlichkeiten kaum von ihnen beachtet wurden. Goethe fand in Schiller einen Freund, dessen Bestreben war, sich in alle Richtungen, welche Goethes Gedanken genommen hatten, einführen zu lassen. Rasch fühlt Schiller sich auf Gebieten jetzt zu Hause, in die Goethe ihn eben nur hatte hineinblicken lassen. Schiller vereinigte den Eifer eines Schülers mit der reifen Kritik eines Mannes, der sich als gleichstehend empfindet.

Und nun das Glückliche für beide: ihr Verhältnis trug die Möglichkeit unendlichen Wachstums in sich. Ihre Naturen waren so grundverschieden, daß niemals der Moment kommen konnte, wo einer im andern aufging. Der gute Kunstmeyer hatte sich nach einigen Jahren gemeinsamen Lebens so in Goethe hineingedacht und dieser in ihn, daß einer von ihnen gar nicht mehr imstande gewesen sein soll, ein Kunsturteil abzugeben, das der andere nicht bereits vorausgewußt. Schiller und Goethe wurden niemals so zusammengefallen sein. Wie zwei einander sich zuneigende Linien, die durch unendlich dazwischen geschobene kleine Räume immer wieder verhindert werden sich zu schneiden, wurde sich dieser kleinste Grund zur Divergenz immer wieder gefunden haben.

Nun aber stellen wir die Frage: wie wurde das fortgegangen sein, wenn Schiller leben geblieben wäre?

Es scheint unnötig nach etwas zu fragen, was niemand wissen kann und zu wissen braucht. Ich habe ja eben dargelegt, daß aus der Verschiedenheit beider Naturen die Garantie für die Unerschöpflichkeit ihrer in stetigem Wachstum sich ausbreitenden Freundschaft gelegen habe. Aber von Goethe selbst in späteren Jahren getane, sein vergangenes Leben betreffende Äußerungen verleiten uns, zu berechnen, was entstanden sein konnte.

Für Goethe war dieses Zusammenleben nicht, was es für Schiller geworden war: der Abschluß einer Lebensarbeit, sondern nur gleichsam eine zehnjährige Ehe, nach deren Verlauf man einen geliebten Lebensgefährten verliert, lange beweint, schließlich aber ruhig beurteilt. Auch über Schiller hat Goethe endlich unbefangen wie über sich selber gesprochen. Doch darf uns nicht zweifelhaft sein, daß Goethe, als Schiller noch lebte, genau wußte, wie ihr Verhältnis beschaffen sei. Goethe besaß die Gabe, das Gleichzeitige historisch zu sehen. Zwar sagt er „Unmöglich ist's, dem Tag den Tag zu zeigen“, gibt damit aber nur zu erkennen, wie einzig er mit der Gabe, dies zu vermögen, dastand. Er sah mit den Augen der Zukunft. Er urteilte über die Gegenwart, wie wir über Dinge von vor 50 Jahren. Er weiß 1820 bereits, daß „jedes Gefühl vom Werte der Gegenwart in Deutschland mangle“. Er hält sich im hohen Alter politisch indifferent, weil er voraussieht, wann der Sturm in Deutschland auch ohne sein und anderer Leute Zutun losbrechen müsse. Deshalb wirken seine Urteile auch heute mit so zutreffender Kraft. Dem echten Historiker rücken sich die Dinge gleich in die rechte Entfernung, wie dem Porträtmaler, welcher weiß, wie weit man zurück, wie nah man herantreten müsse, um einen Kopf im richtigsten Maße zu sehen. Es gibt Charaktere, die nur in kolossalen einfachen Linien dargestellt werden können und von denen ab ein weites Zurücktreten nötig ist, es gibt andere, die nur als Miniaturportrat wirken und die man dicht unter das

Auge halten muß Goethe hatte im Verkehr mit Schiller niemals vergessen, auf welche Höhe Schiller zu stellen sei, da aber hat er ihn ruhig ins Auge gefaßt und kritisiert, als historisches Objekt wie jedes andere. Zwanzig Jahre nach Schillers Tod urteilt Goethe folgendermaßen über seinen großen Freund „Schiller, der wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Wege fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm ablernen konnten.“ Damit ist Schillers Rhetorik abgetan. Und weiter, als Eckermann, Goethes letzter Amanuensis, eines Tages Anweisung zu empfangen wünschte, wie er es selber denn als Autor zu machen habe, sagte Goethe, dem hier einige Ermunterung ausnahmsweise ungefährlich erschien „Halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen‘ und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren.“ —

Was heißt das, „wobei uns die Welt mißbrauchte“? Schiller und Goethe hatten sich mit ihren Unternehmungen ja der Welt aufgedrängt? Goethe wollte nicht deutlicher sprechen, um von dem eine gewisse Linie des Verständnisses nicht überschreitenden Eckermann nicht mißverstanden zu werden. Sein Gedanke war, daß er von Schiller mißbraucht worden sei. Wir müssen das Wort hier im edelsten Sinne nehmen. Er wollte sagen: hätte ich mich stille auf dem einsamen Wege gehalten, der meiner Natur gemäß war, so wäre ich weiter gekommen als auf all meinen großen Expeditionen mit Schiller. Goethe sah, als er seine

Fassung und Ruhe nach Schillers Tod wieder gewonnen hatte, auf diese abermals „Zehn Jahre“ zurück wie ein Reisender, der sich lange in aufreibender Muhseligkeit in einem fremden Erdteile umhertrieb, erschöpft und mit unendlichen Erfahrungen bereichert zurückkehrt und zu Hause angelangt, alles in ganz anderer Weise fast mühelos und durch eigne Schwerkraft fortgeschritten findet. Er mochte die Erinnerung an seine Mühen um keinen Preis hergeben, muß sich aber doch sagen, du hättest bei geringerer Kraftverschwendung zu Hause vielleicht mehr nutzen und erreichen können.

Wir dürfen so weit urteilen. Jedenfalls sah Goethe im Alter, sei es auch nur an dem Tage, wo er mit Eckermann darüber sprach, die Dinge so an. Er betrachtete sein Zusammenwirken mit Schiller als das größte äußere Ereignis seines Lebens, Schiller als die bedeutendste Persönlichkeit, der er begegnet war, seinen Verlust als den schmerzlichsten, der ihn je betroffen. Er dachte an diese Zeiten zurück wie ein Feldherr an einen siegreichen Feldzug, über dessen Erfolge kein Zweifel sein kann, bei dem zugleich aber doch eine gewisse Begrenzung dieser Heldenzeit der Dauer nach nicht ausgeschlossen blieb. Man mochte nicht sein ganzes Leben damit verbringen, von Sieg zu Sieg zu eilen. Und deshalb fragen wir: was wurde geworden sein, wenn Schiller länger gelebt hätte? Wurde es ihm gelungen sein, in alle Zukunft hinein jedes Jahr eine neue große literarische Unternehmung zu beginnen und Goethe als Verbundeten dafür in Beschlag zu nehmen? Man konnte es für möglich halten, denn wer ist vor und nach Schiller Goethe in den Weg gekommen, der ihn eingenommen hat wie er? Aber Goethes Unabhängigkeitsgefühl? Vielleicht, daß er eines Tages dennoch auch hier empfunden hatte: genug! Daß er, noch einmal fliehend, den stets im Hintergrunde lauernden Vorsatz, nach Rom zu gehen und dort zu bleiben, wirklich ausgeführt hatte. Es scheint toricht, so zu kannegie-

ßern. Aber die Äußerungen Goethes nötigen solche Fragen auf —

Kriegszeiten allerdings sind die zehn Jahre neben Schiller für Goethe gewesen. Kein Jahr war ihr Bündnis alt, als sie, auf Goethes Anregung, den berühmten und beruchten „Xenienkampf“ begannen, deutlicher den gemeinsamen Angriff gegen ihre gesamten literarischen Zeitgenossen, unternommen mit der Absicht, eine Fülle unklarer Verhältnisse mit einem großen Schlage zu bereinigen.

Ich mochte behaupten, Schiller habe die notwendigen Folgen dieser Unternehmung nicht nur deutlicher erkannt, sondern auch entschiedener gewollt als Goethe.

Es handelte sich zuerst dem Anschein nach um eine Anzahl witziger, unschuldig beißender Epigramme in Distichenform zu dem und jenem in Deutschland, Dingen und Persönlichkeiten, denen sich ein kleiner Verweis anhangen ließ. Während der Arbeit ging ihnen auf, eine gewisse Planmäßigkeit werde gute Wirkung tun. So kam es, daß niemand ungewaschen blieb und daß, um keinem unrecht zu tun, die nächsten nicht am besten behandelt wurden. Anfangs ist jedermann unbefangen, und die Angegriffenen wissen nicht recht, ob man lachen oder weinen soll. Allmählich aber melden sich einzelne, bei denen die geführten Schlage zu fest sitzen, um zu tun, als sei nichts vorgefallen. Und daraus wird bald ein Sturm sittlicher Entrüstung und zugleich treten die Versuche auf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Resultat war, daß beide Dichter sich getadelt und angegriffen sahen — dies hatten sie vielleicht gewollt —, zugleich aber, daß sie sich dagegen wehren mußten — dazu wurden sie genötigt. Schiller war einmal so weit gebracht, daß er an polizeiliche Hilfe gegen die persönlichen Beleidigungen dachte, welche auf ihn und Goethe losgelassen wurden, denn kann man der Sache nach nichts tun, so sucht man sich an der Person zu rächen.

Schiller arbeitete von Anfang an mit zerstörter Gesundheit. Als Goethe ihn das erstemal einlud, bei ihm in Weimar zu wohnen, nahm Schiller an, indem er zugleich jedoch auseinandersetzte, welche Lebensweise er innezuhalten genötigt sei. Dieser Brief läßt am besten erkennen, unter welcher unablässig ihn bedrückender und bedrohender Last Schiller seine größten Werke schuf. In elende zehn Jahre ist seine höchste Lebensarbeit hineingepreßt worden. Er arbeitete fieberhaft, eilte von einem Werke zum andern, ehe das vorhergehende nur vollendet war, und trug sich neben dem, was er unter den Händen hatte, mit neuen Plänen. Er mußte, wie er selbst gesteht, immer viele große Unternehmungen zu gleicher Zeit betreiben. Von der einen zur andern gehend, erhöhte er seine Arbeitskraft. Eines Tages aber war das letzte Goldstück ausgegeben. Er brach ab, wie Byron, wie Raffael, wie Mozart, hatten sie langsamer gelebt, so wurden sie bei der großen Krankheit, der jeder von ihnen erlag, mag sie heißen wie sie will, vielleicht durchgekommen sein. Aber sie hatten zu rasch und reichlich gelebt, um für solche Fälle Sparpfennige zurückzulegen.

Schiller dichtete von 1794 bis 1805 die drei Stücke, welche zusammen unter dem Namen „Wallenstein“ gehen, und ließ „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“ nachfolgen. Unter den Anfängen des „Demetrius“ starb er. Daneben eine Fülle von kleineren, aber nicht kurzen Gedichten, Bearbeitungen und Abhandlungen. Daneben wiederum eine ungeheure Korrespondenz mit Freunden. Und neben dieser endlich ein ausgedehnter geschäftlicher Briefwechsel, die Redaktion der „Horen“ und der Musenalmanache. Schiller nutzte jede Minute aus, zuletzt indem er durch gewaltsame Mittel seine Natur der Übermacht körperlicher Mattigkeit entreißen mußte. Ein traurigerer Kampf zwischen Arbeitslust und Zusammenbrechen ist niemals gekämpft worden.

Über Schillers letzte Zeiten liest sich am ruhigsten und ruhrendsten in den Briefen des jüngeren Voß, Sohn des berühmten Voß, der, selber einem frühen Tode zueilend, Lehrer von Schillers Kindern war. Eine sanfte, zartbesaitete, durchgebildete Natur, hatte er zu Schiller eine kindliche Liebe gefaßt und war in den letzten Krankheiten hilfreich bei ihm (Hans Gerhard Graf hat aus Voß' Briefen Auszüge zusammengesetzt, die ein wohlgefügtes und inhaltsvolles kleines Buch bilden) Man hat bei Schillers frühem Tode immer das Gefühl, als sei etwas verfehlt worden. Man meint, das Unglück hatte sich verhüten lassen Man sucht nach jemand, dem sich Vorwürfe deshalb machen ließen Man ist schließlich, da die Dinge so ganz natürlich und unaufhaltsam gingen, darauf verfallen, die Art anzugreifen, wie er beerdigt wurde Und als auch da sich herausstellte, daß alles ordnungsmäßig verlaufen sei, hat man Goethe vorwerfen wollen, Schiller nicht genug Teilnahme gezeigt zu haben Goethe war von einer Krankheit befallen, als Schiller starb Wir wissen genau, wie er sich benahm, als ihm endlich die furchtbare Nachricht nicht mehr verheimlicht werden konnte Es gibt nichts Erschütternderes als Goethes Anblick, wie er da in Tränen ausbrach, wie er verlassen und beraubt dastand und sich sagen mußte, daß diese Einsamkeit nun für immer dauern werde Denn Goethe kannte das Leben genugsam, um zu wissen, daß die Natur, die nur „das Notwendige tut“, ihn nicht zum zweiten Male mit einem solchen Freunde beschenken werde.

GOETHE'S SCHAFFEN

1794—1805

Wenn eine Geschichte der deutschen Literatur gegeben werden sollte, so wäre es unumgänglich, da wo von Schillers und Goethes gemeinsamer Arbeit die Rede ist, von der großen literarischen Bewegung zu sprechen, welche mit ihr anhebt. Hier liegt das Schöpfungschaos der Gedankenwelt des Jahrhunderts. Weiter brauchen wir nicht zurückzugehen, bis hierher aber zu gehen, ist notwendig. Die Dichtung, Philosophie, Philologie und Geschichtschreibung, in deren Entwicklung wir heute noch stehen, treten am glanzendsten in der Wirksamkeit der jenaischen Gelehrten am Schluß des achtzehnten und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts hervor.

Sobald wir aber nur Goethe ins Auge fassen, ändert sich der Anblick. Wir sehen vor dem Zusammenleben mit Schiller einen einsamen Mann, der sich vom Lichte ganz besonderer Gestirne den Weg bestimmen läßt, welchen er einschlägt. Wir sehen ihn neben Schiller eine Reihe von Jahren mitten im allgemeinen großen nationalen Fortschritt eine leitende Stellung einnehmen, allein wir gewahren auch, wie er, sobald Schiller tot ist, in die alte Zurückgezogenheit verfällt. Goethe, unser größter Dichter und Schriftsteller, hat mit der allgemeinen literarischen Arbeit nur in geringem direktem Zusammenhange gestanden. Ihre Vertreter haben sich mit ihm zu tun zu machen gesucht, aber eine dieser Verbindung entspringende konsequente gemeinsame Tätigkeit hat niemals existiert. Goe-

the hat immer nur herausgegeben, was ihm ein Zufall als Geschenk brachte, er hat als Dichter oder Gelehrter nur wenig geplant, gewollt, ausgeführt, es hat seine Tätigkeit zuzeiten, zumal unter Schillers erklärendem Beisein, wie regelmäßige Produktion ausgesehen gewesen ist sie es auch da niemals. Sobald Goethe die Dinge über waren, ließ er sie liegen. Nur in Sachen der Gelehrsamkeit machte er eine Ausnahme.

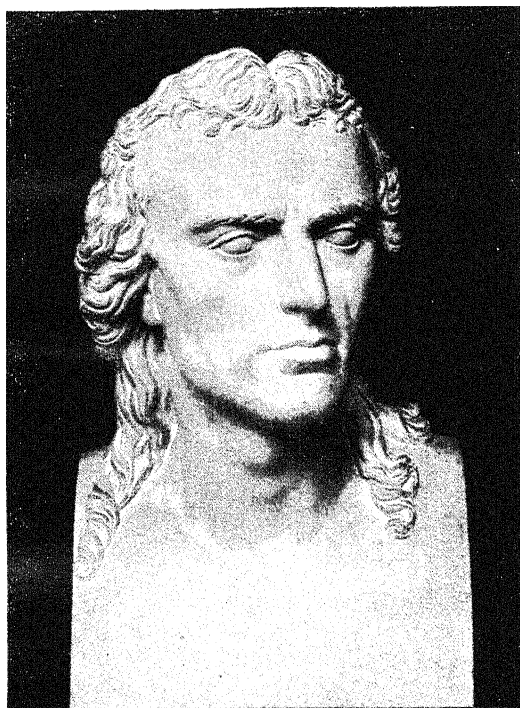
Und ferner, obgleich Goethes Dichtungen zwischen 1794 und 1805 unter Schillers Hilfe und Mitarbeit zu entstehen scheinen, so hat Goethe in Wahrheit sie ganz für sich hervorgebracht. Wir haben auch „Iphigenie“, obgleich kein Vers darin ohne Frau von Steins, Herders und Wielands approbierendes Votum für fertig erklärt worden ist, dennoch nicht als unter dem Beiräte dieser Personen zustande gekommen betrachtet, und so wird niemand in Goethes Sachen eine einzige Wendung nachzuweisen vermögen, welche auf Schillers Einfluß zurückzuführen wäre. Es ist alles einsame Goethesche Arbeit. Schiller hat auf die endliche Gestaltung des „Wilhelm Meister“ Einfluß gehabt, aber nur indem er Goethe zu einigen äußerlichen Änderungen bewegte, so daß dieser Schiller gleichsam die Feder in die Hand gab. Schiller hatte fehlen können. Goethe wurde die früheren gewohnten Kritiker zu Rate gezogen und sich ihnen untergeordnet haben.

Unter den Dichtungen, die Goethe für Schillers „Horen“ beisteuerte, stehen in erster Reihe die „Römischen Elegien.“

Ihr Ursprung ist bereits genannt worden. Es sind zu römischen Erinnerungen zurückverklärte Abenteuer neuester weimarischer Gegenwart. Nachdem sie aber einmal als fertige Gedichte Existenz für sich gewonnen haben, läßt Goethe, der jetzt die Lehren der antiken Meister nie wieder vergißt, ihnen eine rücksichtslose Feile zuteil werden. Sie sollen sich völlig von ihm ablosen und die Fähigkeit

erwerben, für sich zu existieren. Er unterwirft sie der härtesten Erziehung. Er gibt sie fremden Menschen in die Hände, damit nichts zurückbleibe, was auf persönlichen Zusammenhang deute, und so ist bewirkt worden, daß diese Verse etwas für sich Bestehendes gewonnen haben, was sie allem früher Entstandenen unähnlich macht. Man denkt nicht an Goethe, der uns bloße Erfindungen aufischt, sondern was durch diese Hexameter in unserer Phantasie erweckt wird, ist so mächtig, daß es als unmittelbare Wirklichkeit wirkt. Mogen wir noch so sehr wissen, es seien die weimarischen Erlebnisse nach Rom verlegt worden, wir lehnen diese Kenntnis ab und genießen die Elegien als „roba di Roma“, ohne über ihren Ursprung uns irgend belehren lassen zu wollen. Das ist derselbe Geist, der uns Homers „Ilias“ als Bericht buchstäblich so geschehener Tatsachen aufdrängt. Immer wieder werden die Gelehrten mit der „Ilias“ und der „Odyssee“ in der Hand die troische Ebene rekonstruieren oder die Höhle auf Ithaka wiedererkennen, in die der schlafende Odysseus niedergelegt wurde, und immer wieder wird in Rom die Schenke besucht werden, wo Goethe sein Abenteuer erlebte. Goethe hat hier eine Realität gedichtet, wie Properz das getan hat, dessen nächtliche römische Straßenabenteuer uns so unbefangen wahrhaftig ansprechen, als seien es die in Hexameter gebrachten Berichte eines Reporters, dem es überhaupt nicht möglich gewesen wäre, aus seiner Phantasie zu schöpfen, sondern der nur das einzige Geschäft betreibe, das Vorgefallene so faktisch als möglich in Sprache wiederzugeben.

Worm lag nun diese Kunst, im Sinne der Alten so zu dichten, daß das zur Erscheinung kam, was ich eine „Realität“ nenne? Es hätte schon bei der römischen Umarbeitung der „Iphigenie“ davon die Rede sein müssen; denn es handelt sich hier um den letzten Grund der entscheidenden Umwandlung, welche Goethes künstlerisches Schaffen in Rom



Schiller

erfuhr, um das Geheimnis, welches sich ihm dort erst enthüllte und um dessentwillen die Schriften und Kunstwerke der Griechen ihm von nun an unentbehrliche Muster sind. Wollen wir dem Geschehenen den rechten Namen geben, so sagen wir Goethe gewann in Italien, was wir den „Stil“ nennen

Vom „Stil“ eines Werkes ist oft genug die Rede Jeder spricht davon Man sagt, ein Werk habe Stil oder es mangle ihm der Stil Es wurde nicht jeder gleich erklären können, einmal, was überhaupt Stil sei, und zweitens, was er gerade diesmal damit meine Und doch wird der Unterschied immer wieder gemacht und der Begriff, so undeutlich er scheint, ist ein unentbehrlicher Was ist Stil? Worin unterscheidet sich „Iphigeniens“ letzte Form von den früheren? Ich will die Wendung jetzt weiter ausführen, welche ich vorhin brauchte Goethe habe bei den „Römischen Elegien“ gewollt, daß sie, ohne persönlichen Zusammenhang mit ihm, für sich existieren sollten.

Wir wissen, von welcher Wichtigkeit die Kenntnis der Entwicklung eines Kindes ist von den ersten Anfängen der Entstehung an Setzen wir statt Kind Kunstwerk

Wir glauben bei mehr als einem Goetheschen Kunstwerk die Entstehung vom ersten Gedankenblitze verfolgen zu können. Wir beobachten die ersten dunkeln Bewegungen Es ist vorhanden und ist zugleich auch nicht vorhanden Wir sehen es wachsen und endlich bei ausgebildeten Gliedern zur Welt kommen. Nun ist es da und schreit. Die Betrachtung dieses Werdens, dieser Entwicklung aus dem Nichts zur Persönlichkeit scheint beim Kinde wie beim Kunstwerk das wichtigste Sobald eins wie das andere erst einmal lebend ans Licht der Sonne getreten ist, scheint das Geheimnis aufzuhören Im geistigen Sinne beginnt es aber jetzt erst! Das Entscheidende im Lebenslauf eines Kindes ist nicht der Moment, wo es als Wesen für sich zu bestehen beginnt, sondern die Epoche, wo seine Erziehung voll-

endet ist und es, sich von seinen Eltern nun auch geistig freimachend, ein nur auf sich gestelltes Leben beginnt Wenn der Knabe ein Mann geworden ist

Diese Macht, geistig ganz für sich zu existieren, so daß, wie beim Manne von Vater und Mutter, so beim Kunstwerk vom Künstler gar nicht mehr die Rede ist, haben nur die griechischen Künstler ihren Gestalten verleihen können, und von den nachfolgenden nur die, welche den Griechen das Geheimnis absahen Bei Dantes, Shakespeares und Lionardos Figuren, bei denen aus Raffaels und Michelangelos Jugendzeit drängt sich die Frage nach dem, der sie hervorgebracht hat, fast immer wieder als das Wichtigere auf Dante, Shakespeare, Lionardo, den jungen Raffael und Michelangelo selbst erblicken wir zumeist in den Gestalten, die sie schufen es sind ihre Kinder, aber unmundige Kinder, und der Vater steht in erster Linie, ohne ihn wurde seiner Schöpfung zum Teil die Erklärung fehlen Homers, Sophokles' und Aschylos' Gestalten aber leben ihr abgeschlossenes Dasein die Väter verschwinden neben den Schöpfungen

Und so sind die vor seinen römischen Zeiten entstandenen Werke Goethes nur abgesplitterte Teile einer Persönlichkeit, welche selber uns ebenso wichtig bleibt als ihre Werke, und erst was er nach der italienischen Reise gedichtet hat, bedarf Goethes Person nicht mehr, um eine vollendete freie Schöpfung mit eigenem Willen und eigener Bewegung zu sein Das ist es, was die Arbeiten des jungen Goethe zurücktreten läßt gegen die des Goethe, welcher in Rom den Griechen das Geheimnis des Stiles abgesehen hatte

Und weiter Die griechischen Künstler schufen neben der natürlichen eine ideale künstlerische Menschheit, deren Körper niemals mit den natürlichen Leibern übereinstimmten, sondern die, wie ein Volk von Erz oder Marmor, ihre eigene Gestalt hatten. Der Körper, den die griechischen Künstler neu erfanden, ist einfacher als der natürliche

Nur die edelsten Flächen und Linien, in einer künstlerischen Harmonie zueinanderstehend, wie die Natur sie niemals zeigt, wandten sie an. Der Arzt, der Naturforscher sieht im menschlichen Körper einen Komplex nie völlig zu ergründender Stoffe und Bewegungen. Für ihn gibt es weder ein Innen noch ein Außen, je scharfer er beobachtet, um so unerwartetere neue Feinheiten entdeckt er, — der griechische Künstler will nur das zur Darstellung bringen, was den geübten Blicken seines Volkes als die wünschenswerteste äußere Form erscheint. So wie alle Männer oder Frauen am liebsten selbst gebildet sein mochten, formt er seine Gestalten. Und indem Generationen von Künstlern auf dieses Ziel hin den Geschmack des Publikums und die Mittel, ihn zu befriedigen, immer von neuem studierten, gelang es ihnen endlich, das höchste Maß von Schönheit so zur Anschauung zu bringen, als habe die Natur selber es hervorgebracht. Der griechische Künstler wuchs innerhalb eines Überlieferten auf, welches ihm die Freiheit nahm. Dieses Marmorvolk schien sich selber in neuen Generationen fortzuzugehen. Der Zeus des Phidias, wenn auch nur Phidias allein ihn schaffen konnte, war den Griechen das Bild des Gottes, als sei Zeus im Marmor gegenwärtig und als habe Phidias nur im Auftrage des Volkes so lange an dem Steinblock gemeißelt und geglättet, bis die letzte notwendige Form entstanden war.

Und nun dieses Volk von Statuen ist nicht stumm: es redet, und seine Sprache ist die der griechischen Dichtung! Diesen Marmorlippen entspricht der Vers der griechischen Dichter.

Nur diejenige Gestalt einer Dichtung redet wirklich, deren Worte sich in dem einfachsten Tonfalle bewegen, der über den zufälligen Akzenten des menschlichen Geschwatzes erhaben ist, wie die Marmorleiber über den lebendigen. Die dichterische Sprache gibt den Worten klaren, abgegrenzten Wert. Sie verleiht ihnen zugleich aber den Klang, der an

die höchsten Gedanken erinnert, deren die Menschheit fähig ist. Sie engt die Sprache scheinbar ein, zwingt sie in Regeln und schließt gewisse Worte aus, denen jener ideale Akzent noch fehlt. Nur die Griechen haben ihrer Sprache diesen Klang und Tonfall so zu verleihen gewußt, daß ein System daraus wurde, andere Nationen haben es nur zu einzelnen Lauten der dichterischen Sprache gebracht. Ansgesichts der Kunstwerke Griechenlands in Italien hat Goethes „Iphigenie“ diese Form und diese Sprache nachträglich angenommen, hat er „Tasso“ und „Egmont“ umgearbeitet. Jede Spur subjektiven Zusammenhanges mit dem Dichter sollte getilgt werden. Iphigenie hat mit der Gestalt der Frau von Stein, Orest mit der Goethes nichts mehr zu tun. Keine persönlichen Schicksale, unter deren Anstoß sie entstanden waren, kleben den Personen mehr an: sie sind mundig und der Gewalt selbst desjenigen nicht mehr untertanig, der sie formte und der, ehe er ihnen in Rom die höchste Vollendung lieh, sie nach seinem Willen immer noch hierhin und dorthin lenken durfte.

Eins aber hatte Goethe auch hier nicht fortzuschaffen vermocht: daß diese Gestalten in ihren ursprünglichen Anfängen doch anders geformt gewesen waren, als sie endlich erschienen. Die alte erste Anlage behielt ihren subjektiven Ursprung, und sogar bei den „Römischen Elegien“ bleibt ein gewisser letzter Anschein allzu nahen Zusammenhanges mit Goethes Person, weil er sich als Träger der berichteten Abenteuer einführt. Wir müssen, um zu gewahren, wie durchaus Goethe jetzt im Sinne der antiken „Kunstmäßigkeit“ zu dichten versteht, uns an eine Anzahl Dichtungen halten, bei denen Inhalt und Form noch auffallender sind. „Die Braut von Korinth“, „Der Gott und die Bajadere“, „Der neue Pausias und sein Blumenmadchen“, vor allem aber „Alexis und Dora“. Diese Gedichte — ich nenne nur die vorzüglichsten — sind im eigentlichen Sinne des Wortes Meisterwerke, das heißt Arbeiten eines Dich-

ters, der sich zur Meisterschaft erhoben hat Man kann, ohne zu übertreiben, bei diesen Gestalten, — welche nicht, wie Goethes frühere, als ganz entfernte himmlische Verwandte des Dichters selbst durch eine verfolgbare Genealogie mit ihm zusammenhangen, sondern die er nun wie aus dem Gewolk uns plötzlich entgegentreten läßt, — von einer Vereinigung griechischer Skulptur, Raffaelischer Zeichnung und Tizianischer Farbe sprechen. Dieser Vergleich drängt sich auf, weil ein so bedeutender Zuwachs an plastischer, zeichnender und kolorierender Kraft bei Goethe hier sichtbar ward Er weiß durchaus, welche Effekte er haben will, mit welchen Mitteln sie zu erreichen seien und wie schließlich dem Werke eine derartige Vollendung verliehen werden könne, daß von der „Arbeit“ die letzte Spur getilgt wird. „Alexis und Dora“ ist unübertrefflich. Nicht wie aus dem Griechischen übersetzt, sondern als hätte ein alter Grieche deutsch zu dichten gewußt. Goethe hatte sich damals in die antike Welt, als eine lebende, dermaßen eingelebt, daß er sogar der „Ilias“ einen Gesang zufugte, im Beginnen, zu dem die neue Theorie, es lagen hier nur zufällig zusammengeschweißte Lieder vor, ihn berechnete Goethes „Achilleüs“ ist kaum bekannt und pflegt als verunglückter Versuch angesehen zu werden. Ich stimme dem nicht bei. Ich halte dieses Gedicht für eines, das mit seinen gelungensten in der gleichen Reihe stehen darf Leider ist es unvollendet geblieben

Doch es wurde dieser Art zu arbeiten etwas ankleben, was sie als ein Herabsteigen von der Höhe der Kraft erscheinen lassen konnte, hätte Goethe nicht alle Vorzüge dieser neuen Methode in einem großen Werke zur vollsten Blüte kommen lassen, das im artistischen Sinne als die schönste und tadelloseste, und im reinmenschlichen Sinne als die wahrste aller seiner Dichtungen dasteht. „Hermann und Dorothea“.

Der Triumph eines Kunstwerkes, im Sinne der echten Kunst, war, wie wir gesehen haben, die Phantasie so zu berühren, daß sie eine Schöpfung vor sich zu haben glaubt, bei der über dem Werke selber der Künstler ganz vergessen werde, so daß man nachtraglich, und wie aus einer Bezauberung sich erholend, erst sich sagen müsse, die Natur, oder das Bild, oder die Dichtung verdanke den Händen eines Mannes ihre Entstehung, ohne den es nicht vorhanden sein würde. Diese Höhe hat Goethe bei „Hermann und Dorothea“ erreicht. In der Form dieses Gedichtes scheint er den Urrhythmus der germanischen Sprache entdeckt zu haben, in seinem Stoffe verklärt er dasjenige, was die Quelle aller deutschen Kraft und Herrlichkeit ist, das gesunde, gemäßigte Familienleben. Waren die „Römischen Elegien“ aus der Beschreibung des Glückes entsprungen, das ein aus langer Einsamkeit zum Besitz einer Geliebten Gelangender empfindet, so haben wir hier den Inhalt der ruhigen Hauslichkeit, die aus jenen Anfängen sich entwickelte, in der schönsten Form niedergelegt, die sich denken läßt. Ich will zuerst von dieser Form reden.

Klopstock ist der Schöpfer der modernen deutschen Verskunst. Versuche, die vor ihm gemacht worden sind, sind eben nur Versuche gewesen. Klopstock dichtete zuerst wirkliche deutsche Oden, er baute wirkliche deutsche Hexameter, indem er unsere Sprache, in Nachahmung des antiken Satzbaues und im Nacherschaffen neuer Wortformen, gleichsam im antiken Maße einexerzierte.

Klopstock wurde mehr geleistet haben, wenn er weniger geschrieben hätte. Er gewann eine solche Leichtigkeit, im antiken Schritte zu gehen, daß seine Kunst die natürlichen Fähigkeiten unserer Sprache überbieten wollte. Es war nicht mehr Deutsch, sondern Klopstockisch, was er schrieb, und so großes Gefallen das Publikum eine Zeitlang an seinen Versen fand, so konnte, was nur eine Mode war, doch immer nur begrenzte Dauer haben.

Ewald von Kleist (der ältere Kleist, welcher im Siebenjährigen Kriege fiel) hat Hexameter und antikisierende Phantasiemaße in diskreterer und darum heute lesbarer Weise angewandt. Ich erwähne Kleist unter vielen, die hier zu nennen waren — gedenken wir nur Ramlers, von dessen Oden zu Friedrichs des Großen Zeiten Berlin widerhallte — weil er uns auf den Mann bringen soll, dem die eigentliche Grundung des deutschen Hexameters verdankt wird: auf Voß. Kleist besaß schon etwas, das hier bedeutend in Frage kommt und bei Klopstock vergeblich gesucht wird: er formte nur wenig an der Sprache um, in welcher er dichtete, sondern suchte sich ihren Wendungen nach Vermögen unterzuordnen. Statt sie zu zwingen, schmeichelte er ihr. Statt neue Erfindungen zu machen, paßt er das vorhandene Material den fremden Maßen an und vermeidet sorgfältig den Schein der Fremdartigkeit. Er bittet ausdrücklich, man möge seine Hexameter und anderen antiken Maße lesen, als wenn es einfache Prosa sei.

In dieser Richtung ist Voß weitergegangen und der Entdecker des eigentlich epischen Deutsch geworden. Wobei freilich gleich gesagt werden muß, daß auch er seine eigne, so glücklich erfundene Sprache später zu einem künstlichen Idiome zu erheben trachtete, welches die Vorteile wieder einbüßte, die es zuerst besessen hatte und Vossens letzte Arbeiten beinahe unverständlich gemacht hat. Während Klopstocks künstliche Bauten immer doch nur Schwierigkeiten boten, die sich überwinden ließen, wird Voß ledern, oder hölzern, oder starr, oder wie man sonst geistlosen Formalismus bezeichnen will.

Hier aber ist von dem Voß die Rede, welcher den Deutschen zuerst die Gedichte Homers erschlossen hat. Der Hexameter des Homer war ein Produkt eines Dialektes, des ionischen. Das Epos bedarf einer einfachen, sich mühe-los breitmachenden, durch den Wohlklang der Worte die Gedehntheit der Konstruktion aufhebenden Sprache. Der

ionische Dialekt war die Sprache der behaglichen Prahlerei mit Abenteuern. Homer war Speise für jedermann. Der grobste Geschmack und die feinste Zunge ergötzen sich an ihm. Sein melodischer Gang versetzte den einen wie in einen Traum, während er den andern zur Beobachtung seiner Feinheiten aufreizte. Die Substantiva schreiten in Begleitung wohltonender, sich wiederholender, beinahe inhaltsloser Adjektiva langsam einher, aber diese Beiwörter, wenn man sie genauer betrachtet, scheinen doch unentbehrlich, wie die Schleppen fürstlicher Gewänder durch unnutzen, aber prachtvollen Faltenwurf das Auge erfreuen. Dieses Vorwalten eines wohlklingenden Sprachmaterials, das in Molltonen zu klingen scheint, verleiht der Erzählung einen festen sinnlichen Grund. Man geht einher wie über eine weite blumenbesäte Wiese. Es scheinen überall nur dieselben Blumen, denen man immer wieder begegnet, es ist stets dasselbe Gras, das am Ende nur die Schritte hemmt, aber es atmet überall dieselbe Frische aus, gibt das Gefühl mühlosen, elastischen Fortschrittes, bietet willkommene Zögerung und erhebt die Reise zum Spaziergang, während selbst die Gleichartigkeit der Blumen sich zuletzt in unmerkliche Unterschiede auflöst. Wer hat im Frühlinge nicht auf den Wiesenflächen der römischen Villen die Anemonen gepflückt, die in unendlicher Fülle da aufsprießen? Zuerst sieht eine aus wie die andere, und es scheint sich bald nicht mehr der Mühe zu lohnen allmählich erkennt man, wie jede an Farbe und Wachstum ein eignes Wesen sei, und man kann nicht müde werden, sie einzusammeln. So mit Homers einfachen sich wiederholenden Worten, die an jeder eignen Stelle neue Farbe und Gestalt annehmen.

Die deutsche Sprache hat einen Dialekt, welcher dem ionischen nahe kommt: das in den nördlichen Ebenen und an den nördlichen Küsten heimische Platt. Ein rauher, aber sanfter Tonfall, ein Beruhen der Stimme auf gebrochenen

Vokalen, eine Fähigkeit, breit zu sein, ohne leer zu werden, zeichnet es aus. Die Niederdeutschen haben keinen Homer und Herodot gehabt und müssen es sich schon gefallen lassen, daß dies gesagt werde. vielleicht würde, waren Vorgänger von solcher Kraft dagewesen, Voß seinen Homer gar nicht ins Hochdeutsche übertragen haben. Voß, als Niederdeutscher, fand den Ton, in welchem das Ionisch des Homer in einem, man möchte sagen als Platt empfundenen Deutsch wiederzugeben sei. Er wußte seinen Hexametern die Ruhe zu geben, die diesem Maße unentbehrlich ist. Voß erhob sich, nachdem er durch seinen Homer eine Prosodie angebahnt hatte, welche eine deutsche Prosodie zu nennen war, zu eignen Dichtungen. Er schuf das Epos „Luise“, die Geschichte einer Pfarrerstochter, die mit einem jungen Amtsbruder des Vaters verheiratet wird, und lieferte damit das Vorbild für Goethes „Hermann und Dorothea“ so unmittelbar, daß Goethe die Nachahmung gern eingestand und daß die Schar seiner Gegner ihm sogar zutraute, er habe Vossens „Luise“ Konkurrenz machen wollen. Goethe Konkurrenz!

Der uralte Gleim, der in Halberstadt sitzend nichts mehr zustande brachte, als zugunsten seiner Freunde (die ihn heimlich für einen eitlen alten Narren hielten) in ohnmachtige Wut zu geraten, wo er sie für angegriffen sah, schrieb über „Hermann und Dorothea“ an Voß, er habe Goethes „Sechsfußer“ angesehen, denn zu lesen sei dergleichen ja nicht, und nun sage er sich, dieser „Hermann und Dorothea“ sei eine „Sünde gegen seinen heiligen Voß“ — „ich laß es mir nicht nehmen, eine gottlose Satire: Vossens ‚Luise‘ will der Bube lächerlich machen! Robespierre beging kein größeres Bubenstück! Hier (in Halberstadt nämlich) sind alle guten Seelen meiner Meinung!“ Dies war nun gewiß eine Übertreibung von seiten des guten Kanonikus, im ganzen aber urteilte man. Goethe habe Hexameter gemacht, wie sie vor zwanzig Jahren

Mode gewesen Und heute noch, wo Goethes Gedicht ausnahmsloser Bewunderung begegnet, will man die Hexameter nicht alle gelten lassen

Ich erlaube mir dagegen zu behaupten, durch Goethe erst sei der von Voß zu einem deutschen Metrum erhobene Hexameter mit vollem Leben begabt worden Goethes Anfänge, die in die beginnenden achtziger Jahre fallen, sind freilich oft schwer zu lesen In Italien aber ging ihm der Fall des elegischen wie des epischen Hexameters auf Was ihm früher wie eine mühsam nachgeahmte Tanzbewegung war, wurde ihm zum natürlichen Gange Jetzt nahm er Vossens Art in die richtige Schule, streifte dem deutschen Hexameter die akademische Unbehilflichkeit ab und machte ihn den Lippen des Volkes gelaufig Goethe ist dabei mit bewußter Vorsicht und zartem Sprachgefühl verfahren Klopstocks verfehlte Methode erkannte er er hatte erlebt, wie dessen Schule aufgekommen war und sich schließlich verflüchtigte, aber er durchschaute ebenso sehr Vossens gefährliche Neigung zum Gemüthlich-Hausbacknen es handelte sich für Goethe darum, einen hochdeutschen, nicht fremd klingenden, ungezwungenen Hexameter zu schaffen, der dem Genius der Sprache sich anbequeme Das ist ihm gelungen Goethes Hexameter fielen dem Spott der von Voß eingenommenen Schriftsteller anheim Man lese über diese Frage die inhaltreichen Rezensionen der Jenaischen Literaturzeitung aus dem Jahre 1797 nach Goethes Arbeit erst, sein unendliches Feilen, sein Zurateziehen anderer, denen er ein feines Ohr zutraute, seine zögernde Auswahl dessen, was ihm als das Beste erschien, bei fortwahrer Rücksicht auf den Klang der Sprache, wie sie gesprochen wurde, hat den Mustervers geschaffen, den wir brauchen Merken wir uns das wohl es gibt keine richtigen Verse an sich, so wenig wie es eine richtige Sprache an sich gibt Es gibt nur Verse, die große Dichter gemacht haben, und eine Sprache, deren sie sich bedient haben

Man hat Goethes Hexameter und Pentameter durch sogenannte richtigere zu überbieten gesucht. Platen z. B. hat, alles in allem genommen, einige hundert Verse dieser Art geschrieben, welche in ihrem Bau gewissen Feinheiten entsprechen, die sich an griechischen Hexametern entdecken lassen. Platens Hexameter sind vortrefflich, aber die Goethes, weil bei ihrer Entstehung die Rücksichten nicht sämtlich genommen wurden, welche Platen walten ließ, sind darum wahrhaftig nicht etwa geringer. Im Gegenteil, Goethes sogenannte inkorrekte Verse sind unentbehrliche Erweiterungen der uns gestatteten Freiheit. Unser heutiges Ohr verlangt nicht mehr, als Goethe geleistet hat. Es ist gerade so mit den Reimen. Goethe reimt

Allein und abgetrennt von aller Freude,
 Seh ich ans Firmament nach jener Seite

Man wirft ihm „Freude“ und „Seite“ als un *r e i n e* Reime vor. Ich möchte fragen, wo die Männer denn sitzen, welche darüber zu entscheiden haben, ob „Seite“ und „Freude“ von Goethe hier gereimt werden durften? Eine Sprache hat ihr zartes Wachstum. Man muß ihren Ranken den Willen lassen, wohin sie sich wenden wollen, man muß mit geubtem Auge beobachten, wohin der Drang ihres Lebensaftes sie vorwärts treibt. Fast unbegreiflich erscheint uns die tastende, zögernde Arbeit Goethes, der jahrelang mit sich und andern beratschlagt, wie ein Wort zu wahlen, ein Tonfall zu gestalten sei. Ich sehe eine Zeit kommen, wo diese Sorgfalt einem Studium unterliegen wird, dessen höchsten Nutzen in Zweifel zu ziehen dann als wissenschaftlicher Hochverrat gilt.

Goethes Hexameter, wo sie in „Hermann und Dorothea“ fehlerhaft erscheinen, bedürfen nur der richtigen Wortakzentuation bei lauter Rezitation, um sich in Wohlklang aufzulösen. Sie sind fürs Ohr und nicht fürs Auge geschrieben.

Was den Stoff des Gedichtes anlangt, bemerke ich Vossens „Luise“ ist in ihrer Art eine hohe Leistung. Hier erkennen wir am einfachsten die Einwirkung der klassischen Vorbilder. Sie ist ein rundes abgeschlossenes Gemälde, das, um verstanden und genossen zu werden, nichts weiter bedarf. Sie hat die Eigenschaft des echten klassischen Kunstwerkes in der Tat „vollendet“ zu sein, das Wort in beiden Bedeutungen genommen. Goethe las das Gedicht gern vor und zeigte sich bewegt von seiner Schönheit. Die Reize des schleswig-holsteinischen Landes sind durch Voß verewigt worden. Klaus Groth hat später hinzugefügt, was von ihm etwa nicht gesagt worden war. Voß hatte mit erstaunlicher Treue der Natur ihre Farbengebung abgesehen und von Homer gelernt, Landschaften in Worte zu übertragen. Goethes Gedicht gegenüber aber kommt Voß nicht auf. Wer außer Goethe vermochte den friedlichen Szenen „Hermann und Dorotheas“ die ungeheure Verwüstung der Revolution zum Hintergrunde zu verleihen, welche damals die Welt verdüsterte?

Goethe hatte diesen Stoff lange Jahre mit sich herumgetragen, noch ehe an die französische Revolution gedacht wurde. Er schwankte über die Form, in der er ihn geben sollte. Wir sehen, wie beides, die Form und die Beziehung auf die Zeit, ohne welche das Gedicht gar nicht denkbar scheint, erst im letzten Momente hinzukamen. Vielleicht sind sie es, die den Ausschlag gegeben haben. Goethe vollendete das Werk, im Jahre 1796, in der größten Schnelligkeit — der Briefwechsel mit Schiller gibt diese Daten genau an — und brachte es in raschem Tempo gleich bis zum Abschlusse. Hinterher begann erst die peinliche Kritik, welche die Mundigkeitserklärung des Gedichtes hinausschob.

Goethe sagte zu Eckermann, in hohem Alter, „Hermann und Dorothea“ sei unter seinen größeren Gedichten das einzige, das ihm noch Freude mache, wenn er es wieder lese. Dorotheas Gestalt steht so fest auf dem Boden des

Vaterlandes wie meiner Erfahrung nach überhaupt keine andere der deutschen Dichtung entsprungene Gestalt. Sie hat nur eine Schwester, an die sie mich erinnert und die wiederum eine der wenigen dichterischen Figuren ist, welche Goethe nicht gekannt haben mag Gudrun, die Heldin des Gedichtes, das mit Recht neben den „Nibelungen“ als die deutsche „Odyssee“ gilt. Auch hier tritt uns diese Verbindung tiefen Gefühls mit einer gewissen Zurückhaltung, dies feste Beruhen auf dem Boden der Pflicht entgegen, diese fast philosophische Maßigung in Glück und Unglück Goethes Dichtung steht das so wohl an, daß die sittlichen Konflikte aus dem Gegensatz des deutschen Charakters zu den Ereignissen erwachsen, welche eben von den nächsten Nachbarn zu uns ins Land getragen wurden Dorothea empfängt dadurch eine besondere Mission. Sie tritt für die edelsten Gedanken ein, welche die Zeit bewegen und ist sich dessen nicht einmal bewußt. Sie erscheint als Vertreterin jener gesunden Gesinnung, die nicht darin besteht, daß man sich an das Alte anklammere, sondern daß man das Gute mitzuerhalten wirke und die Ruhe in natürlicher Tätigkeit als den Preis des Lebens ansehe Mit wie sicherem Fuße sie einherschreitet, etwas burgerlich Heldenmäßiges liegt in ihrem Auftreten Goethes andere Gestalten haben mit ihr verglichen etwas Schwebendes, nicht völlig Konsistentes, als kamen sie mit einer letzten Falte ihrer Gewänder nicht ganz und gar aus dem Gewölk hervor Man wurde es kaum bemerken, stande Dorothea nicht als Gegensatz da Und doch ist ihre Gestalt diejenige, die mehr als alle andern im realen Sinne einzig aus Goethes Phantasie zur Entstehung kam Es liegt nahe, bei der Mutter und deren Verhältnis zu Hermann an Goethes Mutter zu denken Doch fordern solche Vergleiche hier nicht, weil die Gestalten ihrer nicht bedürfen Auf das eine weise ich noch hin. Indem Goethe das wohlbegründete, unerschütterte Familienleben des inneren Deutschlands der durch

Frankreichs Nachbarschaft bereits aus den Fugen gegangnen Existenz am Rheinufer entgegensetzte, ahnte er damals nicht, daß dieser Sturm zehn Jahre später sich über ganz Deutschland ausdehnen werde. Das Gedicht verewigt als historisches Denkmal die Zeiten zwischen den Anfängen der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen, einen für uns verhältnismaßig friedlichen, geistig bewegten, erwartungsvollen Zustand, der ja auch die Stimmung geliefert hat, aus welcher heraus Schillers Hauptwerke gedichtet und in welcher sie aufgenommen worden sind. Die mißgunstige Kritik, mit welcher „Hermann und Dorothea“ zum Teil aufgenommen worden war, hatte ihren Entstehungsgrund in den „Xenien“. Einem Manne, der an einem solchen Attentate beteiligt war, mußte gezeigt werden, selbst wenn es Goethe war, daß man auch zu zürnen verstehe. Es half den Leuten blutwenig, denn bereits im Mai 1798 berichtet Cotta an Schiller über die „ungeheure Verbreitung“ des Werkes —

Ich wurde „Wilhelm Meister“, als fast zu gleicher Zeit in Arbeit, hier auf sich beruhen lassen, wenn nicht über Schillers Anteil daran gesprochen werden mußte. In den Jahren 1777 bis 1785 hatte Goethe in größeren und kleineren Abständen daran gearbeitet. Er wollte „das ganze Theaterwesen“ darin behandeln, und auch der damalige Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ deutet an, daß die Entwicklung des Helden zum Reformator der deutschen Bühne der hauptsächlichliche Inhalt sein sollte. Alle Zustände des deutschen Theaters gelangten zur Darstellung, und seine großen Persönlichkeiten in Vergangenheit und Gegenwart traten in leicht erkenntlichen Masken auf, vor allem die Neuberin und der große Schroder. Jedoch bereits in den letzten Teilen der ursprünglichen Fassung ist dies Ziel aufgegeben, und dafür die Lebensbildung des Helden durch seinen Eintritt in die Welt des Adels getreten.

Im November 1785 hatte Goethe den Roman liegen lassen. Dann hatte er sich 1791 kurz damit beschäftigt, aber erst 1793 begann er die durchgreifende Umformung zu der Gestalt, die als „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ erschien. In einem seiner ersten Briefe sprach Schiller die Hoffnung aus, den Roman für die „Horen“ zu erhalten, aber Goethe hatte ihn schon an den Berliner Verleger Unger gegeben. Trotzdem bildete die allmähliche Vollendung den hauptsächlichsten Inhalt ihrer Gespräche und ihres Briefwechsels in den ersten Jahren ihrer Freundschaft. Den Anfang lernte Schiller in den fertigen Druckbogen, die weiteren Teile schon vor der Drucklegung in der Handschrift kennen.

Je weiter das Werk fortschritt, um so eingehender waren Schillers Vorschläge, zumal für das sechste Buch, die „Bekenntnisse der schönen Seele“. Am 26. Juni 1796 übersandte Goethe das letzte, achte Buch. Schon am 2. Juli, nachdem Schiller nicht nur das neue Manuskript, sondern auch alles Vorhergehende noch einmal durchlaufen hatte, erklärte er, er wolle die nächsten vier Monate ganz allein und mit Freuden dem Studium dieses einen Werkes widmen, so, wenn er es ganz durchdringe und sich aneigne, werde es „eine wichtige Krise seines Geistes sein“. „Ohnehin gehört es“, so schreibt er, „zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus diesen reinen Quellen noch schöpfen kann, und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Wortes, den Namen Ihres Freundes zu verdienen.“ Und er schließt mit einem Satz, den Goethe später in den „Wahlverwandtschaften“ wiederholt hat und der dadurch in den Schatz der deutschen Bekenntnisworte eingegangen ist: „Wie leb-

haft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsuchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe “

In einer Fülle von Aussprüchen hat Schiller bezeugt, was er an Goethes Werk bewunderte und wodurch es ihn so tief traf. Wir heben nur einige wenige heraus. „Die lebendige und bis zum Greifen treffende Natur, die in allen Schilderungen herrscht“, „die unendliche Wahrheit der Schilderungen“, „die schonungslose Wahrheit der Naturgemalde“ und als Wirkung auf den Leser „eine süße und innige Behaglichkeit, ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit“, — „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüts, aus welchem alles geflossen ist“

Schiller mußte durch den Sinn des Romans ganz besonders berührt werden. Es war ja sein eigenes Schicksal, das er in diesem sentimentalischen Helden dargestellt fand, in dem Goethe den modernen Menschen überhaupt und seine notwendige Erziehung zur Lebenstüchtigkeit geschildert hatte. „Er tritt“, so bezeichnet Schiller die Idee des Ganzen, „von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen“ (an Goethe 8. Juli 1796). Von einem Extrem wende er sich zuerst zum andern, um schließlich zur Harmonie zu gelangen. „Daß er nun, unter der schonen und heiteren Führung der Natur, von dem Idealischen zum Reellen, von einem vagen Streben zum Handeln und zur Erkenntnis des Wirklichen übergeht, ohne doch dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem ersten strebenden Zustand Reales war, dieses nenne ich die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre“

Wenn sich Schiller so bemühte, die Idee oder „den philosophischen Gehalt des Werkes“ in eine Formel zu fassen, so

war das bereits das wesentlichste Stück der Kritik, die er übte, und der Hilfe, die er leistete. Goethe erkannte seine Einwände so sehr an, daß er ihn schließlich geradezu bat, „mit einigen kecken Pinselstrichen das noch selbst hinzuzufügen, was er selber — durch die sonderbarste Notwendigkeit gebunden — nicht auszusprechen vermöge“ (9. Juli 1796). „Ich bitte Sie“, hatte er kurz vorher geäußert, „nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eigenen Grenzen hinauszutreiben.“ Diese Grenzen nannte er den „realistischen Tic“, so daß Schiller als sein besonderes Anliegen die Betonung der Idee hinzubringen mußte. Ja, nach allem Hin und Her von Kritik, Vorschlägen und Korrekturen war gerade diese Forderung noch immer nicht erfüllt, und beide erblickten darin den letzten Mangel des Werkes —

„Wilhelm Meister“ zeigt am besten die Eigenschaften des Goetheschen Stiles. Wie ein Gebirge in seinen verschiedenen Höhenregionen die Flora verschiedener Zonen beherbergen kann, so finden wir hier Stilproben aus allen Epochen Goethes. Die Erzählung bewegt sich zuerst in der lebendigsten Frankfurter Diktion, geht durch die Prosa der „Zehn Jahre“ hindurch und endet mit einem schematisch gehaltenen, für bloßes Fertigwerden hingeworfenen Abschlusse, der in Sprache und Komposition weder Linien noch Farben, sondern nur erst den skizzenhaften Entwurf gibt. Der Roman beginnt als festgewebte Novelle, welche auf einen Abschluß los will, wird von immer loserem Stoffe, läßt immer mehr die alten Fäden fallen, während neue dafür eingeschlagen werden, und endet in fast rätselhaft eiligen Mitteilungen.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre“ beherbergen Mignon und Philine, die beiden seltsamsten und liebenswürdigsten Ausgeburten der Phantasie Goethes. Weder bei Mignon noch bei Philine wissen wir, woher sie stammen. Es sind von verschiedenen Seiten Vermutungen aufgestellt worden, die

uns aber schon deshalb nicht fordern, weil wir von den Persönlichkeiten, welche genannt werden, nicht mehr als die Namen haben. Niemals ist eine kokette, unruhige, unwiderstehliche Soubrette realistischer dargestellt worden als in Philine, und niemals ein im Süden gebornes, vom Schicksal zunichte geschlagenes, traumerisches, leidenschaftliches Mädchen so hinreißend, rührend und so unvergeßlich als in Mignon.

Ein Kind, von dämonischer Anhänglichkeit an ihren Beschützer gefesselt, fühlt Mignon plötzlich, daß sie kein Kind mehr sei. Als Kind noch schleicht sie nachts zu ihm, wie ein Hund sich zu Füßen seines Herrn betten will, sie erlebt, daß Philine ihr zugekommen ist, und so wird ihr Wesen der Vernichtung geweiht. Sie muß sich von nun an verzehren, und ihr Tod ist mit ergreifender Wahrheit geschildert. Nachdem Marianne, welche die Heldin des Romanes in seinen novellistisch für sich bestehenden Anfängen gewesen war, beiseitegeschafft worden ist, tritt Mignon als die ein, um derentwillen die ganze Dichtung sich erneut Goethe selbst sagt es. Er warf Frau von Stael vor, in ihrer Beurteilung des „Wilhelm Meister“ Mignon nur als Episode gefaßt zu haben, während um sie doch alles übrige sich bewege. Was anders wohl konnte Goethe so erschüttert haben, als er den Weg zwischen Erfurt und Gotha einmal einsam zurücklegend sich mit dem Gedanken in den Roman verlor, bis er in Tränen ausbrach? Er schreibt Frau von Stein darüber, es war in den ersten Zeiten Mignons Schicksal, wie ein dünnes Spinnweb von Blume zu Blume gespannt, durch einen einzigen Atemzug der Leidenschaft gerissen, muß ihm da vor der Seele gestanden haben. „Wilhelm Meister“ bringt neben entzuckender Abwechslung der Szenen eine Fülle von Lebenserfahrungen, die unerschöpflich scheint. Bei jeder wiederholten Lektüre wird man neue Züge ausfindig machen, die von durchdringender Beobachtungsgabe zeugen. Goethe versetzt uns in die Stim-

mung ironischen Vorherwissens bei jedem neuen Abenteuer Wilhelms er werde ohne rechten Genuß, aber doch mit heiler Haut wieder davonkommen. Das menschliche Leben erscheint als eine ewige Folge von Gastmählern, wo entweder der Hunger oder die Gäste fehlen, sowie von Stunden des schönsten Appetites, wo man mit einer Brotkruste vorlieb nehmen muß. Einige Zeit nach dem Erscheinen „Wilhelm Meisters“ lieferten ein paar jüngere Schriftsteller eine Kritik desselben. Sie ließen in einem Romane, „Karls Versuche und Hindernisse“ betitelt, einen bloden Menschen auftreten, welcher, vom Schicksal ewig an der Nase herumgeführt, zu einer komischen Figur wird. Darin aber liegt eben der wahrhafte Inhalt der Goetheschen Dichtung, daß uns Wilhelm Meister niemals lächerlich erscheint. Le Sage hat im „Gil Blas von Santillana“ in derselben Weise seinen Helden durch unzählige, meist resultatlose Abenteuer hindurchgeleitet, ohne ihn, selbst da, wo er die übelste Figur spielt, lächerlich werden zu lassen. Denn jeder Leser wird sich sagen: dir hätte es nicht besser gehen können.

Goethes Roman ist zugleich von literarhistorischer Wichtigkeit. Er enthält sehr wichtiges Material für die Geschichte der Aufnahme Shakespeares in Deutschland. Die in ihm gegebene Erklärung von Hamlets Charakter ist berühmt und allbekannt.

Nur einen Nachteil hatte das Werk: die Dinge sind von Goethe mit einer so volligen Ungeschminktheit genannt und dargestellt worden, daß man ihm, wie Schiller mit Recht voraussah, diese Persiflage der Menschheit nicht verzeihen konnte. Gerade weil man wußte, daß man so sei, sollte es nicht gesagt werden. Schiller hatte die Welt richtig beurteilt. Wenn von Goethes Immoralität die Rede ist, pflegt man sich vorzugsweise auf „Wilhelm Meister“ zu berufen.

Hiermit ist dasjenige genannt und besprochen worden, was

GOETHE'S NATURWISSENSCHAFT

„Die Wahlverwandtschaften“

Nach Schillers Tode war das natürlichste Mittel, Fassung zu gewinnen, für Goethe Tätigkeit. Eine herrliche Arbeit schien sich jetzt von selbst zu bieten: die Vollendung des „Demetrius“, des letzten Dramas, welches unfertig auf Schillers Tische lag.

Goethe allein hatte das Stück in Schillers Geist abzuschließen vermocht. Er, der alle Geheimnisse und Absichten des Hinweggegangenen kannte. Auch glaubte er es im ersten Augenblick, er hielt sich für berufen und verpflichtet. Die Aufführung des Stückes hätte sich zu einer großartigen Totenfeier für den verstorbenen Freund gestaltet. Aber trotz des besten Willens: Goethe fühlte sich außerstande, der Aufgabe zu genügen. Nicht einmal Versuche sind von ihm gemacht worden. Das einzige, was Goethe zu Schillers Andenken damals gedichtet hat, ist der „Epilog zur Glocke“, die zu einer Erinnerungsfeier für ihn dramatisch in Szene gesetzt wurde, der ergreifende Trauergesang, in dem sich die Verse finden:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bandigt, das Gemeine

Warum ist Goethe machtlos dem „Demetrius“ gegenüber? Warum sinkt mit Schiller selbst alles in die gleiche Grube mit hinab, was Goethe während des Zusammenarbeitens mit ihm so ganz und gar in Beschlag genommen zu haben schien?

Goethe, um sich über den unersetzlichen Verlust hinauszubringen, fluchtet sich in seine praktische Tätigkeit oder nimmt etwas vor, das ihn am wenigsten an Schiller erinnert er kehrt zu den Briefen Winckelmanns zurück Schiller war wie ausgelöscht Woran Schiller bei seinen Lebzeiten sich kaum zu beteiligen fähig gewesen war, aus Mangel an Vorkenntnissen, waren Goethes Kunststudien er nahm lebendigen Anteil daran, aber verhielt sich zu ihnen wie ein Außenstehender, der in aller Eile so viel als möglich zu lernen sucht, ohne viel auf eignes Urteil Anspruch zu machen hierauf schien Goethe jetzt seine vornehmste Kraft richten zu wollen Schon während Schillers letzter Jahre hatte er damit begonnen Die äußere Lage der europäischen Verhältnisse machte die Kunstgeschichte zu einem mehr und mehr sich vordringenden Gegenstande des öffentlichen Interesses Die große Beute des italienischen Feldzuges Bonapartes, welche das Louvre in Paris füllte, bot eine Vereinigung von Gemälden und Statuen, wie sie seit dem Bestehen der modernen Welt noch niemals auf einer Stelle zusammen sichtbar gewesen waren

Indessen, das hatte, wie bemerkt, sich schon ereignet, als Schiller noch am Leben war der Hauptgrund, weshalb nach seinem Tode Goethe in eine so auffallende dichterische Untätigkeit verfiel, ist, daß eine Abspannung nach dieser Seite hin, welche gleichfalls bei Schillers Lebzeiten schon begonnen hatte, nun im vollsten Umfange ihre Rechte geltend machte. Zugleich wirkten die beiden großen Ereignisse, welche jetzt erst eigentlich das achtzehnte Jahrhundert abschlossen das Ende der Französischen Revolution durch Napoleons Kaisertum und der Umsturz des deutschen Kaisertums samt dem der preußischen Monarchie durch die entscheidenden Siege der Franzosen, von denen der eine in Goethes nächster Nahe gewonnen wurde. Die Zeiten gemäßiger Freiheit, auf welche Schiller trotz der Schandtaten der Französischen Revolution bis zu seiner

letzten Stunde noch hatte hoffen dürfen, waren für alle Völker wie zu einem Traum geworden. Eine furchtbare Ernüchterung, verbunden mit dem Schrecken vor der uns Ungeheure wachsenden Macht des einen Mannes, der alles in den Händen hielt, übertaubte alle andern Gefühle. Goethe, an der Schwelle des Alters stehend, mußte erleben, daß Konstellationen irdischer wie geistiger Art eintraten, für die sein bis dahin geführtes Leben in keiner Weise ihn vorbereitet hatte. Er erkennt, daß eine große Epoche abgetan sei, und indem er sich still auf sich selber zurückzieht, erwartet er, welche neue Welt sich aus dem Chaos entwickeln werde.

Und hier nun haben wir, was seine dichterische Fähigkeit anbelangt, ein seltsames Schauspiel. Er fängt gleichsam ganz von vorn an. Es beginnt ein Roman in seiner Phantasie zu wachsen, in derselben Art, wie einst „Werther“ entstanden war: rein aus innerem Anstoß, nur für sein eignes Herz geschrieben, gleichsam und ohne Gedanken an ein Publikum, welches daran teilnehmen könnte; wie „Werther“ auch nur für einige wenige Leute gedichtet, die im Geheimnisse waren.

Dieses Werk ist nun aber doch in einem anderen Geiste geschrieben als „Werther“ einst. Trotz des leidenschaftlichen Inhaltes fehlt ihm das bewegte persönliche Element, welches bis dahin das Kennzeichen der Goetheschen Dichtungen gewesen war, nur seine damals letzte „Die natürliche Tochter“, ausgenommen, in welcher dieser neue Geist ebenfalls zu bemerken ist. Und es war nicht Goethes Alter etwa, das sich hier geltend machte, denn derjenige durfte nicht als alter Mann bezeichnet werden, der die glühenden Konflikte der „Wahlverwandtschaften“ zu empfinden und darzustellen imstande war. Etwas anderes erklärt diese veränderte Art zu dichten.

Erwähnt ist bereits, um was es sich hier handelt, nun jedoch muß es in vollem Umfange besprochen werden. Wir haben

den Einfluß des Studiums der Naturwissenschaften auf Goethes Dichtung und Weltanschauung zu untersuchen. Ihr Einfluß wird jetzt erst entscheidend. Denn obgleich Goethe seit seinem Eintritt in Weimar sich den Naturwissenschaften hingeeben und besonders nach der Rückkehr aus Italien sich so tief hinein versenkt hatte, daß Schiller ihn ihrer Herrschaft geradezu „entreißen“ mußte, tritt der Zusammenhang dieses Studiums mit seinen Dichtungen nicht eher in sichtbaren Folgen wirklich zutage, als in den Zeiten, von deren Anbruche ich eben gesprochen habe. Denn selbst von dem, was Goethe nach der italienischen Zeit an dichterischen Werken ganz neu produziert zu haben scheint, war das meiste nichts als die Ausführung alter, längst in ihm lagernder Anschauungen. „Hermann und Dorothea“, „Der Gott und die Bajadere“, „Die Braut von Korinth“, die „Achilleis“ haben jahrelang unausgesprochen in seiner Phantasie gelegen. Neu dagegen, vom ersten Keime an, sind „Die natürliche Tochter“ und „Die Wahlverwandtschaften“, bei denen die Angabe des neuen Jahrhunderts auf ihren Titeln zugleich das neue Jahrhundert als die Zeit ihrer Entstehung anzeigt —

Goethe hat über sein sich allmählich bildendes Verhältnis zu den Naturwissenschaften an vielen Stellen seiner Werke so ausführlich berichtet, daß wir ihn auch hier von Schritt zu Schritt verfolgen können. Die Anlage dafür war von Anfang an vorhanden. Wir wissen, wie er in Leipzig medizinische und physikalische Vorlesungen horte und sich in Straßburg so sehr diesen Dingen zuwandte, als ob sie sein Hauptfach ausmachten. Doch schneiden wir dies alles und andere Momente seiner Frankfurter Zeit ab als bloße Vorstufen, welche gar nicht in Betracht kommen, mit Goethes eigenem Bekenntnisse: er habe von den Naturwissenschaften bei seinem Eintritt in Weimar nichts gewußt. Dort erst führt sein Amt ihn ernsthaft in sie ein. Die Sorge für

die Staatswaldungen in die Botanik, die Verwaltung der Jenaischen Universitätssammlungen in die Anatomie, der Ilmenausche Bergbau in die Geologie, die Kunststudien in die Physik. Nach allen diesen Richtungen sucht sich Goethe anfangs nur den Bestand der vorhandenen Lehre anzueignen, geht rasch jedoch zu selbständigen Untersuchungen über und endet mit Entdeckungen, deren Wichtigkeit erst spät in gebührender Weise anerkannt zu werden begann. Es kann, das Wort in ernsterem Sinne genommen, nichts Anmutigeres gedacht werden als die umständlichen Darstellungen Goethes, wie er auf ganz besondere Weise in die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaften teils hineingenötigt ward, teils in sie eindrang. Dem Anfänger gewöhnlichen Schlages pflegt die Grundlage alles Wissens zu einer Zeit, wo der menschliche Geist für die bloße Aufnahme der Dinge zumeist gemacht ist, wie eine wohlgeordnete Erbschaft übergeben zu werden, bei der es nur zuzugreifen gilt. Goethe kam als fertiger Mann, bei dem alles Neuaufgenommene sofort eigne Gedanken erweckt, stoßweise und gleichsam nur auf Nebenwegen zu den Dingen! Um sich in der Botanik, mit der er, wie wir sahen, den Anfang macht, zurecht zu finden, sucht er in den Wäldern die Forster, Krautersucher und Essenzenkocher, an versteckten Stellen die Besitzer von Herbarien auf, liest in großen Stößen dazu, was die Weimarische Bibliothek besitzt, beobachtet im eigenen Garten und beginnt nach kurzem auf neue, zu allem in Büchern Enthaltene in Widerspruch stehende Gedanken zu geraten, die er eifrig, aber ganz im stillen verfolgt. Nur hier und da bleiben ihm einzelne Stunden dafür übrig. In seinem Geiste bildet sich die Gestalt der „Urpflanze“, aus der alle anderen gesetzmäßig sich entwickeln mußten und auf die sie wieder zurückzuführen seien. Plötzlich überrascht ihn, an dieser oder jener Stelle, die Fortsetzung der diesem Phantasiegebilde gewidmeten Traume. Dann versinkt alles übrige, und Goethe lebt in

diesen Gedanken, als habe sein Leben nur diesen einzigen Zweck Lange Jahre braucht er, ehe er so weit kommt, von seinen Ideen öffentlich zu sprechen, und als er sich endlich dazu entschließt, wird er von den Fachleuten mit Achselzucken und mitleidigem Lächeln abgewiesen Ihm aber ist, scheint es, am Beifall eines ganz anderen Publikums gelegen Mit Christiane betreibt er in den ersten weimarschen Monaten nach der italienischen Reise diese Studien Für sie faßt er seine botanische Lehre in ein Gedicht zusammen, dessen Hauptinhalt nicht einmal die Wissenschaft, sondern die Andeutung seines geheimen, ihn beglückenden Verkehrs mit der Geliebten ist

Längst wird von Fachleuten versichert, daß Goethes Ideen die grundlegenden Anschauungen enthalten, auf denen die moderne Botanik beruht

Einen ähnlichen Verlauf haben Goethes anatomische Studien gehabt

Auch hier beherrschte eine äußerlich vergleichende Methode die Wissenschaft, welcher Goethe seine auf eine höchste ideale Einheit losarbeitenden Phantasien entgegenstellte

In der Botanik wurde eine Anzahl von Familien angenommen, in die alle Pflanzen untergebracht waren Das entscheidende Kriterium war ihre Blüte Die Verschiedenheit der Familien blieb als eine im Schöpfungsplane bereits enthaltene vorausgesetzt. Gegen beide Prämissen richtete sich Goethes höheres Bewußtsein

Er wollte nicht die Pflanze nur als Trägerin einer Blüte bestimmter Art mit anderen in derselben Periode stehenden Pflanzen verglichen haben er wollte das einzelne botanische Individuum vorerst gar nicht mit andern vergleichen Verfolgen wollte er es in der Aufeinanderfolge seiner eignen Zustände vom ersten Moment ab Eine Pflanze nimmt er vor, als gebe es nur diese einzige auf der Welt, die er in den sämtlichen Stadien ihrer Entwicklung kennenzulernen sucht Er beobachtet ihren Samen, ihre Versuche

aufzukeimen, ihr Wachstum, die Einflüsse von Boden, Sonne, Licht und Dunkelheit, den Reichtum oder die Armut ihrer Blätter und Blüten, das Aufsteigen ihrer Säfte. Er examiniert sie auf ihre persönlichen Verhältnisse in jeder Richtung und sucht die Gesetze, nach denen die unaufhörliche Folge neuer Zustände eintritt, die sich seinem Auge hier bietet. Er hat kein bestimmtes Ziel für seine Beobachtungen, auf welches er gleichsam polizeilich losrecherchierte. Er verfolgt unbefangen alle Lebensäußerungen, von denen seinen liebenden Blicken keine entgehen soll. Allmählich, nachdem er, von Pflanze zu Pflanze vorschreitend, gemeinsame Eigenheiten der Entwicklung zu erkennen glaubt, wagt er Gesetze überhaupt als vorhanden anzunehmen. Diese sind es endlich, die ihn auf jene ideale Formel aller Pflanzengestaltung hinleiteten. Seine Entdeckung war, daß die einzelnen Pflanzenteile, Blatt, Blüte, Stengel usw., einem gemeinsamen Bildungsgesetz folgend, nur die verschiedengestaltete Manifestation derselben Urform seien, so daß Goethes Urpflanze sich in Blüte, Blatt, Stengel und Wurzel nur als ein Agglomerat idealer gleicher Teile zu erkennen gibt, die unter verschiedenen Einflüssen verschieden geformt in die Erscheinung hervorbrachen.

Das gleiche Prinzip nun sucht Goethe im Reiche der Tiere nachzuweisen. Doch wir dürfen uns hier nicht in Spezialitäten verlieren, um Goethes osteologische Entdeckungen zu verfolgen. genug, daß es ihm auch hier anfangs nicht gelang, sein Prinzip überzeugend zu begründen, sondern daß seine Entdeckungen erst nach der Dezennien hindurch dauernden Ungunst der Gelehrten heute nicht nur als begründet, sondern abermals als grundlegend für die neuere Wissenschaft anerkannt worden sind.

Wir sehen Goethe, wenn ihm als Dichter oder Schriftsteller etwas gelungen ist, zuzeiten seine Freude darüber aussprechen. Der Ausdruck seiner Gefühle übersteigt dann aber niemals den einer ruhigen Befriedigung. Er empfindet

ein sanftes, wohlthatiges Behagen an dem Geleisteten Niemals aber befällt ihn das direkte Entzucken, mit dem er seine Entdeckungen als Naturforscher seinen Freunden frisch mittheilt Hier wird er leidenschaftlich. Eine „markerschütternde“ Freude erfüllt ihn Er vergißt alles andere in solchen Momenten Man glaubt zurückblickend heute zu erschauen, als habe die Tragweite seiner neuen Gedanken ihn im ersten Augenblick ihres Auftauchens ergriffen wie ein ungeheures Erstaunen, das ihn außer sich brachte Was die geologischen Studien anlangt, so sei nur bemerkt, daß Agassiz die ersten Gedanken der die Erde einstmals beherrschenden, heute theoretisch so wichtigen „Eiszeit“ Goethe zuschreibt

Es bliebe noch übrig, von Goethes bedeutendstem wissenschaftlichen Werke, der „Farbenlehre“, zu sprechen Hier dauert die trübe Ungunst, welche seine wissenschaftlichen Ansichten sämtlich anfangs erfahren haben, und die auf den übrigen Gebieten dem klaren Sonnenschein der Anerkennung gewichen ist, noch fort. Er geht von dem gleichen Prinzip aus, das er überall vertritt er will auch hier auf einfache Anfänge zurück Er leugnet die Vielheit der Farben, die er sämtlich als Zwischenstufen zwischen Licht und Dunkelheit auffaßt Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in dieser Frage entscheiden zu wollen, und ich beschränke mich, als Nichtfachmann, nur auf folgende, die Sache selber kaum berührende Bemerkung

Als „Buch“ betrachtet, als Produkt aus Worten und Gedanken, ist Goethes „Farbenlehre“ ein entzuckendes Werk Das allein, was es an historischem Material, nach unendlichen Richtungen hin, mittheilt, wurde ihm diese Bezeichnung sichern Nach Goethes Prinzip, daß man, um eine Wissenschaft zu geben, die Geschichte dieser Wissenschaft liefern müsse, hat er, indem er über das Verhältniß der Menschen und Jahrhunderte, der gelehrten Forschung sowie der unbefangenen Beobachtung, zu den Farben schrieb,

ein Buch zustande gebracht, in dem zu lesen derjenige gewiß niemals müde werden kann, der es einmal kennengelernt hat.

Überblicken wir Goethes naturwissenschaftliche Gedankentätigkeit vorerst nur auf den maßgebenden Gedanken hin, daß die schaffende Natur bis zu den einfachsten Gedanken in ihrer Wirksamkeit verfolgt werden müsse, so ersehen wir nun den Zusammenhang dieser Idee mit derjenigen, die wir als Grundprinzip der griechischen Kunst erkannten; die tatsächliche Zuruckleitung der menschlichen Gestalt und der menschlichen Sprache auf einfachere, aber inhaltsreichere Formen. Nicht in der genauen Nachahmung dessen, was in niedrigeren Eigenheiten die Erscheinungen trennt, liegt die Aufgabe des Künstlers, sondern in Erfindung einfacher Gestaltungen, in denen das Getrennte sich vor uns vereinigt. Goethes Enthusiasmus für die Kunst der Griechen erkennen wir nun als in inniger Verbindung mit seiner Naturanschauung. Doch nicht dies ist es, worauf es uns jetzt zumeist ankommt, sondern einige wichtigere Gesichtspunkte sind auszusprechen, durch welche Goethes Art, die Natur zu beobachten, nicht nur für seine Zeit eine ganz eigentümliche war, sondern durch welche sie heute noch einen besonderen Platz für sich einnimmt.

Goethes großer Gesichtspunkt ist die Beschränkung aller Naturerkenntnis auf das Gebiet des „Zugänglichen“, wie er sich ausdrückt. Von vornherein wird das „Unzugängliche“ anerkannt, nicht nur als die andere, sondern als die größere Hälfte der Naturerscheinungen. Dieses Unzugängliche, das er auch das „große Geheimnis“ nennt, dominiert in solchem Maße, daß sich das ihm innewohnende Wesen sogar auf das „Zugängliche“ erstreckt, so daß Goethe das Zugängliche und Unzugängliche zusammen als „das große Geheimnis“ bezeichnet. Immer wieder erklärt er davon, daß es dem einzelnen unmöglich zu begreifen sei. Immer wieder versagt er sich und anderen das Recht, aus

dem Bekannten hier das Unbekannte zu konstruieren. Er sieht sich gleichsam als einen Seefahrer an, der, einen Erdteil zu Schiff umkreisend und höchstens hier und da die Küste betretend, sich nicht anmaßen dürfe, von dem, was nur aus der Ferne sich seinen Blicken offenbare, bindende Schlüsse auf das Innere des Landes zu ziehen.

Allein, so sehr Goethe dem Verstande hier verbietet, mehr für Wahrheit zu nehmen, als sich in der Tat mit den fünf Fingern der Hand greifen lasse, um so voller gibt er der Phantasie des Dichters das Recht, aus unbewußter, traumender Kraft Bilder dessen zu schaffen, was der Geist zu erblicken wünscht. Nur daß er mit Scharfe die Grenze beider Tätigkeiten aufrecht hält. Langst hatte, in seinen Jugendzeiten schon, die große Laplace-Kantsche Phantasie von der Entstehung und dem einstigen Untergang der Erdkugel Platz gegriffen. Aus dem in sich rotierenden Weltnebel — die Kinder bringen es bereits aus der Schule mit — formt sich der zentrale Gastropfen, aus dem hernach die Erde wird, und macht, als erstarrende Kugel, in unfäßbaren Zeiträumen alle Phasen, die Episode der Bewohnung durch das Menschengeschlecht mit einbegriffen, durch, um endlich als ausgebrannte Schlacke in die Sonne zurückzusturzen: ein langer, aber dem modernen Publikum völlig begreiflicher Prozeß, für dessen Zustandekommen es nun weiter keines äußeren Eingreifens mehr bedürfe, als die Bemühung irgendeiner außenstehenden Kraft, die Sonne in gleicher Heiztemperatur zu erhalten.

Es kann keine fruchtlosere Perspektive für die Zukunft gedacht werden als die, welche uns in dieser Erwartung als wissenschaftlich notwendig aufgedrängt werden soll. Ein Aasknochen, um den ein hungriger Hund einen Umweg machte, wäre ein erfrischendes appetitliches Stück im Vergleiche zu diesem letzten Schöpfungsexkrement, als welches unsere Erde schließlich der Sonne wieder anheimfiele, und es ist die Wißbegier, mit der man dergleichen aufnimmt.

und zu glauben vermeint, ein Zeichen kranker Phantasie, die als ein historisches Zeitphänomen zu erklären die Gelehrten zukünftiger Epochen einmal viel Scharfsinn aufwenden werden

Niemals hat Goethe solchen Trostlosigkeiten Einlaß gewährt Die unendliche Vergangenheit zu enträtseln, ist ihm ein Genuß, der unendlichen Zukunft anders als dichterisch beizukommen aber, reizt ihn nicht

Während er im „Faust“, wo nur seine Phantasie waltet, sich nicht scheut, die entfernten Himmelsräume in die elenden Schranken einer Theaterbühne zu bringen, ruht er als Gelehrter jene exakten Phantasien gar nicht an Es wurde seinem Begriffe von Freiheit widersprechen, heute bestimmen zu wollen, was einst sein wird Nur Ahnung ist hier gestattet. Ihm ist die Natur ein fortwährend in jungfräulichen Zustand zurückkehrendes Ganzes, dessen Zukunft verhüllt bleiben muß Offenbaren kann sich nur, was zufällig sich auftut Kein System umfaßt diese Totalität Alle Namen und Ziffern sind den Erscheinungen nur aufgeschrieben jeder Regen löscht sie aus

Daher Goethes Unbekummertheit um die Vollständigkeit seiner Beobachtungen Er konstatiert die ewige Veränderung der Dinge Einen unendlichen Übergang aus einem Zustande zum andern beobachtet er wo denn, fragt er, sei der Moment, in dem ein sich entwickelnder abgetrennter Teil der Natur als in dem Zustande befindlich bezeichnet werden dürfe, welcher die übrigen repräsentiere Der wichtigste Lebensmoment einer Pflanze tritt vielleicht in einem Augenblicke ein, wo niemals ein menschliches Auge sie beobachtet oder nur betrachtet hat. Goethe glaubt nichts, als was er selbst gesehen hat, und nimmt fremde Beobachtungen nicht an, ehe er sie nicht wiederholte Sein Genuß ist, darzustellen, was er selbst gefunden hat. Er betrachtet sich als Reisenden auf einer Entdeckungsexpedition, für den jeder erste beste Gegenstand Wert und Wichtigkeit

hat und der auch zu notieren nicht unterläßt, wo ihm einmal die Lebensmittel ausgehen oder seine Leute rebellieren. Rechts und links buckt er sich, hebt auf, was gerade am Wege liegt und ihm zuerst in die Augen fällt. Ein anderer Weg wurde ihm andere Objekte geliefert haben. Goethe ist der echte Dilettant. Er hoffte nie auch nur annähernd der Natur so viel Geheimnis abzuhorchen, um den verhüllten Rest danach erraten zu können, es sind doch immer nur einzelne Laute einer unbekannten Sprache, die an sein Ohr schlägt, von der nur hier und da ein ganz einfacher Satz ihm klar wird. Goethes Überzeugung nach stehen alle Erscheinungen in einem Zusammenhang, welcher niemals aus der mit noch so großer Geschicklichkeit vorgenommenen Behandlung einzelner, abgesonderter Teile herauszudemonstrieren sei. Dies ist der Sinn seines Axioms, daß die Natur „weder Kern noch Schale habe“, weder ein Inneres noch ein Äußeres, weder ein Notwendiges noch ein Nebensächliches, sondern daß jeder Teil neben dem andern Teil als gleich wichtig angesehen werden müsse.

Daher die Behaglichkeit, mit der er sich nur in den gelegentlichen Momenten den Naturerscheinungen zuwendet. Ja, dieses Verhalten seiner eignen Persönlichkeit sieht er als ein so bedeutendes Ingrediens seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an, daß er seine gelehrten Untersuchungen gar nicht von seinem übrigen Leben abtrennen will. Er betrachtet sie als Symptome seiner gesamten Lebensführung, die mit allen andern auf gleicher Reihe stehen. Daher die Wichtigkeit, mit der er seinen persönlichen Zustand bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit in Rechnung zieht. Diese Art, die Dinge zu betrachten, wird schließlich zu einer solchen Hauptsache bei ihm, daß er wissenschaftliche Entdeckungen als unvollkommen mitgeteilt ansieht, ehe er nicht die Person und Lebensgeschichte des Entdeckers kenne. Daher, als er sich im höchsten Alter der Meteorologie und der Beobachtung der Wolkenbildung zuwandte, sein wun-

derlich-schones Verhältnis zu Howard, dem englischen Forscher, der hier zuerst etwas Entscheidendes leistete. Er wollte Howards Resultate nicht eher gelten lassen, als bis er wisse, wie seine Person dazu stande, fragte in einem Briefe an und erhielt die schöne ruhende und ausführliche Auskunft, die er als Übersetzung zum biographischen Ehren-
denkmal des einfachen Mannes veröffentlichte.

In wie eminenter Weise diese Art, die Dinge zu betrachten, als die „antike“ bezeichnet werden durfe, ergibt sich, wenn wir einen Blick auf die Stellung des Menschen zur Natur werfen, wie sie seit Jahrtausenden bestand und wie sie sich, im Gegensatze dazu, im Umschwunge des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert verändert und umgewandelt hat.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte gipfelt im Menschen, welcher als Inhaber der Nutznießung alles Vorhergeschaffenen eintritt. Auch die griechische Mythe läßt ihre Götter und Titanen im menschlichen Sinne als Herren der irdischen Erscheinungen auftreten, so daß sie als direkte Vorläufer der Menschheit dastehen. Selbst Aristoteles würde sich die Welt nicht ohne die Griechen als das ihr Zentrum bildende, an sich bevorzugte Volk darin haben denken können, und das Christentum erhebt den Menschen in solchem Sinne zum Zweck der Schöpfung, daß ohne ihn die Welt inhaltlos wäre.

Gegen diese Anschauung emporten sich die Naturwissenschaften. Die Astronomie eröffnete den Kampf, indem sie die Erde, die für den Mittelpunkt des Weltsystems galt, als ein nur untergeordnetes Gestirn erkannte, dessen herrschende Bewohner damit zugleich degradiert wurden. Schlag auf Schlag wurde diese Degradation nun für die Erde selbst aber weiter durchgeführt. Ungeheure Zeiträume ihrer Dauer, bevor Menschen existierten, wurden nachgewiesen. Kräfte wurden entdeckt, deren Wirkungen vom Geiste des Menschen weder geleitet noch gar erkannt wor-

den sind, statt der fruher in behaglicher Nahe stehenden gottlichen Gestalten nun dunkle, aus ungeheuren Entfernungen wirksame Maechte

Und selbst diesen steht der Mensch nicht mehr gegenuber, wie er es fruher der Gottheit durfte. Neben dem Reiche der Menschen sind die der Gesteine, Pflanzen und Tiere die Herren der Erdoberflaechen. Kein Gedanke mehr an die alte Untertanigkeit, als sei ihre hoechste Aufgabe, der Menschheit dienstbar zu sein, nach unbekannten Konstitutionen existieren sie fuer sich, sprechen eine dem Menschen unverständliche Sprache und wissen nichts von ihm. Aber der Mensch selber weiß nicht mehr, wohin er gehoert. Dankbar nimmt er an, daß man ihm im großen Tierreiche eine zweifelhafte Stelle einraume, wo er, bescheiden sitzend, ueber seinen letzten verwandtschaftlichen Zusammenhang mit der uebrigen Tierwelt beschamt nachdenken und sich Muhe geben darf, in seinen ohnmachtigen Gedanken zu der Einsicht zu gelangen, daß es weder fuer die eigne Seele noch fuer Gott, als deren Schopfer und letzte Zuflucht, irgend bindende Beweise gebe. Dies der geistige Zuschnitt der Menschheit, welche die einstmals in jene Schlacke sich verwandelnde Erde heute mit so zweifelhaftem Eigentumsgefuehl inne hat.

Diese Anschauung der Dinge ist es, die in der zweiten Haelfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemeinwerdend der Herrschaft der „Romischen Welt“ ein Ende bereitete. Denn aus dieser ploetzlich einbrechenden Lehre ging der unerhoerte geistige Zustand hervor, dessen Folge die Franzoesische Revolution war. Eine Aufloesung des allgemeinen Bewußtseins fand statt, auf dem Tausende von Jahren die Struktur des europaeischen Lebens beruht hatte. Alles wurde in Frage gestellt, und keine Frage gab es, welche nicht als wissenschaftlich erlaubt gelten durfte. Jede praktische Betätigung der so gewonnenen Resultate schien geboten. Staat und Kirche waren in Gedanken langst aufgeopfert,

che das erste Flämmchen des großen Brandes der Französischen Revolution aufleuchtete. Nicht bloß der liberale Bürgerstand, sondern hoch und niedrig dachte so, und die katholische und protestantische Geistlichkeit leistete keinen Widerstand. Christentum und Verehrung des antiken Wesens vermischten sich friedlich. Darauf kam es gar nicht an. alle Augen waren geblendet von den neuen Offenbarungen, welche im Bereiche der Naturwissenschaften Schlag auf Schlag sich folgten. Beim Aufsteigen des ersten Luftballons herrschte wirklich ein Gefühl, als fliege man ein Stück Weges in den unendlichen Raum hinein. Aus dem Munde der großen Mutter Natur erwartete man die höchsten Gesetze, denen die neue Menschheit nachzuleben hatte.

Man sollte denken, Goethe, der ohne Lehrmeister aus eigener Erfahrung in den Umsturz der bisherigen Gedankenwelt hineingerissen wurde, hätte sich am willigsten den neuen Anschauungen beugen müssen. gerade hier aber sehen wir in ihm etwas sich erheben, was der verzweifelten Logik der Naturphilosophie sich unbesiegbar entgegenstellte.

Für Goethes früheste Zeiten waren jene auflösenden Gedanken noch nicht vorhanden gewesen, von denen Voltaire freilich ausging, denen Rousseau aber Widerstand leistete. Seine Frankfurter Sachen nennt Goethe selbst später poetische Versuche, welche nur den inneren Menschen schildern und von den Gemütsbewegungen genugsame Kenntnis voraussetzen. „Hier und da“, fährt er fort, „mag sich ein Anklang finden von einem leidenschaftlichen Ergötzen an ländlichen Naturgegenständen sowie von einem ernstesten Drange, das ungeheure Geheimnis, das sich in stetigem Erschaffen und Zerstören an den Tag legt, zu erkennen. Ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint.“

Aber auch in den ersten weimarischen Zeiten noch beherrscht die alte Weltanschauung seine Dichtung. Langsam

und unabhängig von dem, was um ihn her geschieht, verändert Goethe seinen Standpunkt

Je mehr er dem „ungeheuren Geheimnisse“ näher zu kommen suchte, um so mehr trat das sich vordringende Gefühlselement zurück, während die Beobachtung dessen, was wir den Verkehr der Natur mit sich selber nennen können, sich bei seiner Anschauung der Dinge in den Vordergrund drangte. Die der Historie nahm unter Herders Einflusse zuerst eine andere Gestalt an. Die Geschichte trat für Goethe als eine Reihe natürlicher Prozesse in Verbindung zu den Erlebnissen des Bodens selber, auf dem die Geschichte sich abspielt. Die Völker wurden zu Individuen in seinen Augen, deren Bewegungen zu beobachten einen Teil der naturwissenschaftlichen Forschung bildet. Und so das Leben des einzelnen immer tiefer verweben sich vor seinen Blicken die Schicksalsfäden der Menschheit in das allgemeine Geflecht der Erscheinungen überhaupt.

Aber erst die eignen osteologischen Entdeckungen haben Goethes veränderter Weltanschauung ganz neuen Boden geliefert. Er findet, daß der von den Gelehrten seinerzeit festgehaltene materielle Unterschied zwischen dem Menschenschädel und dem der übrigen Tiere nicht existiere. Zwar will man es ihm nicht glauben, daß der durch ihn so berühmt gewordene „Zwischenknochen“ (der eine Teilung des Oberkiefers in mehrere Stücke vollbringt) auch dem Menschen eigen sei (bei dem man die meist völlig verwachsene, eigentlich nur ideal vorhandene Trennung nicht erkennen wollte). Für Goethe war sie vorhanden und die Zugehörigkeit des menschlichen Skelettes in die große Reihe aller anderen Säugetierskelette ausgesprochen. In Europa erlebte er zuerst in seinem Geiste die definitive Entthronung des früheren Herrschergeschlechtes.

Straubte sich auch sein höheres Bewußtsein gegen jede auf das Geistige gehende Folgerung, so war doch die Summe dieser neuen Erfahrungen zu stark, um nicht eine Revolu-

tion in ihm hervorzubringen. Goethe verläßt nun völlig seinen früheren Standpunkt. Er erkennt die Menschheit, und sich selbst mit, als unter dem Banne einer schicksalsmäßigen Knechtschaft stehend, welche für ganze Gebiete die da früher scheinbar waltende Freiheit nun als unmöglich erkennen ließ. Seine eignen Erfahrungen, die ununterbrochene stille Selbstbeobachtung mußten es ihm bestätigen, auch wenn er anderen nicht hatte Glauben schenken wollen. Mit Staunen hatte er längst in sich eine periodische Wiederkehr moralischer (guter und böser) Erscheinungen bemerkt, deren „Umdrehungszeit“ er zu berechnen wünschte. Immer neue Beispiele belehrten ihn, wie sehr der freie Wille dem Einflusse der „Gestirne“ gegenüber machtlos sei. Immer neue Ketten entdeckte er, deren Endpunkte sich im Nebel verlieren, aber deren Druck er selber nur zu deutlich fühlt. Nichts wäre natürlicher gewesen, als jetzt den letzten Schritt zu tun. Den aber tut er nicht! Goethe verfolgt willig den Weg, auf den die immer größer werdende Macht der Naturwissenschaften ihn drängt, nur aber bis zu einem gewissen Punkte läßt er sich leiten. Erstaunlich ist bei all seiner wissenschaftlichen Unterordnung unter die Gebote der Natur Goethes privates persönliches Verhalten.

Niemals ist Goethe von dem uralten aristokratischen Standpunkt herabgestiegen, trotz dem, was die Wissenschaft dagegen vorbrachte, die Menschheit dennoch als die Mitte der Schöpfung anzusehen, um derenthalben alles da sei. Niemals ist ihm eingefallen, für sein Recht, sich so zu verhalten, erst Beweise vorzubringen. Er nahm es in Anspruch. Hier erblicken wir ihn in flagrantem Gegensatz zu den Grundbedingungen der Wissenschaft, welche auf Erforschung exakter Dinge geht. Hier zumeist könnte man Goethe einen „Griechen“ nennen, den sein angeborenes Adelsgefühl sogar der Philosophie gegenüber nicht verläßt. Er will sich unter keinen Umständen zum Sklaven machen.

lassen Wer hatte ihn darüber zur Rede zu stellen? Wo für Goethes persönliche, individuelle Gedanken kein Raum ist, da wendet er sich schweigend ab

Goethe, den keine Verpflichtungen banden, nutzte seine freie Stellung grundlich aus Er arbeitete an keiner Universität, wo er auf Kollegen oder Schuler Rücksicht zu nehmen hatte, er war Mitglied keiner Akademie, was ihm vielleicht eine gewisse repräsentierende Zurückhaltung auferlegt hatte er war ganz auf sich gestellt Niemand durfte ihn interpellieren oder ihm den Kopf mit Gewalt in diese oder jene Richtung wenden, so daß er hatte sehen müssen, was in ihr lag Mit seinen gesunden fünf Sinnen stellt Goethe sich als die Mitte der Erscheinungen hin, indem er das dem unbewaffneten menschlichen Auge Erkennbare als das eigentliche Maß der Dinge proklamiert Dies der Grund, weshalb er an Astronomie, wozu es der Fernrohre bedarf, und an mikroskopischen Untersuchungen keinen Gefallen findet Auch gegen Newton nimmt ihn sogar der ganz äußerliche Umstand in gewissem Sinne ein, daß dieser mit einem Prisma operiert, statt direkt von dem auszugehen, was das gesunde menschliche Auge vor sich hat

Es hat etwas Erquickendes, die Unbefangenheit zu sehen, mit der er sich in einer Zeit, wo alles zu wanken begann, durch dieses subjektive Verfahren festen Grund unter die Füße schaffte

Er hatte gelernt, die Entwicklung der Menschheit nur als einen Teil des allgemeinen Fortschritts der gesamten Natur zu sehen und das Schicksal des einzelnen als eine Welle des großen Stromes, deren Sichheben und Sichsenken von Gesetzen beeinflusst wird, welche zu erkennen ins Bereich des „Unzugänglichen“ gehörte Goethe ist viel zu praktisch, um die Grenze zwischen Freiheit und Notwendigkeit philosophisch herausrechnen zu wollen Er laßt den Grund der Dinge auf sich beruhen, aber er untersucht die einzelnen

Falle Auf irgendeinem Wege, fühlt er, muß das Gesetz sich von selbst ergeben, und endlich entdeckt er, ausgehend von naturwissenschaftlicher Vergleichung, die Formel, welche auch für das geistige Leben paßt. Sie ist in seiner Erklärung des „Notwendigen in der Natur“ enthalten.

Als der beinahe letzte seiner alten Freunde, Karl August, gestorben war und Goethe sich anschicken mußte, dessen Sohn, den er von den ersten Lebensmomenten her kannte, als seinen neuen Herrn zu begrüßen, hat er diesem einen Brief zugehen lassen, worin er ihm seine formelle Huldigung darbringt. Dieses Schreiben, das alle Zeichen des Stiles trägt, welcher Goethes, wie Gervinus sagt, „orphische“ Periode auszeichnet, hat etwas in seinen Wendungen greisenhaft Umständliches. Man kann erleben, daß uralte Manner, indem sie eine teure Erbschaft weitergeben, ein seltsam zeremoniöses Wesen annehmen, weil sie, durch ein langes Leben von der Wichtigkeit auch der nur unbedeutend erscheinenden Handlungen überzeugt, wenn diese nun gar sich über den gewöhnlichen Inhalt erheben, sich zu feierlichen Umschweifen gedrängt fühlen. So Goethe in diesem Schreiben, aus dessen Sätzen ich den folgenden herauswähle. „Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“ Dieses „Wort eines großen Weisen“ wird hier als die letzte Konsequenz aller Betrachtung überhaupt gegeben.

Wir sehen, wie Goethe hier zu einer Idee gelangt, bei welcher die physische und die moralische Welt im genauesten Zusammenhange stehen. Für die physische formuliert sich das Gesetz des Notwendigen dahin, daß die schaffende Natur sich gleichsam ihr festes Budget machte, dessen Grenzen sie nicht überschreitet, so daß, wo sie ihren Gestalten auf der einen Seite ein Plus gibt, diesem ein Minus auf der andern notwendigerweise entsprechen müsse. Goethe führt

das in Beispielen sorgfältig aus Für die moralische Welt dagegen gewinnt er so das Eintreten gewisser unabwendbarer Folgen aus vorhergegangenen Handlungen und Zuständen, deren Erfolg in bestimmter Form er nicht verlangt, deren dynamisches Erscheinen er aber für unabänderlich halt Und hier gilt ihm für die kleinste menschliche Handlung dasselbe Gesetz, welches die Taten der größten Massen regelt überall eine der „Sparsamkeit der Natur“ entsprechende Kompensation des Geschehenden Man konnte diese Anschauung der Dinge einen nach rückwärts gewandten Fatalismus nennen

Ihr begegneten wir in seinen Dichtungen zum ersten Male, wie schon gesagt worden ist, in der „Natürlichen Tochter“ Goethe sieht hier davon ab, das Publikum überraschen zu wollen, die poetischen Gestalten wie Fische durcheinander schwimmen, sie vor den Augen des Beschauers, und voreinander selbst, grazios gleichsam Versteck spielen zu lassen, so daß der goldene Schuppenschimmer an der Stelle immer in vollem Lichte glänzt, wo man ihn am wenigsten vermutete Er läßt diesmal seine Gestalten, denen er nicht einmal allen Namen gibt, sondern die er nur mit Gattungsbegriffen bezeichnet, als König, Herzog, Gerichtsrat usw., wie Repräsentanten halb historischer, halb allgemein menschlicher Abteilungen der großen Gesellschaft halb frei, halb unfrei sich vorwärts bewegen zu unvermeidlichen Katastrophen

Goethe hatte den Griechen abgelernt, daß die menschlichen Figuren, in deren Kreise sich ein wahrhaftiges Schicksalsdrama entwickeln sollte, gleichsam auf ihre moralische höchste Essenz zu reduzieren und dann einander in unausweichbaren, ihre ganze Kraft erfordernden Situationen entgegenzustellen seien. Wir wissen, auf wie einfache Formeln Antigone, Kreon, Orest, Iphigenie sich zurückführen lassen So, auf die letzten Konsequenzen ihrer geistigen Existenz

hin, meint Goethe, mußten auch die modernen Individualitäten zu formulieren sein, und er versucht es. Er läßt in Eugenien, der Heldin der Tragödie, ein Mädchen auftreten, dessen Schicksal daran hing, ob es fortan als hervorragende Fürstentochter oder als bloß beliebiges Bruchstück der großen gleichmäßigen Menschenmasse gelten durfte. In dem Momente der Prüfung zeigt sie, daß sie nichts als ein gutes, aber neugieriges und eitles junges Mädchen sei, und ihr Los ist geworfen. Aber diese entscheidenden Szenen entwickeln sich in einer kalten Notwendigkeit, als setzte man einen Pendel in einem luftleeren Raum in Bewegung, um jede feinste Schwingung möglich zu machen.

Es hat etwas Beangstigendes, diese asthetisch präparierten Gestalten erscheinen und handeln zu sehen, von deren Leben alles Zufällige abgetrennt ist, so daß nur der, man konnte sagen, in höchster chemischer Reinheit hergestellte freie Wille des Individuums übrigbleibt, dessen Entscheidung die Katastrophe bewirkt.

Goethe hat die Trilogie nicht vollendet, auf welche dieses Stück berechnet war und in der er, wie er ausspricht, das furchtbare Ereignis der Französischen Revolution dichterisch zu gestalten hoffte. Er hat den Versuch aufgegeben, weil er beim Publikum durchaus kein Verstandnis fand für das, was er wollte. Wir haben nur Schemata der Fortsetzung, aus denen sich nichts erkennen läßt. Aber er suchte die Behandlung menschlicher Schicksalswendungen, die ihm hier mißlungen war, an einem anderen Stoffe durchzuführen, den „Wahlverwandtschaften“. Wie er in der „Natürlichen Tochter“ die Französische Revolution darzustellen unternahm, so sollte in den „Wahlverwandtschaften“ sein Verhältnis zu Frau von Stein endlich die künstlerische Verklärung empfangen. Wie eine tiefe Wunde, welche Heilung begehrte, lag es in seiner Brust. Aber nach Jahren erst gelang es, auch hierfür die Form zu finden.

Wir dürfen hierbei nichts Außerliches im Sinne haben als habe Goethe eine Dichtung wie ein Pflaster auf die Wunde legen und damit die verschobenen Dinge wieder ins Gleiche rücken wollen. Er war längst wieder mit Frau von Stein, wenn auch nicht versöhnt, so doch in ein ertragliches Verhältnis zu ihr zurückgekehrt. Mit ihrem Sohn hatte er immer in Verbindung gestanden. Der junge Mensch hielt in alter Anhänglichkeit an ihm fest. Eine Anzahl Briefe bezeugen es. Nur anfangs wird darin von den Eltern nichts gesagt, nach kurzer Zeit aber finden wir in ihnen bereits wieder Grüße an Vater und Mutter, und nach abermals kurzer Zeit ist der Verkehr mit der Familie ganz hergestellt. Schon 1789 hatte Herders Frau Goethe wieder bei der Stein getroffen. Doch war das wohl nur ein äußerlicher Verkehr. Zu gegenseitigem Aussprechen kam es erst viel später. Schillers scheinen am meisten dabei gewirkt zu haben. 1796, als Frau von Stein morgens einmal unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause saß, kam Goethe mit seinem Sohnchen an der Hand zu ihr durch den Park den alten Weg herüber, und als er endlich gegangen war, schreibt sie nieder, wie es nur möglich gewesen sei, daß sie ihn so lange verkannt habe. Als Frau Charlotte im selben Jahre bei Schillers zweitem Sohne Pate stand, wunderte sie sich, nicht Goethe neben sich zu finden, der seinerseits dann durch Schiller Grüße an sie senden läßt. Von Jahr zu Jahr kehrt das Verhältnis mehr in die alten Formen zurück, und es darf uns nicht wundern, im neuen Jahrhundert Goethe in freundlicher Korrespondenz mit seiner alten Freundin zu finden. Ein mildes Vertrauen hatte wieder zwischen ihnen Platz gegriffen.

In diesem Sinne war also kein Ausgleich mehr nötig. Auch sollte mit dem Roman in keiner Weise eine Entschuldigung seines Bruches oder eine Verklärung der ehemaligen Geliebten vorgenommen werden. Ich sage dies ausdrücklich, weil es trotzdem so scheinen konnte. Es wäre nicht un-

natürlich gewesen, wenn Goethe das Problem sich gestellt hatte, zu verkörpern, was etwa geworden sein wurde, wenn er Frau von Stein nach dem Tode ihres Mannes geheiratet hätte. Der Roman scheint sogar so zu beginnen. Ein Witwer, aber noch junger Mann, beredet eine ihm an Jahren gleichstehende, gleichfalls verwitwete Freundin, für die er vor Zeiten vergeblich geglüht, auf Rechnung jener alten Liebe hin nachtraglich seine Hand anzunehmen. Die Heirat kommt zustande. Ein junges Mädchen, Ottilie, wird in dieses Hauswesen eingeführt. Zwischen ihr und Eduard, dies der Name des Mannes, entzündet sich eine Leidenschaft, an der Eduard, Charlotte, die Frau, und Ottilie, alle drei, zugrunde gehen. Nichts natürlicher scheinbar als die Annahme, Goethe habe als Phantasiebild ausführen wollen, was menschlicher Voraussicht nach ja hätte eintreten müssen, falls Frau von Stein spät noch seine Frau geworden wäre. Der Zweck des Romanes wäre dann gewesen, zu zeigen, wie wohl er daran getan habe, wenn auch in noch so harter Art, dem Verhältnis zu rechter Zeit ein Ende zu machen.

Fast mochte ich glauben, Goethe habe diesen Anschein absichtlich gesucht und deshalb auch Eduards Gattin in so auffallender Weise Frau von Steins Vornamen verliehen. Er wünschte vielleicht die Kritik auf falsche Wege abzulenken. Weimar war ein zu gefährlicher Boden; es sollte kein Klatsch entstehen. Goethe durfte, sobald ihm geglückt war, die Spurkraft der Gesellschaft falsch zu leiten, nun sein Verhältnis zu Frau von Stein, zum zweiten Male gleichsam, in demselben Roman in voller Prägnanz auffassen. Goethe (der wegen des als unmoralisch angefochtenen Inhalts der Erzählung in der Folge öfter Anfragen über das, was der eigentliche Inhalt der Dichtung sei, zu beantworten hatte) spricht einmal einfach aus: das, was der Roman wolle, sei ja so deutlich: er bilde nur eine Illustration des Wortes Christi „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu beghehren,

der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr“ Das konnte sich nicht auf sein späteres Verhältnis zu Frau von Stein beziehen, als er sie verließ, sondern auf sein anfängliches, als er ihrer noch begehrte!

Fassen wir in drei Worten noch einmal den Inhalt seiner „Zehn Jahre“ neben Frau von Stein zusammen Ein junger Mann ist zu einer verheirateten Frau in eine Verbindung getreten, die man eine geistige Ehe nennen konnte und aus der, wäre der Mann nicht dagewesen, sicherlich eine volle Ehe hervorgegangen wäre Schon diese geistige Ehe aber verstoßt gegen die Moral der menschlichen Gesellschaft, welche in den zehn Geboten und in höchster Konsequenz in jenen Worten Christi (Matth 5, 28) enthalten ist

Goethe stellt demgemäß ein Ehepaar hin, das beiderseits die erste Blüte der Leidenschaft einander nicht mehr darbringen konnte, wenn es auch aus Liebe sich heiratet Ein Paar also, das, wie Herr von Stein und seine Frau, halb aus äußerlichen Ursachen zusammengekommen war Diesen Eheleuten nun läßt er durch Ottilie das widerfahren, was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war

In Charlottens und Eduards Ehe tritt Ottilie ein, wie Goethe einst in Frau von Steins Haus eingetreten war Goethe hatte nicht sofort, sondern langsam, wie ein moralischer Polyp, sich in der Steinschen Familie festgesogen Im Jahre 1780, vier Jahre nachdem diese Freundschaft begonnen, schreibt er Lavater über Frau von Stein „Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach beerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind“ Goethe war Frau von Steins Sohn, Bruder und Brautigam geworden All das mußte im Romane nun zur Schuld eines armen Geschöpfes werden, dem Goethe diese Last aufburdete Ottiliens Schuld ist das Hineinwachsen in jene Stellungen zu Eduard, in welche Goethe zu

Frau von Stein getreten war. Bei aller Unschuld Ottiliens — wie Goethe unschuldig einst sich zu Frau von Stein hingezogen gefühlt hatte — wurde sie dennoch schuldig von dem Augenblick an, wo sie dem Gedanken Raum gab, Eduard könne durch eine Scheidung von Charlotten frei und sie Eduards Frau werden. Wie Goethe durch das geistige Element, welches er in die Familie Stein hineingetragen hatte, so großes Übergewicht gewann, daß eine Trennung von ihm undenkbar wurde, so laßt er Ottilie durch ihr geistiges Übergewicht zwischen Eduard und Charlotte eine unantastbare Stellung erlangen. Dieses Mädchen ist mit einem natürlichen Verstandnis alles Menschlichen ausgerüstet, demgegenüber man sich machtlos fühlt. Wer verdankt Eduard seine Leidenschaft, wer Charlotte, daß sie um Ottiliens willen in eine Scheidung willigen will? Wer hatte einst Frau von Stein verdacht, sich einen Geist wie den Goethes in freier Abhängigkeit zu halten? Goethe hätte gehen müssen. Ottilie allein trägt unschuldig die Schuld an allem Unheil und muß dafür büßen.

Nicht weil er in Herrn von Steins Rechte eingreifen wollte, war Goethe einst schuldig gewesen, sondern weil er gegen ein göttliches Gebot verstoßen hatte, das er nun als einen Teil der natürlichen Weltordnung auffaßte, deren Gesetze unbeachtet zu lassen Verderben bringen mußte. In ihrem Verhältnisse zu Charlotte war Ottilie kaum schuldig zu nennen, Charlotte selbst wollte ja zurücktreten, um Eduards Ehe mit Ottilie zu ermöglichen. schuldig war Ottilie nur, weil sie den Gedanken, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Mannes zu verdrängen, in sich aufkommen ließ. Und darin erkannte Goethe nachtraglich seine Schuld: daß er in einer Stellung jahrelang verharrte, welche eine Sünde gegen die geheiligten Ordnungen war, auf deren Bewahrung die Menschheit gegründet war. Hier schon sehen wir den Einfluß der neuen Weltanschauung Goethes, der, das Allgemeine im Auge haltend, seinen besonderen Fall jetzt unter

dem Gesichtspunkt des großen sittlichen Weltverkehrs beurteilt und verurteilt.

Davon war bei Werther keine Rede gewesen, daß dieser in seiner Liebe zu Lotten nicht nur Alberts Rechte, sondern zugleich die Grundgesetze des menschlichen Daseins beschädigte. Der Liebe Ottiliens zu Eduard stellt sich zuletzt gleichsam die Natur selbst entgegen, welche für die Heilhaltung ihrer Ordnungen eintritt. Die geistige Ehe Ottiliens und Eduards neben dessen realer Ehe mit Charlotte war nichts als feinere Bigamie, gegen welche die Mächte der Vorsehung sich emporen mußten. Eine solche geistige Ehe hatte, wie wir gesehen haben, zwischen Goethe und Frau von Stein bestanden. In dem, was ihnen beiden einst der erlaubteste, unschuldigste Ersatz für alles Versagte erschien, sah Goethe jetzt das Unerlaubte, Schuldige, Bestrafungswürdige.

Ziehen wir die Gesamtheit aller in den „Wahlverwandtschaften“ auftretenden Personen in Betracht, so sehen wir, nach welchem festen Prinzip die Komposition diesmal aufgeführt worden ist. So pflegte Goethe früher nicht zu arbeiten. Jetzt scheint er Schillers Methode sich angeeignet zu haben. Jede Handlung ist vorausbedacht, die Effekte steigern sich in bewußt geschaffener Stärke bis zum Abschlusse. Es ist eine in Form einer Erzählung sich aufbauende Tragödie. Nichts mehr von dem früheren fragmentarischen Drauflosschreiben.

Die Überlegung, mit welcher der Roman mehr auf den Totaleffekt geschrieben worden ist, verleugnet sich auch im Stil nicht. Goethe hat nicht wie früher bis auf jedes Wort eine unruhvolle, immer neu ansetzende Feile angewandt, welche er endlich aus Ermüdung neben sich legte, sondern er hat der stilistischen Arbeit ihr bestimmtes Quantum Zeit gegönnt und sie dann als genügend nicht weitergetrieben. Daher kommt es, daß einige Stellen mit offener Nachlässigkeit obenhin behandelt sind, andere die Absicht, ver-



Goethe
1817

mittelst stilistischer Behandlung bestimmte Effekte erreichen zu wollen, offen zur Schau tragen. So die in absichtlich kurzen Sätzen gehaltene Erzählung von dem Tode des Kindes durch Ottiliens Schuld. Der Leser soll durch die atemlose Satzfolge erregt werden. So endlich das äußerliche Mittel, Ottiliens geistigen Reichtum dadurch als sehr bedeutend erscheinen zu lassen, daß ihr unter dem Titel „Tagebuch“ eine Fülle der feinsten Lebenserfahrungen in einzelnen Aperçus untergeschoben wird. Diese Beobachtungen sind die einer älteren geistreichen Person und konnten niemals der Seele eines jungen Mädchens wie Ottilie entsprungen sein.

Aber in etwas anderem noch sehen wir Goethes neue Weltanschauung bei diesem Roman durchbrechen. Er sucht die „Notwendigkeit“ des sich Ereignenden dadurch zu erklären, daß er jeder Figur gleichsam einen doppelten Wert verleiht. Er läßt jeden Mitspieler einmal als naturhistorisches, willenloses Stück Schöpfung agieren, wie einen Würfel, von höheren dämonischen Mächten auf den Tisch geworfen, der selber nicht mit zu entscheiden hat, wieviel Augen fallen, und auf der andern Seite läßt er dieselbe Gestalt als freien, verantwortlichen Menschen handeln, der jeden Gedanken seiner Seele zu verantworten hat. Dadurch entsteht im Leser derselbe wunderbare Zwiespalt, mit dem man aus der Ferne geschichtliche Ereignisse zu beurteilen pflegt, deren Unabwendbarkeit man erkennt und bei denen man trotzdem niemandem die Last eigener Verantwortlichkeit abnehmen kann.

Um dieses fatalistische Element anzudeuten, hat Goethe das zu so viel Mißverständnissen Anlaß gebende Beispiel aus der Chemie gewählt, nach dem er den Roman genannt hat. Er stellt die Menschen als Elemente hin, welche sich abstoßen und verbinden, ohne daß etwas, was irgendwie Willen genannt werden könnte, dabei in Frage käme. Um ihn hier zu begreifen, muß man allerdings in seinen Wer-

ken bewandert sein. Diese Anschauung war bei ihm bereits durch die Art angebahnt worden, in welcher Spinoza die menschlichen Dinge behandelt. Den Vergleich gesellschaftlicher Verbindungen mit chemischen finden wir schon im Briefwechsel mit Schiller, als einfachen Vergleich, bei dem an nichts Besonderes gedacht wird. In der Einleitung zu den „Wahlverwandtschaften“ erst gewinnt dieses Bild das den Leser beleidigende fatalistische Ansehen, welches Goethe gar nicht hineinlegen wollte. Denn der Roman selbst ist ein Beweis des Gegenteils. Er sollte zeigen, wie all dieser chemische Zwang von der Verantwortlichkeit für das nicht entbindet, in das die dämonischen Mächte den Menschen hineinstoßen. Goethe wollte sagen, was auch durch fremde und eigne Verschuldung hier entstehe, wie sehr auch unerkannte schicksalsbildende Mächte über allen Sterblichen walten, daß aus ihrer Macht zu enttrinnen dem Menschen dennoch zuletzt gegeben sei. Dies aber vermochte das Publikum nicht herauszufinden. Goethe behielt den Anschein, als sehe er die sittlichen Handlungen als unfrei, ja als Ausflüsse einer dem Stoff anklebenden unerklärbaren, bewegenden Kraft an, welche die Bewegungen der menschlichen Seele hervorbringe, so daß diese als der Spielball finsterer Dämonen erscheint, deren Absichten, selbst wenn wir sie kennen, wir niemals abändern konnten.

Dürfen wir für die Entstehung der „Wahlverwandtschaften“ nach Maßgabe der übrigen Werke Goethes urteilen, so liegt die Anlage viel weiter zurück als der Beginn der Arbeit. Goethe verrät gelegentlich, daß es zuerst nur auf eine kurze Erzählung abgesehen war. Auch hat der Roman der Form nach diesen Charakter behalten: er ist auf die einzige große Entwicklung angelegt, und man erkennt an vielen Stellen Einschüßel und absichtliche Dehnungen. Offenbar unterblieb die schließliche Ausführung so lange, weil Goethe, nachdem er das Ganze zu innerer Selbstan-

digkeit gebracht und von den persönlichen Trägern der Erfindung abgelöst hatte, neuer Erlebnisse für die neuentretenden Träger der Ereignisse bedurfte, die in seiner Phantasie sich entwickelten. Immer war ja dies der Verlauf bei Goethes Dichtungen gewesen. Seine Fabeln, auch wenn sie aus den persönlichsten Erfahrungen entstanden, sind ja niemals bloß verhüllte Wiederholungen des Erlebnisses, sondern gestalteten sich, je mehr ihr Wachstum sich ausbreitete und abrundete, zu neuen Schöpfungen, deren letzte Vollendung eben darin besteht, daß der Charakter des Erlebten, auf dem zuerst alles beruhte, zuletzt vernichtet wurde.

Um Ottiliens Gestalt zu gewinnen, bedurfte es für Goethe eines neuen Erlebnisses; nach diesem erst war es möglich, den Roman abzuschließen. Wir wissen, wie er dazu gelangte. In derselben Weise, wie, was Goethes Herz anlangt, um Frau von Stein gekämpft wird, ist auch um das junge Mädchen, das für Ottiliens Urbild gilt, der Kampf entbrannt. Es soll mit beweisenden Gründen festgestellt werden, wie weit Goethes Gefühle sich erstreckten, ob er Ottiliens Urbild geliebt oder sich ihr gegenüber nur in den Grenzen leidenschaftlichen, aber väterlichen Wohlwollens gehalten habe. Auch hierüber haben wir eine kleine Literatur. Es handelt sich diesmal nicht darum, der schonen, guten, lebenswürdigen Minna Herzlieb etwas anzuhängen, sondern eher, ihr zu der gebührenden Ehre zu verhelfen, Goethe wirklich eine Leidenschaft eingefloßt zu haben, auch einige Sonette als an sie gerichtet anzuerkennen, welche Bettina, die Tochter jener Maxe Laroche, welche Brentano geheiratet hatte, als an sie gerichtet für sich allein in Anspruch nahm.

Was diese Sonette anlangt, so hat, wie festgestellt ist, Goethe nach verschiedenen Seiten eigenhandige Abschriften verschenkt und dadurch bei Bettina den Glauben erregt,

sich als die einzige geistige Inhaberin ansehen zu dürfen Der Inhalt ist wenig leidenschaftlicher Natur, wie man heute sagen würde mehr akademisch

Was dagegen Minna Herzlieb anlangt, so brauchen wir weder die vielfach zu deutenden Äußerungen Goethes unter die Presse zu legen, noch Minnas ausdrückliche Angaben es sei niemals zwischen ihr und Goethe von Liebe die Rede gewesen, auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit hin mit Sauren zu behandeln Ottiliens Gestalt in den „Wahlverwandtschaften“ zeigt, daß sie keine Konzeption der Leidenschaft gewesen sei Goethe schildert ihre und Eduards wachsende Neigung mit den lebendigsten Farben und weiß mit Meisterschaft den Leser auf die höchste Stufe der Teilnahme zu führen, allein er steht dabei als ruhig erzählender epischer Dichter, welcher nicht sein Herz im Sturme erleichtern, sondern einen tragischen Vorgang gesetzmäßig erzählen will, über den Gestalten Er entwickelt Ottiliens Charakter, wie ein Vater den seiner geliebten Tochter entwickeln wurde Und wenn Goethe später gelegentlich einmal die Wendung gebraucht (und zwar ohne Not und bei ganz gleichgültiger Gelegenheit), „er habe das Mädchen mehr geliebt, als er sollte“, so ist dies eine Wendung, die in keiner Weise den Stempel eines „Geständnisses“ trägt Ottilie ist ein Erzeugnis der künstlerischen Reflexion eines Dichters, welcher, als er diesen Roman schrieb, alles vermochte, nur das eine nicht in eine bloß epische Erzählung mit Leidenschaft seine Gefühle hinzuwühlen, wie er früher getan Der Ausdruck, er habe das Mädchen mehr geliebt, als er sollte, ist aus der seinem Alter eigenen, zuweilen geheimnistumelnden Weise zu erklären, Es sollte damit ein höchster Grad des behaglichen Wohlwollens angedeutet werden, mit dem Goethe sich oft nun an junge Mädchen und Frauen anschloß Wir wissen jetzt, wie in die um Suleika spielenden Liebeslieder das leidenschaftliche Element erst hinterher hineingemischt wurde

Goethes Roman machte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen und erregte neben ruckhaltsloser Bewunderung den scharfsten Widerspruch. Cotta betrachtete ihn als „Schatz der höchsten Lebensweisheit“. Die jüngere Generation sah in Ottilie ihr Ideal. Ein einsam in der Welt stehendes unschuldiges Mädchen, das so recht offenbar von den himmlischen Mächten ins Leben hineingerissen war, um schuldig zu werden, — die Verbindung schüchterner Bescheidenheit mit umfassender Weltkenntnis, demüthiger Untertanigkeit mit eiserner Willenskraft, erschien als die Vereinigung der edelsten Eigenschaften. Die ältere Generation dagegen sah mit Erstaunen und Unmut, welche bedenklich irdischen Geheimnisse an manchen Stellen des Romans mit beinahe antiker Scheulosigkeit besprochen und erzählt werden.

Die Intimen endlich suchten herauszubekommen, wer zu den verschiedenen Gestalten Porträt gegessen haben könne. Ich brauche bei diesen Versuchen nur an das zu erinnern, was wir über die Genesis anderer Goethescher Figuren wissen, um auf die Hoffnungslosigkeit der Muhe derer hinzuweisen, welche ganz sichere Daten hier herzustellen versuchen. Obgleich Minna Herzlieb so gewiß Ottilie ist, als Lotte Buff Werthers Lotte war, so schützt dieses Zugeständnis Minna Herzlieb durchaus nicht vor weiteren Teilnehmerinnen an Ottiliens Ursprung. Es gab „mehrere Ottilien“, wie es einst „mehrere Lotten“ gegeben hatte. Es hilft Minna nichts, daß sie allein hier zufällig bekannt ist: denn ein Zufall kann alle Tage enthüllen, mit wem sie etwa ihren Ruhm zu teilen hätte. Bei Charlotten dürfen wir doch nur von weitem an Frau von Stein denken. Bei Luciane riet der Jacobische Kreis auf Bettina; Mittler, der Freund, der überall die Wahrheit sagt, guten Rat gibt und damit nur Unheil anrichtet, konnte Knebel sein. Diesen Ähnlichkeiten nachzugehen, hat aber nur für diejenigen wahres Interesse, welchen das gesamte literarische Material

bekannt ist und die mit Sicherheit von sich sagen dürfen, daß nichts ihrer Aufmerksamkeit entgangen sei. Ohne solche Kenntnis handelt es sich um ein leeres Vermuten, bei dem nicht einmal eine Befriedigung oberflächlicher Neugier erreicht wird.

Es ist bereits gesagt worden, wie sehr auch die Gestalten der „Wahlverwandtschaften“ darin denen der „Naturlichen Tochter“ gleichen, daß sie sichtlichen Mangel an Individualität haben. Sie sind nicht, was man im gemeinen Sinne interessant nennt. Sie haben das Allgemeine der Figuren der griechischen Tragödie. Es sind Typen. Es fehlt ihnen die scheinbar intimere Wahrheit, mit welcher die Figuren im „Werther“ oder in den Anfängen des „Wilhelm Meister“ uns anmuten. Goethe hat sogar die Landschaft in allgemeinen Linien dargestellt. Während man im „Werther“ jeden Baum zu kennen glaubt, von dem er spricht, und sich von Garbenheim angeheimelt fühlt, gewinnen wir nirgends eine rechte Anschauung des Parkes, von dessen Anlage in den „Wahlverwandtschaften“ soviel die Rede ist. Es sind die Beschreibungen eines Ingenieurs. Der Teich, in dem das Kind ertrinkt, steht uns nie landschaftlich deutlich vor Augen, während die unzähligen Blicke ins Freie, welche Goethes Briefe erfüllen, uns mit wenig Worten ein so volles Gefühl der Natur geben. Diesmal haben die Naturbeschreibungen etwas Kulissenartiges: sie bilden kein organisches Ganzes mit den Gestalten zusammen, sondern dienen nur als Hintergrund.

Die „Wahlverwandtschaften“ sind, wie dargetan worden ist, eine in das Gewand einer Erzählung gehüllte Tragödie, in der die ethischen Motive vorwalten sollten. Dachten wir, Goethe hatte die dramatische Form für sie gewählt, so wurden die Figuren vollends etwas Unpersonliches empfangen haben, gleich denen der „Naturlichen Tochter“. Auch dies mag denn mit der Grund gewesen sein, daß man das Walten chemischer Verwandtschaften hier für mehr

gehalten hat, als es sein sollte. Das starke Hervortreten des Reimenschlichen in dem Roman wirkte zu schwer und brachte falsche Auffassungen mit sich. Und schließlich mag es jedem Leser etwa wie jener jungen Frau gegangen sein, welche, wie sie Goethe erzählte, das Buch, das ihr zuerst unverständlich war, plötzlich verstanden hatte, ohne es doch zum zweiten Male gelesen zu haben. Es gehörten bestimmte Erfahrungen dazu, um ihr die Dinge später begreiflich werden zu lassen. Nicht jeder macht solche Erfahrungen. Der Hauptgrund jedoch, warum „Die Wahlverwandtschaften“ einen so verwirrenden Eindruck machten, muß aus dem allgemeinen Umschwung der Dinge in Deutschland und Europa entwickelt werden, wie ihm Goethe als Dichter und Mensch im Jahre 1810 gegenüberstand, als der Roman herauskam. Sein Werk gelangte, ohne daß Goethe sich dessen recht bewußt gewesen zu sein scheint, an eine ganz andre Adresse, als an die es gerichtet war. Goethe schrieb seinen Roman in Gedanken an ein Publikum, das schon nicht mehr da war. Herder und Schiller waren tot, Knebel und Wieland alte Männer, und Frau von Stein zahlte nun auch beinahe siebzig. Diejenigen, für die diese Apologie längst verbrauchter Ereignisse gedichtet war, gehörten nicht mehr zu den Lesern neuer Werke. Die Herzogin, welcher Goethe den Roman vorgelesen und deren Beifall ihn fortzufahren ermuntert hatte, war nur noch eine der wenigen übriggebliebenen Repräsentantinnen einer vergangenen Zeit, in die Goethe als Dichter sich zurückversetzt hatte.

Nun kam das Buch heraus, frisch, als neueste Neuigkeit, und wurde von einer jugendlichen Generation ergriffen, die sich darin wiederzufinden hoffte und sich entweder nicht fand oder, indem sie sich an dem Werke begeisterte, Dinge darin entdeckte, die zum Teil nicht beabsichtigt waren. Und so konnte das Urteil des Tages nur das seltsame Echo einer Stimme geben, die Goethe in ein ganz

andres Gefilde hineingerufen hatte, als das war, welches in der Tat den Ton aufnahm und zurückwarf

Aber auch das genugte nicht, um den wunderbarlich verschobenen Standpunkt zu kennzeichnen, auf dem „Die Wahlverwandtschaften“ sich der Welt zuerst sichtbar machten. Nicht lange vor ihnen war ein anderes Werk erschienen, dessen Reflex das Urteil verwirren mußte. Der vollendete erste Teil des „Faust“.

Was sich mit der Französischen Revolution und dem Umsturz des Römisch-Deutschen Kaisertumes ereignete, war ein so grenzenloser Umsturz des Bestehenden, wie er niemals vorher erlebt worden war und wie er auch nachher nicht wieder erlebt werden konnte, da es sich bei allen späteren Revolutionen nur um die fortgesetzte Bewegung von Elementen handelte, welche sich zeitweise wohl zu scheinbarer, aber doch nur oberflächlicher Festigkeit wieder ineinandergeschoben hatten, wie sich beim Eisgang in größeren Strömen die Schollen zuweilen wieder stauen und aufs neue fest werden. Jeder weiß, daß das nur auf kurze Zeit sein kann und daß heiße Tage die Dinge bald wieder in Fluß kommen lassen. Bei der ersten Französischen Revolution aber handelte es sich um das plötzliche Bersten einer festen Bahn, auf der seit tausend Jahren Schlittschuh gelaufen war: nun zeigte sich, daß die Gewässer in der Tiefe die lang vergessene Macht noch besaßen, sich zu heben. Man glaubte nicht daran, weil man es nicht begriff. Die tausend Risse, die sich zeigten, hatten die durcheinandergleitende bunte Gesellschaft nicht gewarnt: man tanzte und lachte weiter, und die Musik ließ die gewohnten alten Melodien hören. Da eines Tages tut der Abgrund sich auf, die Wellen strömen über und empor, und ein unerhörter Untergang beginnt: ein Untergang von Menschen, Vermögen und Meinungen.

Nur daß der Einbruch dennoch langsamer erfolgte, als man heute denken mochte

In Deutschland kam die große Flut viel später als in Frankreich. Zu uns floß sie erst herüber, als nach der Schlacht von Jena sich die eigentliche Masse des inneren Deutschlands aus einer, sagen wir, österreichischen in eine französische Provinz verwandelt hatte. Wir bedenken heute zu wenig, daß Napoleon 1806 nicht Deutschland, sondern nur das trotz Friedrichs des Großen Eroberungen noch ziemlich außerhalb Deutschlands liegende Preußen besiegte. Deutschland, wozu auch Thüringen gehörte, hatte der fremden Kraft keine eigne entgegenzusetzen gehabt, es war nur der dienende Tisch, auf dem fremde Hände Würfel spielten. Der französische Feldzug gegen Preußen war für Deutschland wie der Ausbruch eines rasch weiterziehenden Gewitters. Die Armeen kamen plötzlich von Westen und Osten her, platzten aufeinander und wälzten sich als Sieger und Besiegte rasch nach Osten weiter. War es, mit heutigem Maßstabe gemessen, vorher politisch still gewesen in Deutschland, so regte sich auch nachher nichts. Das geplünderte Weimar richtete sich ruhig wieder auf wie ein verhagelter Garten am nächsten Morgen, wenn die Sonne den Schaden wieder auszugleichen beginnt. Man sah die Franzosen nicht als Feinde an. Sie waren die Vorkämpfer der Freiheit unter einem jugendlichen Helden, der die Revolution im eigenen Lande niedergeworfen hatte. Der Druck der französischen Tyrannei mußte sich von da an erst dichter und dichter über Deutschland legen, um im Herzen des Volkes das Gefühl dessen zum Erwachen zu bringen, was in Preußen vernichtet sei; daß man sich anschließen müsse an Preußen, daß man eins mit ihm sei, daß man sich zu neuem politischen Dasein umgestalten müsse. Bei verhältnismäßig friedlichen Zuständen begann diese Überzeugung langsam jetzt aufzuwachsen, und wieder bedurfte es einer Reihe von Jahren, sie zu zeitigen. In diesen Jahren

war es, wo die neue Dichterschule aufkam, der man ohne rechten Grund mit jener älteren Jenenser literarischen Gesellschaft den gemeinsamen Namen der „Romantiker“ gegeben hat, deren innere vaterländische Richtung aber etwas ganz Neues war. Während der Zeiten der französischen Übermacht gestaltete diese Schule die deutschen Universitäten um und gab den Wissenschaften neue Konstitutionen.

Wenn dieser neuen Bewegung gegenüber ein Mann wie Goethe sich zurückzog, war das natürlich. Mit der Blüte Jenas und Weimars war es nun auch im bisherigen ausschließlichen Sinne vorüber. Jena hatte Erfurt einst ausgestochen, Halle trat jetzt neben Jena in den Vordergrund. Bald wurde sodann Berlin zur Universität erhoben. Die älteren Romantiker, die Schlegel und Tieck, durften vor der Schlacht von Jena noch als Anhangsel und Ausflüsse des weimarischen geistigen Lebens gelten, die in den neuen Zeitläuften emporkommenden Jüngeren aber sproßten überall auf deutschem Boden auf, fanden, ebensogut wie in Jena, in München und Heidelberg, ihre Zentren, betrachteten Goethe bereits mit bloß historischer Bewunderung und hatten statt ruhiger ästhetischer Ziele, deren Verfolg auf die Antike leitete, politische leidenschaftliche Hintergedanken, deren ideales Gebiet die eigne vaterländische Poesie und Geschichte waren, an denen ihnen mehr lag als an den Schätzen des griechischen Altertums. Nichts natürlicher doch, als daß da auch Goethe sich mehr auf sich zurückzog.

Goethe konnte schon deshalb mit dieser Jugend nicht zusammengehen, weil ihm dasjenige fehlte, worauf die neue Generation gegründet war: der Haß gegen Frankreich. So wenig vermochte er dieses Gefühl seinem Herzen einzupflanzen, daß es ihm selbst in den Tagen nicht gelang, wo der deutsche Freiheitskrieg endlich zum Ausbruch kam. Man hat es ihm scharf vorgeworfen. Suchen wir festzustellen, wie dieser in späterer Zeit erst aufgekommene Tadel überhaupt entstehen konnte.

Es ist bereits genug von Goethes allgemeiner Weltanschauung gesagt worden, um ohne weiteres verstehen zu lassen, warum Goethe die Ereignisse, die er jetzt, zwischen seinem sechzigsten und siebzigsten Jahre, erleben sollte, mit derselben philosophischen Ruhe sich gefallen ließ, mit der er alles von nun an behandelte. Diese leidenschaftslose Aufnahme des Geschehenden — hatte er auch überwinden wollen, was der Erfüllung der Aufgabe sonst entgegenstand — wäre allein schon genügend gewesen, ihm nach Schillers Tode die Fortführung des „Demetrius“ unmöglich zu machen. Goethe war kein handelnder Politiker. Schiller war die Lehre vom souveränen Volk so völlig ins Blut gemischt worden, daß er bei seinen Dichtungen unwillkürlich davon ausgeht. Maria Stuart ist die von der legitimen Elisabeth gemordete, nicht minder legitime Rebellin. Die Jungfrau von Orleans ist das in Gestalt eines Schafermädchens unbesiegbare niedere Volk, dessen Kraft erlischt, sobald in seine reine Leidenschaft egoistische Motive hineinspielen. Wallenstein ist der Genius einer Armee, deren edelste Anstrengungen in nichts verfliegen, weil sie einem elenden Kaiser dient, dessen Anhänger und Willensvollstrecker als nackte Egoisten dastehen. Überall stellt Schiller großartig angelegte Naturkräfte im Kampfe gegen politische Verhältnisse dar, die sich wie Schlangen um ihre Füße winden. Goethe besaß nichts von dieser Auflehnung gegen das historisch Gegebene. Sogar beim „Gotz von Berlichingen“ war die politische Begeisterung nur eine gelehrte, ästhetische gewesen. Goethes eigentliches Glaubensbekenntnis ist im „Egmont“ enthalten. Wie da Klarchen verzweifelt durch die Straßen irrt und die Bürger teilnahmslos sie anstarren, so sah er als Historiker das Volk an. Wie Goethe als praktischer Staatsmann in seinem engen Kreise die unteren Klassen bemitleidete und ihr damals jammervolles Los zu verbessern trachtete, darüber haben wir Zeugnisse genug, die sich aus den weimarischen

Archiven wahrscheinlich in großartigem Maßstabe vermehren lassen konnten Dieses Volk aber interessiert ihn nur als moralisches Objekt, er kummert sich um die Einzelnen universell reorganisierende Ideen, wie sie die Französische Revolution aufbrachte, hegte Goethe damals nicht Das Politische im heutigen Sinne existierte nicht für ihn.

Wie genau sieht er sich in Italien alles an die schauerhaften politischen Zustände aber sind für seine Blicke kaum vorhanden, denen doch keine Regung des Volkslebens sonst entging Er nimmt sie wie Klima usw. als ein Gegebenes Bei der Betrachtung der Mißwirtschaft im Kirchenstaate scheint ihm der Gedanke niemals zu kommen, daß diese Bevölkerungen eines Tages über ihre Erniedrigung Scham empfinden und sich aus eigener Kraft aufraffen könnten

Freilich sehen wir, daß der Herzog auch in politischen Dingen Goethes Urteil verlangte, daß Goethe bei den wichtigen Verhandlungen, welche die Bildung des deutschen Fürstenbundes bezweckten, die Protokolle geführt hat, wir haben einen ausführlichen Brief von ihm an den Herzog, worin er seine Ansichten über die deutschen Verhältnisse, unter Kaiser Joseph noch, darlegt. Allein was will dies sagen? Für deutsche, französische, italienische politische Zustände im heutigen Sinne des Fortschrittes scheint Goethe keine Augen zu haben Die politische Bewegung war damals nur auf das allgemein Menschliche gerichtet, spielte international innerhalb der gebildeten Kreise und hatte nichts zu tun mit den Regierungen.

Hier erinnere ich an den früher dargelegten Unterschied zwischen der definitiv für uns abgeschlossenen europäischen Geschichte, welche die Roms war, und der seit 1850 beginnenden, die fünf Weltteile umfassenden Weltgeschichte, welche die germanische ist Goethe ahnte diese letztere nur, während er in jener voll drinsteckte Denn in ihren Anschauungen war er erzogen worden.

Die römische Geschichte hat eine Vertretung des Volkes im germanischen Sinne niemals hervorgebracht. Sie kennt, in aristokratischer Auffassung, Stände mit Repräsentanten, denen die Vertretung ihrer Rechte aufgetragen ist; allein diese Vertreter sind in keiner Weise die des gesamten Volkes. Das Volk im ganzen hat nur einen Vertreter: den Kaiser, der die rechtloseren von seinen Untertanen gegen die berechtigteren in Schutz nimmt, der Gedanke einer einheitlichen Nation und einer Anzahl Leute aus ihr hervorgehend, die neben dem Kaiser stehend die Schicksale des Landes im Auge halten, so daß ohne ihr Ja und Nein überhaupt kein legaler Akt möglich wird, war Goethe so unfassbar, als er es den Franzosen, bei denen in der Revolution diese Lehre zum ersten Male angewandt werden sollte, anfangs selber gewesen ist. Man begeisterte sich in Frankreich an Formeln, deren Tragweite man nicht verstand. Dem Volke, gewöhnt an eine felsenschwer lastende Regierungsmaschine, begann schwindlig zu werden, als diese plötzlich nicht mehr da war. Eine unerhörte Selbsterfleischung nahm ihren Anfang, bis Napoleon auf die roheste Weise den alten Zustand zum Teil wieder herstellte, indem er seine eiserne Faust als Beschwerung auf die in alle Winde zerflatternden Verhältnisse darauflegte.

Goethe hatte sich zwar zu Rousseau gehalten, von dem die Lehre der Nationalitätssouveränität ausgegangen war. Er hatte die wohlthätige Gärung eintreten sehen, welche durch diesen Gedanken in den stagnierenden Zuständen überall hervorgebracht worden war; niemals aber wäre ihm in den Sinn gekommen, dergleichen könne in Wahrheit zur Norm für Bestehendes gemacht werden. Und als er es in Frankreich erlebte, hätte er es nicht in Deutschland für möglich gehalten. Als Goethe an dem Feldzuge von 1793 teilnahm, ging er als Privatmann mit, der sich Ereignisse mitansieht, deren letzte Gründe seine eigne Teilnahme niemals bis in alle Tiefen herausfordern könnten. Die wie in patriotische

Krämpfe geratenen Franzosen waren ihm Gegenstand höchster Verwunderung. Kein Gedanke, dieses vom Tag zum Tage fortsturmende Volk könne einmal zu einem furchtbaren Angriff gegen das von Jahrhundert zu Jahrhundert sich langsam fortwalzende Deutschland aufstehen, mit seinem Fieber uns anstecken und Ursache revolutionärer Umgestaltungen sein. In Deutschland hatte Friedrich der Große Preußen als einen so gesund scheinenden Großstaat zur Garantie alles Bestehenden geschaffen, daß der Gedanke an Preußen allgemein beruhigend wirkte. Er hob dieses seine Stimme, so war alles wieder in Ordnung. Es gab damals bereits Kreise, die für einen preußischen Kaiser von Deutschland schwärmten. Man sah deshalb im Innern des Landes dem, was an den Grenzen geschah, in voller Gleichgültigkeit zu, und selbst, als die Franzosen in ihren Handeln mit den süddeutschen Staaten dicht an die nordlichen herankamen, regte dies niemand zur geringsten Ängstlichkeit auf. Man war überzeugt, die in Frankreich jetzt sich sammelnden Erfahrungen würden der ganzen Welt friedlich zugute kommen. Niemand sah in Frankreich ein feindliches Element, und selbst Knebel wünschte sich, Bonapartes Erfolge „besingen“ zu dürfen, dessen Taten wie ein von der Natur gestaltetes Heldenepos wirkten. Endlich ward Preußen denn doch genötigt, diesem Heros Widerstand zu leisten. Wir wissen, was geschah. Ein so überraschender Sturz der öffentlichen Meinung war niemals erlebt worden. Der eiserne Koloß hatte nicht nur auf tönernen Füßen gestanden, sondern war ganz und gar nur von Ton gewesen. Preußen war nicht geschlagen, es hörte auf. Mit Genugtuung boten Österreich und Sachsen die Hand dazu. Es waren noch keine fünfzig Jahre her, daß Friedrich der Große sie gedemütigt hatte. Preußen war so rettungslos vernichtet, daß die preußische Größe wie eine kleine Episode der deutschen Geschichte nun abgespielt zu haben schien.

Diese absolute Vernichtung aber wirkte beruhigend Napoleons Siegeszug im Jahre 1806 war kaum ein Krieg zu nennen Die Festungen ergaben sich ohne Belagerung Er zog in Berlin ein, und weiter, ohne Gegner zu finden Alles machte sich wie von selbst Deutschland zerfiel von jetzt an auf fast zehn Jahre in drei Halften die Staaten des mit Frankreich fast zusammengehörigen Rheinbundes das wahre Herz Deutschlands, das mit Frankreich verknüpfte, bald verschwagerte Österreich, und, fern im Nordosten, die niedergetretenen Lander Preußens, denen aussaugende Kontributionen am Leben zehrten Damals ist der Reichtum des preußischen Adels daraufgegangen

Dieser Zustand wurde dadurch zu einem noch seltsameren, daß, so sehr Napoleon allmählich auch verhaßt zu werden anfang, die Franzosen selber persönlich nicht gehaßt wurden Unsere guten Familien verdankten ihre solidere Bildung den Franzosen Deutsche Literatur war ein Emporkommling und noch ohne das feste Fundament der französischen Aber auch die Republik verehrte man Die neuen burgerlichen Freiheiten, welche ins Land kamen, hatten unendlichen eingewurzelten Mißbrauchen und Unertraglichkeiten im Sinne vernünftiger burgerlicher Freiheit ein Ende gemacht Die Wohltaten der französischen Siege wurden bei uns ebenso lebhaft empfunden als ihre Nachteile Das Emporkommen des deutschen burgerlichen Elementes wurde den Franzosen verdankt Eine Ara wirtschaftlichen Aufschwunges begann das westliche Deutschland, so hart es vom Kriege mitgenommen war, atmete auf unter bequemen Institutionen nach französischem Muster

Allmählich erst trat hier der Umschwung auf Noch überall, wohin Franzosen als Eroberer gekommen sind, ist beobachtet worden, wie bald sie aus lebenswürdigen Gesellschaftern zu übermutigen Despoten wurden Das in Frankreich als unerträglich empfundene Polizeiregiment, welches, mit falschen Berichten operierend, eine erlogene Stille

im Lande auf immer gewaltsamere Weise aufrechterhielt, wurde in Deutschland nun gar zum unertraglichen Drucke. Mehr und mehr fühlten wir, daß die systematische Niederhaltung Preußens eins sei mit dem Untergange des deutschen Volkes. Die Wut, mit der die preußischen Beamten, die adligen wie burgerlichen Familien, die unwürdige Rolle ertrugen, die sie zu spielen gezwungen waren, teilte sich dem übrigen Deutschland mit. Innerhalb der jüngeren und jungsten Generation erwachte das Gefühl der Auflehnung, welches als der Anfang der Erhebung im Jahre 1813 dasteht und als der Grund unserer heutigen Freiheit zu dem Ehrwürdigsten gehört, das wir kennen. Woher aber sollte Goethe, dem Staatsmanne der alten Schule, dem intimen Miterleber von so viel Schwachheit in den höchsten Kreisen, außerhalb Preußens das Vertrauen zu einer populären Regung kommen, deren Nachhaltigkeit zu würdigen er nicht imstande war?

Vor allen Dingen doch hatte, Goethes Gedanken nach, jede erfolgreiche Bewegung von den Regierungen ausgehen müssen. Goethe wußte zu gut, wie es mit diesen bestellt war. Keine seiner Erfahrungen konnte ihm den Begriff eines Volkes verleihen, welches aus eigener Kraft, undiszipliniert und nur auf ungewisse ideale Regungen vertrauend, in eine Bewegung eintrat, die doch ganz privater Natur war. In Frankreich hatte man den König guillotiniert und sich selbst an seine Stelle gesetzt. In Deutschland aber sollte, nicht im Widerspruche zu König und Regierung, sondern mit Umgehung aller bestehenden Gewalten, eine stille Erhebung vorbereitet werden, ohne Plan und Hilfsmittel, von der man erwartete, sie werde Deutschland Freiheit und Frieden und Größe bringen. Um sich an einer solchen Agitation zu beteiligen, bedurfte es entweder, daß man ein junger begeisterter, historisch fanatisierter, unerfahrener Lebensanfänger war, oder daß man als Preuße zu denen gehörte, welche von den bestehenden Verhältnissen mate-

riell und geistig so furchtbar gedruckt wurden, daß man *va banque* zu spielen immer noch für das Menschenwürdiger hielt. Dies die Gründe, warum Goethe, der niemals in Preußen gelebt hatte, dessen erste und zweite Heimat auf der damaligen Karte von Deutschland weitab von Preußen lagen, der die Ratlosigkeit des Hofes und die Erschöpfung des Landes kannte, der sich in Karlsbad erzählen lassen mußte, wie es in Berlin aussah, unsere Zustände als unheilbar betrachtete. Nur einen einzigen Krieg im Geiste der neuen germanischen Welt hatte man bis jetzt gesehen: den Abfall Amerikas von England. Hier aber erschien doch zweifelhaft, ob England ohne die Gegnerschaft Frankreichs zu gleicher Zeit und ohne die damals sehr weite Abgelegenheit Amerikas nachgegeben hätte. Der Gedanke einer „Erhebung Deutschlands“, eines „Aufstehens des Volkes“ war für Goethe nicht einmal ein Traum. Der bis zum letzten Moment übermächtig bestehenden Zentralgewalt Napoleons gegenüber mußte ein „einiges freies Deutschland in Waffen“ als eine Verrücktheit erscheinen. So dachte es vielen unserer besten Patrioten sogar dann noch, als nach dem nordischen Feldzug die Anzeichen vom Ende Napoleons eintraten und Yorck schon zu den Russen übergegangen war. Lesen wir, wie, als das Volk sich zu bewaffnen begann, Graf Geßler, der im Jahre 1813 dem Vater Theodor Korners trostend zur Seite stand, an Karoline von Wolzogen, eine glühende Patriotin, schreibt: „In meine Nation ist eine Exaltation gefahren, die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Don Quichotes für unsere Nationalehre zugrunde. Von oben herab ist es nicht gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die sie zusammensetzten, so homogen gestimmt werden konnten unter den ungünstigsten Umständen, begreife ich nicht. Indessen habe ich es gesehen, wie man ein Mirakel sieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen suchen muß.“ Goethe

konnte nicht anders denken. Es war nicht Mangel an Vaterlandsliebe, es war die Unmöglichkeit, sich mit vierundsechzig Jahren wieder in einen Jungling von zwanzig zu verwandeln. Dieser heimliche Zweifel war auch der Grund, weshalb Goethe, als in Weimar die Freiwilligen sich organisierten, seinen Sohn zurückhielt. Goethe konnte sogar bei einem Freiheitskrieg, den die Regierungen unternahmen, an keinen Erfolg dieser freiwilligen Elemente glauben, die, wie er Anno 1793 den Krieg selber kennengelernt hatte, im Felde nur zur Last fallen mußten.

Zu besprechen ist hier endlich Goethes Vorliebe für Napoleon.

Wir wissen, wie Napoleon in Erfurt Goethe kommen ließ und die berühmte Unterredung mit ihm hatte, deren Abschluß sein Ausspruch war „Voilà un homme“, eine Wendung, die sich übersetzen ließe: endlich einmal ein Mann, der mir in Deutschland gegenübersteht! Napoleon hatte Goethe durchschaut, aber auch Goethe wußte Napoleon zu würdigen.

Goethe lernte Napoleon in der Mitte seiner Marschälle kennen, mit denen er arbeitete. Niemals hatte er dergleichen für möglich gehalten. Liebenswürdige, gebildete junge Männer sah er, denen Kunst und Wissenschaft nicht fremd waren, deren ungeheure Energie sogar in sanften Formen sich geltend machen konnte, unabhängig von jeglichem Vorurteil, strotzend von Kraft, Ehrgeiz und Gesundheit, daran gewohnt Besieger zu sein, wo sie auftraten: was vermochte diesem unerhörten Element Widerstand zu leisten? Was schien selbst Friedrich der Große dagegen, der ein festes fugsames Volk unter sich hatte, während Napoleon, mit ungeschirrtem Rosse einhersprengend, sein zur Frechheit verwildertes Volk zugleich bezahmte, indem er fremde Völker überwand?

Als historisches Phänomen machte der Kaiser einen solchen Eindruck auf Goethe, daß keine Macht der Erde, soweit

ihm diese Mächte bekannt waren, genügend schien, gegen ihn aufzukommen. Wir wissen, wie allgemein dieser Glaube in Europa herrschte und wie wenig sogar der russische Feldzug ihn zu erschüttern vermochte. Der aus Moskau allein durch Deutschland nach Paris eilende Kaiser war, was die Furcht der Völker anlangt, auf dieser Flucht noch ebenso mächtig als beim Beginne des Feldzuges. Deshalb weder Goethe noch den andern, welche wie er rechneten, wollen wir Mangel an Patriotismus vorwerfen. Sie waren zu betäubt vom Erlebten, um es überschauen zu können.

Nun sei aber auch ausgesprochen, was ebenso wahr ist. So sehr Goethe praktisch die Zeit noch nicht für gekommen ansah, so sehr er zu den Staatsmännern gehörte, welche auch nach dem Unheil in Rußland an den Erfolg der deutschen Volksbewegung nicht glaubten, so sehr hat sein Herz doch stets, und besonders in jenen Zeiten, den Gedanken gehegt, was ein freies und einiges Deutschland sein konnte. Hierfür haben wir die Beweise. Natürlich mußte ein Mann wie Goethe zurückhaltend in seinen Äußerungen sein, aber man lese, was Dr. Kieser aus Jena, der in Weimar das Freiwilligenkorps organisierte, von seinen Unterredungen mit Goethe Luise Seidler damals erzählte. In welches Feuer Goethe geraten konnte, wenn er sein Herz wirklich eröffnete. Wir halten die damaligen Verhältnisse für flüssiger, als sie waren. Wir beurteilen alles von der Stimmung in Berlin aus. Wir bedenken nicht, wie zerstreut, nachrichtelos und mißtrauisch das übrige Deutschland nicht wußte, wohin es die Blicke wenden sollte. Wenn man nach oben hinblickte, hatte man schwankende Gestalten vor Augen, von denen niemals eine ermutigende Äußerung die Bevölkerung erreichte, nach unten dagegen ein von historischer unklarer Begeisterung angeregtes Volk, das sich seiner Ohnmacht bewußt war.

Diesen Zuständen entsprach auch die Art, wie Goethe in der Folge unsere Siege und Erfolge aufgenommen hat. Er

war überrascht und hat das niemals verheimlicht. Er hatte, als Mann der alten Schule, der den Fürstenbund scheitern sah, immer nur die auseinanderfallenden Fürsten vor Augen, welche die Völker repräsentierten, und sah die große Besiegung Frankreichs als eine historische Merkwürdigkeit an, die er nimmermehr erwartet hatte. Im Dezember 1813 schreibt er an Knebel, er habe die Deutschen nie einzig gesehen als im Hasse gegen Napoleon, er wolle nun sehen, was sie anfangen würden, wenn dieser über den Rhein gebannt worden sei. Es ist, als habe Goethe alle die Jammerlichkeiten des Wiener Kongresses voraus gewußt. Nun erst, als er den zukünftigen Gegenstoß der Völker berechnete, erwachte seine Überzeugung, daß eine neue Epoche eintreten werde. Jenes „Gefühl von der gänzlichen Wertlosigkeit der Gegenwart“ überkam ihn, das bis an sein Ende dauerte. Er sah ein, daß der Abschluß seines Lebens, nach allzu gewaltsamen politischen Kämpfen, in eine Epoche der Erschöpfung, Ruhe und leisen Vorbereitung für neue Stürme falle, in deren Voraussicht er nun wieder all seinen Zeitgenossen voraus war. Jetzt erwachte bei Goethe, da ihm offene liberale Opposition als verfrüht und unnötig erschien, der ironische Geist, der sich in den politischen Partien des zweiten Teiles des „Faust“ geltend machte und der mit der vielfach mißverstandenen Gesinnung verglichen werden kann, welche Alexander von Humboldt am Hofe Friedrich Wilhelms IV hegte.

Goethe und Humboldt wußten, daß ein Sieg der liberalen Idee unaufhaltsam heranrückte. Sie sahen aber auch, daß das Zutun des Privatmannes das welthistorische Heranschreiten der Bewegungen, welche dann Europa erschüttern wurden, nicht beschleunigen konnte. Sie begnugten sich, die Nebenrolle des politischen Mephisto zu spielen und pro virili parte für die bevorstehenden Stürme an der Arche Noah im voraus mitzuarbeiten, in welcher während der Zeit der hohen Gewässer all unsere geistige Arbeit eingeschlos-

sen den Winden und Wogen preisgegeben ware Goethes Unterhaltungen in den letzten zehn Jahren seines Alters offenbaren ein volles Verstandnis der Zeit Allein er wußte sicher, daß er für seine Person den Umschwung nicht mehr erleben werde Die französische Julirevolution interessierte ihn kaum, der damals schwebende Streit über naturwissenschaftliche Dinge, der zwischen Cuvier und Geoffroy de St Hilaire entbrannte, war ihm bei weitem bedeutender als die Pariser Straßenkämpfe

Ich habe hier Goethes politische Ansicht vorweg im ganzen zu fassen gesucht Kehren wir nun auf den Punkt zurück, wo, einige Zeit nach der Schlacht von Jena, bei gewaltsamer Befriedung Deutschlands durch den allmächtigen französischen Kaiser, die deutsche Jugend nach Gedanken suchte, an denen sie sich in der Stille über die erlittene große Schmach trösten und für eine bessere Zukunft vorbereiten konnte

Niemandem ware damals in den Sinn gekommen, Goethes Gesinnungen untersuchen zu wollen, ob er nicht etwa ein Freund der Franzosen sei Nie auch sind Verdächtigungen dieser Art gegen Goethe erhoben worden, solange er lebte Aufgebracht wurden sie in den dreißiger und vierziger Jahren, als die Gestaltung des deutschen Kaiserreiches sich vorbereitete und bei jedem, der auf Ruhm und Große Anspruch hatte, das politische Verhalten, auch nachtraglich, untersucht wurde Da schien es, als habe Goethe in den Jahren der Unterdrückung und der Freiheitskriege seine Pflichten gegen das Vaterland nicht erfüllt In Goethes eigenen Zeiten wurde anders empfunden

Der Gedanke an Goethe war ein erhebender für jung und alt Sein Name war unauslöschlich in das Buch des deutschen Ruhmes eingezeichnet. Schien seine Tätigkeit als Dichter auch abgeschlossen zu sein Goethe war der Altmeister Man freute sich, einen so gewaltigen Mann noch bei frischen Kräften zu sehen Eine Wallfahrt nach Wei-

man begann zum Notwendigen zu gehören. Die von dort ausgehende Kritik gewann an Wichtigkeit. Wie in früheren Zeiten die älteren Dichter und Schriftsteller der in Goethe sich erhebenden neuen Macht geschmeichelt hatten, um ihn für sich auszunutzen, so versuchten es jetzt die jüngeren. Goethe ließ sich das gefallen, wie er es ehemals getan. eines Tages aber zeigt er den Leuten, daß auch er noch mitzuarbeiten gedenke und daß all das, was er bisher geleistet habe, doch wieder nur die Vorstufe gewesen sei für seine größte Leistung, mit der er Deutschland nun überraschte!

Machen wir uns klar, daß bis jetzt dasjenige Werk nur erst beiläufig erwähnt worden ist, auf dem heute nicht nur der Ruhm Goethes, sondern der unserer ganzen deutschen Literatur zumeist beruht der „Faust“ Die im Jahre 1790 erschienenen geringen Fragmente waren so gut wie unemerkt vorübergegangen erst 1808, als der erste Teil in seinem vollen Umfang erschien, machte er Eindruck, nun aber auch in solchem Maße, daß Goethes sämtliche bisherige Leistungen neben dieser letzten neuen Dichtung im Schatten standen

Vom „Faust“ soll nun die Rede sein, von dem Werke, das den Dichter jetzt, wie im Traume, in die Zeiten seines ersten jugendlichen Ruhmes zurücktrug, ihm die erste Stelle unter den Dichtern neu schenkte, als sei er jung wie alle übrigen eben erst eingetreten, und von dessen Erscheinen ab erst der Weltruhm datiert, der Goethe von da an bis zu seinem Tode begleitet hat und heute noch dauert Jeder, der Goethe nennt, nennt den „Faust“ in Gedanken mit „Faust“ ist Goethes schönstes, größtes und wichtigstes Werk Das, das er am frühesten begann, und das, an dem er bis zuletzt arbeitete Keines, auf das der Ausdruck Lebenswerk mit solcher Wahrheit angewandt werden kann, als dieses „Faust“ wurde genügen, Goethe zu unserm größten Dichter zu machen, auch wenn alles übrige niemals von ihm geschrieben worden wäre „Faust“ ist für uns „das poetische Werk an sich“ Legen wir

nicht nur Goethes übrige Dichtungen, sondern unsere ganze poetische Literatur auf die andere Schale und warten wir ab, welche sinkt! Fausts Person erscheint uns heute als ein natürliches, unentbehrliches Produkt des deutschen Lebens. Ich würde sagen der deutschen Geschichte, wäre „Geschichte“ hier nicht ein unzureichender Begriff. Geschichte bezieht sich zu sehr auf die rohen Ereignisse, das Element, dem Faust entsprang, ist feiner und umfassender. Es umgreift neben den äußeren Erlebnissen des Volkes auch die Gestalten der Phantasie. Diese sind unsere eigentlichen Unsterblichen! Nehmen wir eine Handvoll unserer edelsten Namen: Karl der Große, Otto der Große, Friedrich der Hohenstaufe, Friedrich der Große, oder, nach einer andern Richtung: Schiller, Lessing oder Goethe selber, setzen wir diesen allen Faust entgegen, so werden sie etwas Luckenhaftes, Vergangliches, zum Teil Verblaßtes, zum Teil Nachgedunkeltes empfangen: das Gefühl, daß sie sämtlich neben all ihrem unsterblichen Dasein doch nur sterbliche, längst begrabene, verweste Menschen gewesen seien, wird uns beschleichen und Faust, der in Traumen wie aus Nebeln zusammengeblasen wurde, welche Lebenswärme diese Gestalt ausstrahlt! Wie unverwundlich fest er dasteht!

Faust ist für uns Deutsche der Herrscher unter den übrigen Figuren der gesamten europäischen Dichtung. Hamlet, Achill, Hektor, Tasso, der Cid, Frithjof, Siegfried und Fingal: all diese Gestalten erscheinen unseren Blicken nicht mehr ganz frisch, wenn Faust erscheint. Das Licht, das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenschein, während Faust in voller Sonne steht. Ihre Sprache empfängt irgendwie einen fremden Klang, während Faust so redet, daß jeder erste Beste, dem er begegnete, ihn bis in die kleinsten Akzente verstehen würde. Der Atem jener Helden, mit dem sie uns anhauchen, ist nicht so bergluftartig frisch wie der, der Fausts Lippen zu entströmen scheint. Ihr Geist, so

weite Schwingen er hat, zeigt nicht die Spannweite der Flügel, von denen emporgehoben Faust über der Welt und ihren Erscheinungen schwebt, um sie mit seinen Blicken zu durchdringen. Eine Romanfigur muß aushalten, daß man sich frage, wie würdest du sie ansehen, wenn sie ein halbes Jahr in deiner Familie lebte, ein Gemälde muß ertragen, daß man es in Gedanken als an der Wand der eigenen Stube hangend betrachte, ein Theaterfeldherr muß sich in Gedanken von der Bühne in wirkliches Schlachtgetümmel versetzen lassen. Denken Sie, in den Reichstag trate irgendeine jener Gestalten ein, welche Phantasie und Geschichte hervorgebracht haben: ob nicht sofort sich zeigen müßte, daß ihre Sprache nicht die unsere, ihr Gedankengang veraltet, ihr Auftreten unbehilflich sei. Was würden Achill oder Casar oder selbst Friedrich der Große heute zu sagen haben, das, ohne ihnen oder uns Gewalt anzutun, aus ganz natürlichem Verstandnis der Weltlage hervorzugehen schiene? Und nun ließen wir auch Faust erscheinen, mit Mephisto neben sich: ob diese beiden nicht sofort überblickten, um was es sich im Moment handelt, und den richtigen Augenblick erspähten, um sich mit ein paar durchschlagenden Gedanken aufmerksame Zuhörer zu verschaffen. Faust ist freilich das jüngste unter den dichterischen Phantasiegeschöpfen, die sich aufzählen ließen. Er steht uns räumlich näher als die übrigen. Allein bedenken wir dennoch, wie lange Jahre verflossen sind, seitdem er entstanden und auch seitdem er vollendet worden ist! Wie wenig Goethe, als er daran schrieb, vom Leben des heutigen Tages wußte, wie wenig die Generationen, die zuerst am „Faust“ sich begeisterten, die Eigenschaften besaßen, welche für unser heutiges öffentliches Leben wertvoll erscheinen und doch gelang es Goethe, eine Gestalt zu schaffen, welche heute so lebendig erscheint, als habe der neueste Tag sie mitformen helfen. Ganz andere Seiten Fausts erscheinen heute beleuchtet, als vor fünfzig Jahren erschienen, und

doch glauben wir seine Gestalt heute im richtigen Lichte zu sehen. Wer weiß, was diejenigen an ihr und in ihr einst entdecken, die von unserer Zeit ab in hundert, funfhundert, tausend Jahren über sie urteilen werden, wie wir über die Helden Homers sprechen, die seit dreitausend Jahren nun bereits im Gedichte lebendig sind

Und wie Faust zu den Männern sich verhält, so Gretchen zu den Frauen Antigone, Iphigenie, Ophelia, Imogen müssen ihr, was die innere Lebenskraft anlangt, den Vortritt lassen Selbst Shakespeares Julie kann neben ihr nicht aufkommen sie steht uns ferner, wir müssen bei Julie zuviel fremde Zutaten erst fortdenken, während Gretchen kein Wort sagt, keinen Schritt tut, der uns nicht verständlich ware

Ich hatte, als von „Hermann und Dorothea“ die Rede war, Dorothea zu Goethes übrigen Frauengestalten in Gegensatz gestellt. Keine besaß meiner Meinung zufolge die Realität Dorotheas, ich hatte in der Liste der aufgezählten Namen jedoch wohlweislich Gretchen ausgelassen, das über allen Goetheschen Schöpfungen doch den höchsten Platz einnimmt Denn Gretchen besitzt nicht nur Dorotheas Realität in vollem Maße, die uns ganz nahe heranzutreten gestattet, sondern sie ist zugleich trotzdem durch jenen idealen Nebelschleier wieder von uns getrennt, der sie, dicht vor unsern Augen, dennoch wie aus unnahbaren Fernen vor uns erscheinen läßt. Diese Vereinigung des herzlichsten Verständnisses, als sei sie unsere Schwester, und eines unergrundlichen Geheimnisses, als sei sie eine Heilige, verleiht ihr einen so entzuckenden Reiz in unsern Augen, daß wir sie unbedenklich über alle Gestalten erheben, die, soweit unsere Kenntnis reicht, überhaupt jemals der Phantasie eines Dichters entsprungen sind. Alle Vorzüge sind ihr eigen, welche Goethes erste jugendliche Kraft den Werken seiner früheren Jahre verlieh, und alle die zugleich, welche seine in reifer Zeit erworbene Kritik der ursprung-

lich in ihm liegenden schaffenden Fähigkeit hinzufügte. Und diese Vorzüge doppelter Art vereinigen sich auf das natürlichste in Gretchen, da sie die erste seiner Schöpfungen und zugleich die letzte ist Menschenalter hindurch hat er an diesem höchsten Werke gearbeitet und bis zuletzt immer noch hinzuzufügen und zu bessern gefunden

Dadurch, daß wir Faust und Gretchen besitzen, stehen die Deutschen in der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen an erster Stelle Auch wird dies neidlos zugegeben Immer wieder erscheinen englische, französische und italienische Übersetzungen, deren Autoren ihre Arbeit von vornherein nur als Versuche geben, da die Schönheit des Originals zu erreichen unmöglich sei Keinem andern Werke gegenüber würde man in so ehrfurchtsvoller Weise sich persönlich unterordnen Es ist, als sei „Faust“ ein über den modernen Nationen stehendes Allgemeingut, auf das Deutschland nicht einmal mehr besondere Ansprüche habe

Daß unter diesen Umständen Fausts Gestalt sich bereits von Goethe als ihrem Urheber emanzipiert habe, darf nicht wundernehmen Auch bei den vollendetsten Werken Goethes, jenen klassischen Erzeugnissen seiner vollen Kraft, welche für sich allein stehen, blieb doch immer Goethes Hand sichtbar, wenn auch nur insoweit, als gerade er und kein anderer Künstler als ihr Urheber möglich schien Es war Goethes Sprache, die sie redeten, Goethe selber streckte immer doch als der große Fruchtbaum aus der Ferne uns die Aste entgegen, an denen diese goldenen Äpfel gewachsen waren „Faust“ aber steht so ganzlich allein da, als sei er überhaupt nirgends gewachsen, sondern fertig vom Himmel gefallen

Und doch, so losgetrennt „Faust“ von Goethes übrigen Arbeiten erscheint, so unentbehrlich ist er für sie Denn jetzt nun, nachdem wir endlich auf Faust gekommen sind, darf auf einen Mangel der anderen Goetheschen Mannergestalten hingewiesen werden, den ich bis dahin verschwiegen

habe, weil ich ihn erst dann erwähnen wollte, wenn ich ihn zugleich als notwendig erklären durfte

Wir waren bei der Betrachtung des dichterischen Schaffens Goethes stets zu dem Fundamentalsatze zurückgekehrt es sei als eine ewige Konfession aufzufassen Eine Übertragung seines Lebens in dichterische Form Daraus entnehmen wir die Berechtigung, besonders die Frauengestalten seiner Dichtungen auf lebende Urbilder zurückzuleiten Wir wurden bei Homers Nausikaa nie darauf kommen, ebenso wenig bei Sophokles' oder Äschylos' Frauen, noch weniger bei denen Molières, Shakespeares oder Schillers. Den Frauenfiguren dieser Dichter fehlt die individuelle Beimischung ganz, die uns bei denen Goethes so fragwürdig erscheint Romeos Julia hat etwas Elementares man denkt nicht daran, feststellen zu wollen, wieweit persönliche Neigung zu einer bestimmten Frau Shakespeare hier begeistert haben möchte, so sehr auch, wie von Lessing gesagt worden ist, die Liebe selber an dem Stucke mitgearbeitet zu haben scheint

Während Goethes Frauen durch diese Besonderheit nun die feinen Unterschiede, wie das Leben selber sie sonst allein hervorbringt, als ein Vorteil verliehen worden sind, ist Goethes männlichen Figuren der Umstand nachteilig geworden, daß sie sämtlich auf Goethes eigne Person zurückzuführen sind Es scheint immer derselbe etwas verschwommene Charakter in anderer Verkleidung wiederzukehren Goethe hat oft genug über sich selbst gesprochen und seine Eigenschaften gleichsam inventarisiert meistens begegnen wir bei seinen Männern in veränderter Zusammenstellung nur einer Auswahl dieser Elemente seines eignen Wesens

Indem Goethe bald diese, bald jene Seite seiner Natur bei der Anlage zum Ausgange nahm, wohnt seinen männlichen Gestalten etwas Fragmentarisches inne. Sie runden sich nie ganz ab. Sie zeigen uns nur die eine Seite, welche zufällig

beleuchtet ist. Wollte man Werther, Tasso, Eduard und die andern als volle Figuren betrachten, so wurde sich herausstellen, daß der Dichter ganze Partien ihrer Erscheinung ausgelassen habe. Wir wurden bei Werther oder Tasso z. B. vergebens danach fragen, durch welche absonderlichen Fügungen denn diese Charaktere sich so hatten gestalten dürfen, um sich kurz vor der Katastrophe ihres Schicksales so zu benehmen, wie der Roman und die Tragödie sie zeigen. Nur die seltsamsten Lebenswege hatten sie zu dieser unendlichen Zartheit der Empfindung leiten können. Welche aber waren es? Erst aus Goethe selber wird ihre Existenz erklärbar. Alle diese Figuren scheinen nur in den Momenten gleichsam lebendig zu sein, in denen Goethe sie handelnd vor uns erscheinen läßt.

Fassen wir sie nun jedoch als Inkarnationen Goethes, der in stets wechselnden Verhältnissen immer nur in eigner Person wieder auftritt, so fehlt ihnen dann aber auch samtl. eine gewisse rohe Kraft, ohne die ein voller Mann nicht zu denken ist. Diese Goetheschen Männer riechen nicht recht nach Menschenfleisch. Sie transpirieren nicht, sie essen und trinken nie vor unsern Augen, sie würden, rekrutenmäßig untersucht, eine zu zarte Haut und keine festen Muskeln haben.

Goethe selbst aber war doch anders. Er konnte Strapazen ertragen, behielt in schwierigen Verhältnissen zu Wasser und zu Lande seine Energie und Spannkraft, konnte grob sein, wenn es nötig war, hatte eine gute Verdauung und stand überhaupt stets seinen Mann, wo es sich menschlich zu betätigen galt. Warum haben seine poetischen Abbilder samt und sonders diesen Zusatz von mondscheinhafter Blässe, während der Dichter selber so gesund und wetterbraun umherging?

Wir haben uns bei all jenen Figuren Faust als unsichtbaren Doppelgänger zu denken! Faust, den Goethe niemals los ließ, solange er atmete, war der ältere Bruder dieser gan-

zen Gesellschaft, der immer die besten Bissen vorab bekam und der für sie alle einstehen muß Neben Werther, Tasso, Wilhelm, Eduard, Ferdinand und der ganzen Reihe steht unsichtbar immer Faust und macht sein Erstgeburtsrecht geltend Er ist der Kronprinz, auf den einmal das Reich übergeht, die andern sind nur nachgeborene Söhne und haben sich mit dem zu begnügen, was nebenher abfällt. Faust hat Goethe immer sich zur rechten Hand, die übrigen behandelt er nach Belieben und teilt ihnen nicht mehr zu, als ihr Pflichtteil betragt.

Vor Faust fürchtete sich Goethe selber. Dieser Junge war ihm zu früh schon über den Kopf gewachsen und ließ sich nichts gefallen Lange Jahre ruht Goethe ihn gar nicht an, weil er sich nicht Manns genug fühlt, ihn zu erziehen Faust ist aber auch zuletzt übrig geblieben, als alle andern längst abgetan waren Er repräsentiert für Goethe am letzten Ende seine gesamte Dichtung. Er allein überlebt seinen Meister, der ihn, solange er selber noch Leben hatte, als vollendet nicht hatte fortgeben wollen Faust wird aber auch in kommenden Perioden Goethe selber und all seine schwächeren jüngeren Brüder durch das Meer der Vergessenheit durchreißen Denn daß Epochen kommen werden, in denen Goethes Werke ihrem gesamten Umfange nach nur wenigen bekannt sein werden, laßt sich als Möglichkeit wohl denken. „Faust“ aber wird eine Ausnahme machen Er wird immer verstanden werden. „Faust“ werden sich die erdbewohnenden Völker nie wieder entreißen lassen

Es ist wunderbar zu beobachten, wie Goethe von Anfang bis zuletzt dieses Gedicht mit einem besonderen Respekt behandelt hat Ich sagte eben er scheute sich davor, es war ihm zu mächtig. Wir kennen seine Abneigung, seine Werke für mündig zu erklären immer meint er, es fehle noch Arbeit daran. Früher oder später aber macht ein Ent-

schluß diesem Zaudern äußerlich wenigstens ein Ende. Beim „Faust“ hat er den Gedanken, dies Gedicht könne niemals zum Abschlusse gelangen, überhaupt nie fassen können.

Diese Arbeit war ihm die liebste von Anfang an, und doch findet er stets Vorwände, sie aufzuschieben. Von Zeit zu Zeit liest er sie vor, aller Beifall aber kann ihn nicht reizen, sie zu beendigen. Das dauerte bis zur italienischen Reise. Für die erste zusammenfassende Ausgabe seiner Werke hoffte er jetzt den „Faust“ zu „bewältigen“. Er packte das Manuskript ein und arbeitete gelegentlich daran, und doch, als alles andere absolviert war, hatte er hier so gut wie nichts getan. Am Schluß des Jahres 1787, als die Heimkehr scharf ins Auge gefaßt wurde, schreibt Goethe dem Herzog, an den „Faust“ wolle er ganz zuletzt gehen. „Um das Stück zu vollenden“, heißt es dann in dem Briefe weiter, „werd ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigne Stätte bereiten möge.“

Dieser magische Kreis und diese eigene Stätte wurden Goethe aber niemals gewährt. Von Jahr zu Jahr beobachten wir seine Furcht, sich mit den „Faust“-Papieren zu befassen. Die 1790 gedruckten Fragmente waren fast eher ein Versuch, die Dichtung weiter zu verheimlichen, als sie herzugeben. Schiller macht die größten Anstrengungen, Goethe auf die Arbeit hinzulenken. Auch gelingt es ihm immer aber wieder läßt Goethe die Hände sinken. Auch was 1808 erschien und so großes Aufsehen machte, war für Goethe nur erst ein Fragment. Schließlich gewohnte er sich an den Gedanken, das Gedicht als Lebender überhaupt nicht abschließen zu wollen, und er wurde, hatte er langer gelebt, wahrscheinlich auch das, was aus seinem Nachlaß herauskam, nicht in der Form gegeben haben, in der es zum Vorschein gekommen ist.



Goethe
1826

Für das Verständnis des „Faust“ halten wir vor allen Dingen fest, daß er ein Ganzes bildet. Erster und zweiter Teil, Prolog, Vorspiel, kurz was als „Faust“ heute zusammengedruckt wird, muß als Einheit angesehen werden. Goethe sagt, das Gedicht sei ihm seinem ganzen Umfange nach vor den Blicken aufgestiegen, als seine Phantasie zum ersten Male davon berührt wurde.

Goethe spricht dies in einem Schriftstück aus, welches, gleich jenem Brief an den jungen Großherzog, worin über das Notwendige in der Natur gehandelt wird, etwas besonders Feierliches hat. Es ist das Allerletzte, was er überhaupt geschrieben hat. Kurz vor seiner letzten Krankheit verfaßte er diesen Brief an Wilhelm von Humboldt, den 17. März 1832, fünf Tage vor seinem Tode. Das Schreiben enthält seine letzte Konfession, das einfachste, großartigste, inhaltvollste Bekenntnis über sich selbst, das seinem Munde entstromte. Goethes wissenschaftliches Testament haben wir darin vor uns. Und doch nicht wie die Worte eines Sterbenden, sondern fast wie die eines bereits über das irdische Leben Hinausgegangenen tönen sie, welcher mit einem letzten Gedanken in die eben verlassene Laufbahn zurücklenkend noch ein einziges Mal sich der Sprache bedient, um über seine irdischen Absichten Rechenschaft zu geben.

Damit dergleichen Zustände käme, bedurfte es zweier Männer. Der eine, der sich mitteilt, und der andere, der die Mitteilung herauslockt. Es war für Goethe (und für uns) die günstigste Fügung, daß in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Mann wie Wilhelm von Humboldt neben ihm herging. Man konnte diesen einen Fürsten der Kritik nennen. Niemals wieder sind große Dichtungen in der Art durch gleichzeitiges Urteil erklärt worden, wie Schillers und Goethes letzte Werke durch Wilhelm von Humboldt. Ihm ist es zu verdanken, um mit dem Niedrigsten zu beginnen, daß von den neunziger Jahren an über alles, was Goethe und Schil-

ler produzierten, sofort in der würdigsten Weise bei uns geurteilt wurde. Humboldt hat verhindert, daß der brillianteste, geistreichste aller kritischen Schriftsteller jener Tage, der zugleich aber unzuverlässig, launisch und eitel war, emporkommen konnte als maßgebender Urteilsspende. August Wilhelm Schlegel. Wilhelm von Humboldt hat Goethes und Schillers Werke eigentlich auch zuerst den deutschen Gelehrten und Philologen vermittelt. Und um Humboldts bedeutendste Leistung zuletzt zu nennen, soweit sein Wirken Goethe und Schiller angeht, er ist ihnen bei der stilistischen Vollendung ihrer Werke behilflich gewesen. Es gab keine sprachliche Feinheit, die ihm entgangen wäre. Unermüdlich nimmt er das Neue entgegen und hält das Alte in erneuter Betrachtung fest. Nur einem Manne wie Humboldt gegenüber wurde Goethe seine letzten Gedanken so zusammengefaßt haben, wie er in dem Brief getan hat, von dem ich hier nun mitteile, was uns besonders angeht.

Goethe betrachtet in dem höchsten Sinne, in welchem Aristoteles den Menschen als Objekt kalter Beobachtung setzt, sich hier gleichsam selbst als „dichtendes Geschöpf“ und kritisiert demgemäß seine Entwicklung.

„Die Tiere“, heißt es in dem Briefe, „werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.“

„Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen

Individualität nichts Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue .

„Hier treten nun die mannigfaltigsten Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichnis, das ich so gern brauche Die Organe des Menschen, durch Übung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Fordernis und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt .

„Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des ‚Faust‘ bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Teile Lucken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem übrigen zu verbinden Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen man werde das Ältere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können, welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen “

Hier also sein Testament, was „Faust“ anbetrifft. er erkenne dieses Werk als die Aufgabe, für welche sein poetisches Talent eigentlich angelegt war Goethe verlangt ausdrücklich, es solle das Werk als ein Ganzes betrachtet

werden, und weist die kritische Unterscheidung der Jahrgänge seiner Arbeit zurück

Er gibt damit das Datum der Entstehung mehr als sechzig Jahre fruher als 1832, mithin 1772. Damals stand ihm das Werk in einem gunstigen Momente plotzlich vor Augen! Es war der Abschluß seiner Studentenzeit, als er dreund-zwanzigjahrig in Straßburg eben Doktor geworden war. Von diesem Datum an wollen wir das Werk nun begleiten und werden sehen, daß seine Geschichte seine beste Erklärung und Deutung sei.

Wir blicken vor allem auf Gretchen.

Goethe hatte in der letzten Straßburger Zeit, als der Faust entstand, den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele ein argloses Geschöpf in eine Leidenschaft verlockt zu haben und dann treulos davongegangen zu sein. Ohne Zweifel ist Gretchen auf Friederike von Sesenheim zurückzufuhren. Kein Gedanke dabei an das, was man burgerlich gemeinhin eine Verfuhrung nennt: geistig aber eine Verfuhrung im höchsten Grade. Goethe mußte empfinden, daß Friederike nach diesem Verlassenwerden für immer gleichsam zu einer Witwe geworden sei. Er wußte, was er für sich hinweggenommen und für Friederike zerstört hatte. Er hatte sich eingedrängt in die Seele eines jungen Mädchens, ihm das Gefühl gegeben, als habe eine Verbindung hier begonnen, die ewig sei, und eines Tages sie merken lassen. Nun genug, leb wohl, sieh, wie du darüber hinwegkommst. Goethe faßte diese furchtbare Grausamkeit symbolisch auf. Das Verhältnis wuchs in seiner frei schaltenden dichterischen Phantasie in die äußersten Konsequenzen hinein, deren es in Wirklichkeit hätte fähig werden können. Im Kunstwerke mußte wirkliche Verfuhrung sichtbar hinzutreten, um die Schuld völlig zu dem zu machen, was sie hätte sein können. Alle nur denkbaren Folgen mußten vorgeführt werden. Damit war das Verbrechen der Kindes-

morderin gegeben Goethe brauchte seiner Phantasie nur die Zügel über den Hals zu werfen, und der Weg von Friederike zu Gretchen fand sich von selber Goethe brauchte Friederiken sogar noch nicht einmal verlassen, sondern die eigne Treulosigkeit nur erst ahnend vor sich gesehen zu haben daraufhin allein schon konnte sie sich in Gretchen verwandeln, das so offenbar mit Friederikens Wesen übereinstimmende Zuge trägt Man fühlt heraus, wie Goethe, als er später Friederikens Bild zeichnete, diese Ähnlichkeit andeuten wollte Das reizend Schnippische ihres Auftretens, das so völlig Vertrauensvolle bezeichnet er in „Dichtung und Wahrheit“ als Friederikens vorleuchtende Eigenschaften

Diese Zuge also bildeten von Anfang an, bei der ersten dichterischen Vision, die Grundlage der Gestalt und ihres Schicksals. Daran durfte und konnte später nichts verändert werden Alle Zusätze und Fortlassungen konnten keiner Hauptlinie in den Umrissen Gretchens eine andere Richtung geben

Wohl aber konnte Gretchen, wie sie, nach ihrem Tode in verklärter Gestalt unter den Seligen schwebend, mit Faust wieder zusammentrifft, eine Schopfung der späteren Jahre scheinen Hier wäre eine der im Briefe an Humboldt erwähnten Lucken später ausgefüllt worden Doch auch hier ist kritisch mit Vorsicht zu verfahren Goethe war gerade in seiner Junglingszeit in mystisch-religiösen Anschauungen so wohl zu Hause, zu denen er — auf ganz anderem Wege — im höchsten Alter naturgemäß zurückkehrte, daß diese letzte versöhnende Szene ebensogut in der ersten Anlage vorhanden gewesen sein kann, als sie für eine Ausgeburt seiner letzten Tage ausgegeben werden durfte Denn, wenn Fausts Existenz gleich in der ersten Anlage des Gedichts ihre Versöhnung fand (was anzunehmen wir genötigt sind), warum die letzte Begegnung mit Gretchen hier ausschließen?

Und nun gestehen wir uns die Szenen des ersten Teiles in der Ausgabe von 1808, in denen Gretchen sich entwickelt (auch die, welche in der von 1790 nicht enthalten sind, aber die ohne Zweifel [und wie der „Ur-Faust“ beweist] gleich zu Anfang mit entstanden), atmen eine Kraft, eine Lebensglut aus wie nichts anderes, was in den siebziger Jahren von Goethe gedichtet worden ist. Waren sie nachtraglich niemals gedruckt worden, was ja ein böser Zufall so leicht hatte herbeiführen können, so wurde uns heute der Ruhm der ersten jugendlichen Dichtung Goethes um seine besten Beweisstücke verkürzt erscheinen. Seine Verse strahlen hier ein unmittelbares Feuer aus, das wir weder im „Werther“ noch in den anderen Dichtungen der ersten Zeit empfinden. Nicht an jene übrigen Werke, welche damals Goethes Ruhm begründeten, sondern an „Faust“ zumeist denken wir heute, wenn wir von dem überwältigenden Eindruck lesen, den Goethes Erscheinung auf alle machte, die ihn in seiner Jugend kennenlernten, und doch war „Faust“ damals nur einigen wenigen bekannt. Diese Jugendkraft ließ „Faust“ im Jahre 1808 auf die jüngere Generation so stark wirken, die Goethe nun wieder als einen der Ihrigen betrachtete und, gerade wie es beim Erscheinen des „Götz“ und „Werther“ gewesen war, jetzt neue und noch größere Werke von Goethe erwartete. Die sich auch in ihren eignen dichterischen Versuchen nun von vornherein als von dem neuerstandenen Heros überboten und überwunden gab.

Deshalb zumeist werden „Die Wahlverwandtschaften“, als sie 1809 nach dem „Faust“ erst erschienen, mit solcher Gier von den jüngeren Leuten aufgenommen, an die Goethe, als er den Roman schrieb, vielleicht am wenigsten gedacht hatte. Das kam Ottilien jetzt zugute, daß sie gleichsam wie Gretchens ältere Schwester einherging, mit der vereint sie die früheren weiblichen Figuren der Goetheschen Dichtung in Schatten treten ließ.

Gretchens Gestalt ist sich in allen Phasen und Lebensaltern des Gedichtes gleich geblieben Anders aber stellt sich die Rechnung bei Mephistopheles

Gewöhnlich, weil Goethe so auffallend und so geflissentlich Merck mit Mephisto identifiziert, wird dieser als der Ursprung der Gestalt und als die einzige Person angesehen, auf die es hier ankomme Was aber wußte Goethe von Merck, als er in Straßburg den „Faust“ erfand, und wie wäre ohne Mephisto das Gedicht denkbar? Wir haben andere Anfänge für diese Gestalt zu suchen

Goethe war als souveräner Geist nach Straßburg gegangen, der sich längst ohne fremde Führung die richtigen Wege zu finden getraute Der die Absicht hatte, alles der Reihe nach zu studieren Jurisprudenz, Theologie, Physik wie sie im Eingange des „Faust“ aufgezählt sind Der daran gewohnt war, daß, wer ihm begegnete, sich ihm unterordnete oder wenigstens entschiedene Rücksicht auf ihn nahm Und der auf diesem Wege, nachdem es ihm einige Jahre so geglückt, sich schon trefflich weit gekommen zu sein dünkte. Da begegnet er Herder! Es muß, was diesen anlangt, längst Gesagtes nun noch einmal berührt werden

Der erste Mensch, der Goethe durchaus an sich herankommen läßt Der auch dann wenig nach ihm fragt, als Goethe sich neben ihm erniedrigt, wie er niemals vorher getan, ja, der sich gar nichts aus ihm zu machen scheint und ihn, je nach Stimmung und Belieben, abfallen läßt Der nichts von dem brauchen kann, was Goethe ihm etwa darbieten konnte, sondern seine fertige, selbsterworbene Weltanschauung besaß Und der Goethen geistige Perspektiven eröffnete, von denen dieser fühlte, daß er sie für sich allein nimmermehr erworben haben würde Herder gab Goethe zuerst einen historischen Weltstandpunkt Und das alles mit fast höhnischem Verzicht auf die etwaige Dankbarkeit Goethes Herder stromte seine Ideen aus sie standen jedem zu Gebote, der ihm nahe kam Keinem aber auch, der die Hande

danach ausstreckte, blieb die Mißhandlung erspart, welche Herders kostbare Geschenke zu begleiten pflegte

Nun das eben ist es, was Mephistos Gestalt so großartig erscheinen laßt daß er alles kennt, nicht nur das Böse, sondern auch das Gute, Große und Edle Daß er jedes Faktum als in seiner allumfassenden Weltanschauung längst vorhanden nachweist Daß er nach allen Richtungen Fausts Wissen im weitesten Maße anbietet Daß er diesem die Geheimnisse des Daseins aufschließt, ihm eine Welt nach der andern zeigt, alle geistigen und irdischen Genüsse und Reichtümer der Menschheit vor ihm ausbreitet — aber nur wie zum Spotte, um zu beweisen, daß Groß und Klein, Gut und Böse identisch und die ganze ungeheure Summe gleich Null sei

So weit ging Herder, dieser großartige, positive Charakter, natürlich nicht, aber er verleitete Goethe, im stillen seinerseits so weit zu gehen! Das war es, was Goethe bei Herder angstigte daß Herder unaufhörlich mit dem Golde der Ideen in den Taschen klimperte, es mit vollen Fausten herauszog, es in der Sonne funkeln ließ und dann als wertlose Kohlen hinwarf Herders dämonische Eigenschaft war, das innerste Vertrauen zuerst herauszulocken und dann das sich arglos offenbarende Wesen seiner Freunde vor ihren Augen in nichts zerrinnen zu lassen

Goethe erkannte bei Herder zum ersten Male die furchtbare Macht kalter, uneigennütziger, aber schonungsloser Kritik Wer kame je von einem Menschen wieder los, von dem man weiß, daß er uns durch und durch schaut, Gutes und Böses sieht, ohne einen Gedanken an Gewinn für sich selbst? Darin liegt daß Faust sich sofort Mephisto unterordnet und den Vertrag mit seinem Blut unterschreibt Nicht um des verheißenen Genusses willen, sondern aus dem Gefühl rettungslosen Verlorenseins an diese geistige Übermacht Mephisto seinerseits will nichts, als diese geltend machen In allem Menschlichen ordnet er sich Faust

unter. Faust ist der Herr, Mephisto der Sklave. Faust genießt, Mephisto kuppelt ihm willig zu, was irgend Genuß zu gewähren scheint. Eins aber behält er sich vor: hinterher überzeugend darzulegen, daß alles doch nicht der Muhe wert gewesen sei. Noch einmal, so weit ging Herder nicht, so weit zu gehen, aber leitete er Goethe an. Wie Gretchen die Ausbildung dessen enthielt, was aus Friederike hätte werden können, so Mephisto das, wohn Herders Lehren Goethe vielleicht geführt hätten. Herder war es, der Goethes natürliche Mitgift zuerst ausbildete: sich durch Kritik im Genuße zu unterbrechen. Mitten in der Leidenschaft vorher zu wissen, daß man schließlich treulos davongehen werde. Goethe schildert bei der gemeinsamen Lektüre des „Vicar of Wakefield“ symbolisch diese verderbliche Kunst Herders, den Genuß eines Kunstwerkes durch Kritik im Genuße selber noch aufzuheben.

Jetzt erst, nachdem Herder die Elemente vorbereitet hatte, aus denen Mephisto erwachsen konnte, traf Goethe mit demjenigen zusammen, der die Gestalt dazu lieferte, mit Merck. Wir haben gesehen, wie das oft der Weg für Goethe war: zuerst eine Figur nur in der Empfindung zu tragen und dann zu warten, bis eine irdische Begegnung ihm das Modell lieferte, dessen Portrat er benutzen dürfte. Nun erst empfing Mephisto Individualität, Sprache und das Element bodenloser Gemeinheit, das ihn auszeichnet.

Merck, so hoch Goethe ihn stellte, hatte bei weitem nicht genug positiven Inhalt besessen, um für eine Gestalt den Ton zu liefern, die von solcher Höhe herab die Dinge betrachtete, wie Mephisto tut. Mercks Kritik zerstörte, sie baute nirgends auf. Merck ist der Geist, der nur verneint, der nichts als verneinen kann, weil ihm die schöpferische Kraft fehlt. Mephisto aber, was auch Goethe selbst dagegen sagen mag, trägt eine ganze Schöpfung in sich. Man sehe seine Aussprüche näher an, ob in ihrer verneinenden Kritik nicht zugleich doch ein höchst positiver Inhalt liegt. Goethe,

wie gesagt, stellt es in Abrede, auch war es nicht sein Plan hier aber wuchs die Figur über die Absichten Goethes hinaus in einer höheren Natur auf Mephisto, als Examinand gedacht, wurde nicht etwa seine Examinatoren bloß zum Nairen haben, sondern ihnen zugleich zeigen, daß er mehr verstehe als sie sämtlich, daß ihm die ganze Literatur bekannt und alle Theorien praktisch gelaufig seien. Merck war nicht bedeutend genug, um Mephistos späterem geistigen Umfang zu genügen.

Für Mephisto also war, anders als bei Gretchen, in der Betätigung seines Wesens ein unermesslicher Zuwachs möglich. Alles, was Goethe an Erfahrungen in der Stille sammelte, seiner eigenen Persönlichkeit wie seinen Freunden und der ganzen Welt gegenüber, wurde Mephisto, als dem Doppelgänger seines eignen Geistes, zu nackter Kritik vorgelegt und von ihm beurteilt. In jede Gesellschaft begleitete ihn Mephisto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter sehend, mit, und, weil die Bekanntschaften und Erfahrungen Goethes sich immer weiter ausdehnten und damit Goethes Fähigkeit sich ausbildete, schließlich in jeder Gesellschaft den richtigen Ton anzuschlagen, so lernte Mephisto das gleichfalls mit und empfang als Realität immer neue Seiten. Das Vornehme, Weltmännische, gesellschaftlich Überlegene kam allmählich in seine Gestalt hinein. Er wurde immer feiner und eleganter, aus dem anfänglichen Zerrbild eines verrotteten Universitätsmagisters, der ein von ihm verdammtes Metier zum Überdruß kennen gelernt hat, wird Mephisto allmählich zur Karikatur eines geistreichen hohen Staatsbeamten, der nach einer verfehlten Karriere sich widerwillig zur Ruhe gesetzt hat und unbarmherzig sein Scheidewasser auf alles ausgießt.

Hierzu trug ein Umstand besonders bei, der bereits erwähnt worden ist. Goethe hatte das Schicksal, was die politischen Zustände anlangt, die er erlebte, zwei große Umschwünge mit durchzumachen. Zuerst, im achtzehnten

Jahrhundert, den aus der Epoche sanfter Erwartung in die der furchtbarsten Empörung, dann, im neunzehnten Jahrhundert, als in Deutschland selbst der Kampf begann, den Übergang aus dem Sturme nationaler Begeisterung in die zu gewaltsamer, sich steigernder Stille gebrachte Atmosphäre des Druckes der Regierungen auf die Völker, eine Stagnation, die ihn zu jener 1820 getanen Äußerung nötigte, daß das volle Gefühl vom „Unwerte der Gegenwart“ herrschend sei. Goethe war von Grund aus liberal, allein er mußte die nach den Freiheitskriegen bei uns und überall eintretende reaktionäre Stromung nicht nur begreifen, sondern sogar in ihrer Berechtigung anerkennen und unterstützen. Öffentlich etwas dagegen zu sagen, war unmöglich, ebenso unmöglich aber die Kritik zu unterdrücken, welche ihn die bloß palliative Wirkung dieser politischen Wirtschaft erkennen ließ und ihm eine spätere Revolution weissagte, deren Hereinbrechen er mit Sicherheit voraussah. Für diese doppelte Rolle war Mephisto ein treffliches Organ. Sein Benehmen als Fausts Adjutant am Hofe des Kaisers liefert, in ungefährlich erscheinender Form, eine Kritik der Dinge, die Goethe vor Augen sah. Nur im ganz allgemeinen drückt Goethe sich aus, jedes seiner Worte aber schneidet tief ein. Kein Vorwurf wurde ihm auf seine Verse hin zu machen gewesen sein, und trotzdem weiß er mit Machiavellistischer Unbarmherzigkeit durch Mephistos Mund das Bestehende zu geißeln. Natürlich, daß diese Seite des mephistophelischen Wesens nachträglich hinzukam. 1772 konnte Goethe nur wenig in dieser Richtung vorschweben.

Neben Gretchen und Mephisto bleibt nun nur Faust selber noch zu besprechen: alle andern Personen und Erscheinungen bedürfen weiterer Erklärung nicht. Wagner, der Schüler, Valentin, Marthe und die übrigen sind feste Typen, über deren Auffassung kein Zweifel walten kann, während

die allegorischen und mythologischen Persönlichkeiten des zweiten Teiles dem Erklärer nur dadurch Schwierigkeiten bereiten, daß Goethe sie zuweilen absichtlich rätselhaft gestaltet, sie teils doppelsinnige, teils einstweilen unerklärbare Dinge sagen oder tun läßt und eingestandenermaßen Absichten dabei hatte, die zu durchdringen nicht möglich war. Goethe wollte vieles sagen, das aber nur bis zur Unkenntlichkeit verhüllt hervortreten durfte, er hatte dabei wohl oft das zuwachsende Verständnis einer noch fernerer Zukunft im Auge, als selbst unsere jetzigen Jahre sind.

Die wichtigste Figur des Gedichtes also ist die, deren Namen es trägt.

Wir sahen, wie die ununterbrochene Selbstbeobachtung, in der Goethe befangen war, schon in früheren Jahren bei ihm begann. Als Knabe bereits betrachtet und behandelt er sich gleichsam als Objekt außer sich selbst, er trug zwei Menschen in sich: einen, der handelte, und den andern, der mitten im Handeln darüber nachdachte. Wiederum in Straßburg mußte er bei dieser Selbstkritik sich im argsten Zwiespalt mit sich erscheinen. Er hatte die erste Jugend hinter sich, das Examen sollte seinen Lernjahren den Abschluß geben: er empfand das Unzureichende seiner Kenntnisse, zugleich aber das seiner Examinatoren. Eine sogenannte bürgerliche Existenz stand bevor: er fühlte sich in keiner Weise ausgerüstet für sie. Er sollte, wie Faust, Lehrmeister sein und glaubte entdeckt zu haben, daß aller Lehrstoff, sowohl der bisher aufgenommene als der, den er weitergeben konnte, eine Masse leerer Formeln sei. Einen unversöhnlichen Gegensatz schien seine Existenz zu enthalten, wohn er sich auch wenden mochte. Von der einen Seite umfingen ihn ganz regelmäßige Verhältnisse: wohlgesetzte gute Familie, annehmbare bürgerliche Position, genossene gute Erziehung, gehegte vorzügliche Absichten, fleißig durchgemachtes Fachstudium und ausgedehnte allgemeine

Bildung Dem entgegengesetzt aber wühlte in ihm das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit bei noch so ausgebreiteten Verbindungen, die Ungewißheit, ob er es in irgendwelchem bindenden Verhältnisse aushalten werde, und bei unbezähmbarer wissenschaftlicher Neugier das vorwurfsvolle Bewußtsein der Oberflächlichkeit Goethe gesteht im Alter einmal offen ein, er habe nie ein neues Buch aufgeschlagen, ohne sich einzubilden, noch ehe er eine Seite darin gelesen, alles besser zu wissen als sein Verfasser. In späteren Jahren nahm er diese Betrachtung seines doppelten Wesens, das er so gut kannte, ruhiger hin, in früheren, wo sie ihn noch überraschten, erschütterten ihn diese Entdeckungen Er sah, daß diese Widersprüche eine unverfügbare Eigenschaft seiner Natur bildeten. Wie auch das Gute in ihm walten mochte, das Böse stellt sich zugleich ein und gewinnt die Oberhand Die ungeheure Frage war schließlich, ob er das Böse als etwas Positives zu betrachten habe oder ob es immer nur ein Phantom sein und beim Abschlusse der Rechnung in nichts zusammenfallen werde Goethes Glauben war das, aber er suchte Sicherheit Diese, sahen wir, fand er in Spinozas Lehre als das, was ihn am meisten zu diesem hinzog Das war das eigentliche Problem des „Faust“ Goethe sagte einmal. von allen Verbrechen könne er sich denken, daß er sie begangen habe, alle Laster sehe er als möglich bei sich selber an (nur den Neid ausgenommen) das sollte im „Faust“ verkörpert werden. Und dann, als zuletzt eintretende Versöhnung, die Darstellung, wie dieser irdische Wust beim Tode als überwundene Qual vom Menschen abfalle, damit er rein in die Hände seines Schöpfers zurückkehre

Für diese Widersprüche und Probleme suchte Goethe eine dichterische Gestalt, in der er sie mitteilen konnte. Eine qualende Sehnsucht, sich selbst zu entfliehen, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerte, empfand er In Straßburg, zu einer Zeit, wo das mit unertraglicher Gewalt wieder

über ihn kam, trat ihm irgendwie die Geschichte Dr. Fausts in der alten Volkskomodie entgegen. Das war die Figur, die er brauchte! Eine plotzliche Erleuchtung durchzuckt seine Phantasie. Alles, was dieses rohe Schauspiel enthält, bot sich ihm als Ausgang dichterischer Visionen, die ihm seine innersten Gedanken zu formen, auszusprechen, von sich loszuschaffen erlaubten. In marchenhaften Bildern ziehen seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Zukunft ihm vor der Seele vorüber und nehmen bleibende Gestalt an. Die lappischen Szenen des Schauspieles formen sich um zu Teilen eines Dramas voll hohen symbolischen Inhaltes. Seine quälenden Gedanken werden von Personen übernommen, die sich plötzlich vor seinen Blicken erheben, wie uralte Bekannte, die bis dahin gleichsam in einem verwunschten Berge hausend durch eine Erderschütterung Ausgang gewinnen und, dicht vor ihm stehend, nun ihm mehr noch als seine nächsten Verwandten sind. Was er in sich verdammte und nicht besiegen konnte, wälzt er in ihre Seelen hinüber, zugleich aber das Gefühl seines unverwundlichen Selbstvertrauens, und den verkörperten Triumph dieses Glaubens zeigt ihm seine Phantasie nun in der endlichen Lösung des Dramas, das als das Evangelium der Erlösung des Menschen durch Tätigkeit gelten darf. Wie wäre es möglich, diesen Inhalt des zweiten Teiles abgesondert zu denken? Die letzte Phase des zweiten Teiles mußte mit dem ersten Teil zugleich entstehen: die Verhöhnung Mephistos, die Rettung Fausts aus seinen Krallen, denen die Macht, ihn festzuhalten, genommen wird. Durch kolossale reale Schöpfungen wird diese Rettung vorbereitet. Faust ringt dem Meere ein neues Stück Weltteil ab. Die höchste Verherrlichung menschlicher schaffender Tätigkeit, die denkbar ist, sehen wir in Fausts Lebensausgang vor uns.

War Mephisto aber eine Figur, die sich während Goethes Leben fortschreitend erweitern mußte, so war diese fort-

währende Umgestaltung für Faust noch notwendiger. Darüber braucht weiter nichts gesagt zu werden. Wie begreiflich, daß Goethe diese Dichtung niemals abschließen wollte. Die Natur seines Werkes und dessen vornehmster Gestalt war, daß sie unendlich sein mußten. Wir dürfen heute behaupten, es sei notwendig gewesen, daß Goethe den Druck des Abschlusses bis über seinen Tod hinaus verzögerte. Erst nach seinem Lebensende konnte Faust selber dem deutschen Volke als fertige Gestalt geboten werden.

Wir hatten gesehen, wie dadurch, daß Faust die beste dichterische Kraft Goethes vor allen andern Kindern seines Geistes zugewandt war, bei diesen andern nun ein gewisser Mangel an innerem Gewicht erklärbar werde. Wir haben Werther als Werther plus Faust, Egmont als Egmont plus Faust, und so die Reihe durchzunehmen. Und in der Tat verfahren wir unbewußt immer so. Es ist keine künstliche Rechnung. Sie aber wieder macht nun klar, was Faust für sich allein anlangt, warum diese kraftigste aller Goetheschen Gestaltungen nach außen ein gewisses formloses, verschwimmendes Dasein empfing. Faust hat etwas Unbedingtes in seiner Erscheinung. Er empfindet, genießt, sturmt durchs Leben, ohne festen Fuß zu fassen, wie ein Damon, der in menschlicher Gestalt zu leben genötigt ist. Das irdische Schicksalsmäßige ist bei ihm bloß zufällige Nebensache. Er fliegt dahin und dorthin, nirgends festgehalten. Zeit und Entfernung, mit denen wir alle zu rechnen gezwungen sind, scheinen gleichgültige Elemente zu werden.

Dies eben entspringt als notwendige Folge aus jener geteilten Existenz. Bedurften jene Gestalten Fausts als unsichtbaren Zusatzes, so bedarf Faust Goethes selber als seines sichtbaren Zwillingsbruders. Faust repräsentiert Goethes wirkliches Leben. In seiner allgemeinen Existenz wird Faust fähig, mit Goethe zu altern und doch jung zu bleiben. Bis zu den letzten Tagen nimmt er ihm jeden Ge-

danken ab Faust ist der verkorperte Geist Goethes, dem keine Entfernung zu weit, keine Erfahrung unmöglich war Wir trauten Faust zu, alle Gedichte Goethes, all seine wissenschaftlichen Werke geschrieben zu haben Was Goethe an einzelnen Versen und Gedanken hinterlassen hat, die der Moment von ihm ablöste, konnte samt und sonders als Paralipomena zum Faust betrachtet werden

Damit ist die Genesis auch dieser Gestalt und damit die des ganzen Gedichtes in fortschreitender Entfaltung gegeben In demselben Maße, als Goethes geistige Fähigkeiten wuchsen, strömte seinem Drama neue Kraft zu Im Alter genugte ihm vieles nicht mehr in der Fassung, in der er es jung geschrieben hatte Er bringt in Verse, was ihm in der prosaischen ersten Gestalt zu grell vorkommt Immer neue Umgestaltungen nimmt er vor, immer neuen Vorrat arbeitet er hinein, immer neue Versuche stellt er an, die Komposition abzurunden Er vergleicht das Werk Schiller gegenüber einmal mit einem Haufen von Pilzen, die aneinandergedreht gleichzeitig aufgeschossen sind, während jeder doch für sich ein Ganzes bildet Er will damit das agglutinative Wachstum des Dramas charakterisieren, dessen einzelne Teile trotz ihres Fursichseins als Mitglieder derselben Familie kenntlich seien Goethe durfte mit Recht in seinem letzten Briefe sagen eine auflösende Kritik mache ihm diesem Werke gegenüber nicht bange Auf das glücklichste aber kam ihm bei diesem Bestreben, der Dichtung einheitliches Kolorit zu geben, das lokale Element zu statten Goethe brauchte 1772 seine Phantasie nicht auf weite Reisen zu schicken, er hatte nur zusammenzustellen, was die nächste Erinnerung ihm verlieh, und Faust und Gretchens Vaterstadt waren fertig Auch daran war nachtraglich nichts zu bessern und zu ändern Frankfurt schon lieferte die Grundlage die mauernumgebene, abgeschlossene, uraltbegründete deutsche Reichs-

stadt, von deren Gassen und Gaßchen, Durchgangen, Winkeln und Ecken mit Handwerksgeräusch und -geruch (1876) nur noch die letzten Reste bestehen Unsere kahlen Wohnstätten sind nicht mehr die heimatlichen Nester jener Zeit, die, von Vater, Großvater und Urgroßvater warmgewohnt, in jeder Dielenritze bekannt und ehrwürdig, als mitlebende Gehause der Familie dastanden Zu Goethes Zeiten war das noch das natürlche Die engen Hausermassen bewohnt bis unter die Dächer, die Kirchen mitten darin als die Hauptschauplatze städtischen Pompes All das strebte in tausend Spitzen der Hohe zu, weil sich der Breite nach zu entfalten kein Raum war, oben lag die Sonne auf den Dächern und Schornsteinen, unten, je mehr man hinabstieg, war es dumpfig und dämmerte selbst am hellen Mit-tage. Da gab es enge Hinterhäuser mit Gartchen und Mau-ern, fließende Brunnen mit schwatzenden Magden, feste Tore, aus denen an Sonn- und Festtagen die Menge ins Freie strömte

Das hatte Goethe in Frankfurt vor den Augen gehabt und in Leipzig und Straßburg wiedergefunden Und sogar in Weimar vor seinem Hause fehlte, als Mitte des dreieckig unregelmäßigen kleinen Platzes davor, der Brunnen nicht, an dem abends die Magde einander den Stadtklatsch zu-trugen.

Damit war den Gestalten des Dramas ein festes Kostum gegeben. Die Szenen am Hofe des Kaisers schlossen sich an die städtischen Abenteuer des ersten Aufzuges orga-nisch an, und auch die allerletzten Szenen, wo Faust er-blindet, ordnen sich äußerlich in eine gewisse Zeit ein, eine Beschränkung, der ihr Inhalt zu widerstreben scheint Sogar den himmlischen Szenen passen sich so die Dar-stellungen der Renaissancemeister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als Dekorationen an, und selbst für die im klassischen Altertum spielenden Partien ergibt sich eine bildliche Anlehnung an die Auffassung der

Antike, die den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts geläufig war

Anfangs hatte man „Faust“ als bloßes Gedicht angesehen. Nur der geistige Inhalt schien wichtig, die Bühne, auf der das Drama spielt, in der Phantasie aufgeschlagen, und selbst der erste Teil so wenig für das wirkliche Theater geeignet, daß die erste Bühnendarstellung des „Faust“ in Weimar nicht früher als im Jahre 1829 erfolgte. Zur Feier von Goethes achtzigstem Geburtstage wurde das Wagstück unternommen. Daß der zweite Teil jedoch darstellungsmöglich sein könne, kam wohl niemandem in den Sinn, noch weniger, daß Goethe auch hier stets wirkliche, praktisch erreichbare Bühneneffekte im Auge gehabt. Goethe allein wußte, daß die szenische Darstellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft sei. Er äußerte gelegentlich, es werde einmal ein Franzose darüber kommen und ein Spektakelstück daraus machen müssen, und er hat selbst mit diesem Scherz recht gehabt. Ein französischer Komponist hat eine große Zauberoper aus „Faust“ gemacht. Und so ist endlich auch der zweite Teil des Dramas mit handelnden Personen aufgeführt worden. Wer sich das Werk ernsthaft hierauf ansieht, wird herausfinden, daß dergleichen nicht auf den ersten Schlag gelingen konnte. Es werden nach langen Versuchen Drama, Oper, Ballett und Dekorationsdarstellung zusammenwirkend die richtige Methode ausfindig machen müssen. Dann erst kann hervortreten, welche großartigen Effekte für die Bühne Goethe im Auge hatte, die seinen Blicken anfangs allein sichtbar waren und deren Auffindung er späteren Tagen als Erbschaft getrost überließ. Ich zweifle nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo Aufführungen des zweiten Teiles des „Faust“, vereint mit dem ersten, sich zu wirklichen dramatischen Volksfesten gestalten konnten. Die Laufbahn dieses größten Werkes des größten Dichters aller Völker und Zeiten hat erst begonnen, und es sind für die

Ausnutzung seines Inhalts nur die ersten Schritte getan worden

Die Erklärung oder Deutung des „Faust“ gehört zu unseren wissenschaftlichen Problemen. Das Werk enthält neben seinen offenen dichterischen Schönheiten einen so kolossalen Schatz an Weltweisheit, zum Teil in ratselhafter Form, daß es den Scharfsinn der Leser, besonders aber den der deutschen Gelehrten immer aufs neue herausfordert. Wir haben eine eigne Literatur darüber, deren Zweck es ist, nicht nur Goethes Credo, sondern das Credo seines gesamten Jahrhunderts im „Faust“ nachzuweisen.

„Faust“ machte gleich 1808 den Eindruck einer literarischen Offenbarung. In diesem Werke, in den „Wahlverwandtschaften“ und in den bald folgenden Nachrichten über sein früheres Leben, worin Goethe sich in seinen Anfängen als zukünftigen Bürger des neunzehnten Jahrhunderts konstruierte, schien ein neuer Genius in der alten Gestalt aufzusteigen. Wie Goethes erste Lebenszeit sich im „Werther“ gespiegelt hatte, auf den seine Bewunderer, die mit ihm jung gewesen waren, stets zurückkamen, so begann Goethes neueres Dasein, der Goethe des neunzehnten Jahrhunderts, mit „Dichtung und Wahrheit“, mit den „Wahlverwandtschaften“ und mit „Faust“, zu denen das Frühere nun wie in prähistorischen Verhältnisse steht. Die wahre Popularität Goethes nimmt mit diesen Werken ihren Anfang.

Zugleich aber hören seine engeren persönlichen Verhältnisse nun auf, maßgebend für unser Urteil über ihn zu sein. Jetzt, wo Generation auf Generation das geistige Leben in Deutschland auf Goethe hinlenkt, wird es fast gleichgültig, wem aus diesem großen Kreise er noch in besonderem persönlichen Verhältnisse näher trat. Goethe hat bedeutenden Menschen die entscheidende Richtung gegeben, welche niemals, oder besten Falles ein-, zweimal

mit ihm in persönliche Berührung treten durften. Es wäre nicht nur ungerecht, sondern geradezu falsch, die Verhältnisse, welche die im engeren Weimarer Dasein nun sich folgenden Tage für Goethe gestalteten, als den Rahmen seiner Biographie zu betrachten. Wo eine Sonne einen ganzen großen Frühling hervorruft, einen Sommer befruchtet und einen Herbst zeitigt, an dem ein gesamtes Volk Teil hat, da wird man nicht als das Wichtigste betrachten, von welchen nächsten Wolkenbildern umgeben tagtäglich das große Gestirn am Himmel aufsteigt und seinen Weg vollendet. Es konnten andere Wolken sein, es brauchten auch gar keine zu sein.

DER AUSGANG

Hiermit schließe ich diese Betrachtung Goethes ab
Ich habe zu Anfang gesagt, ich wurde von seinen Werken
ausgehen sie sind besprochen worden
Nach „Dichtung und Wahrheit“ erscheint bei nebenher-
laufender unablässiger Produktion anderer Sachen, dichterischer wie wissenschaftlicher, deren nicht abbrechende
Fülle sich fast vom Tage zum Tage verfolgen läßt, der
„Westöstliche Divan“ als abermaliges Hauptwerk An
diese Sammlung neuer Gedichte im orientalischen Gewande knüpft sich die Erinnerung der Freundschaft Goethes mit Marianne Willemer, die er als Suleika darin verherrlicht hat Im „Buche des Timur“ dagegen sind Goethes letzte Gedanken über Napoleons Sturz und Große niedergelegt. Der „Westöstliche Divan“ hat aus dem Grunde besondere Wichtigkeit, weil in ihm eine neue Phase der Goetheschen Verskunst hervortritt, welche sich von den antiken Maßen abwendend zu neuen Freiheiten aufschwingt Abermals seiner Zeit voraneilend, hat Goethe hier den Ton angeschlagen, in dem Ruckert, Platen u a gedichtet haben
Nach diesen Gedichten trat die „Italienische Reise“ als letztes großes selbständiges Werk hervor, im Jahre 1817. Darauf beginnt die Sorge für die neue Gesamtausgabe der Werke Goethe in Anspruch zu nehmen, an die sich, nach seinem Tode, die vielen Bände der „Nachgelassenen Werke“ anschlossen, von denen er nicht wollte, daß sie vor seinem Abtreten von der Lebensbühne gedruckt wurden

Bis zu seinem Tode aber blieb Goethe, so viele auch ihn kannten und von ihm wußten, seinen eigentlichen Schicksalen nach eine halb mythische Gestalt für die Deutschen. Außer verhältnismäßig geringen Bruchstücken seiner Korrespondenz war damals von seinen Briefen nichts bekannt. Diese sind jetzt unsere vornehmste Quelle für seine historische Betrachtung.

Nehmen wir, aus dieser uns heute zu Gebote stehenden Kenntnis, Goethes letzte zwanzig Jahre zusammen, so ergibt sich

In einer Zeit der politischen Zerrissenheit und dumpfen Schweigens im öffentlichen Leben war die Verehrung für Goethe eins der wenigen vaterlandisch-gemeinsamen Gefühle, welche offen bekannt werden durften. Ihm allein gegenüber war von einem einigen Deutschland zu reden erlaubt. Hier liegt Goethes politische Wirkung höchster Art. Er war der leuchtende Punkt, auf den in truben Tagen, die nicht enden zu wollen schienen, in den zwanziger und dreißiger Jahren, jedes Auge sich wandte.

Goethes Haus war in seinen letzten Jahren zu einem Wallfahrtsort geworden. Weimar war damals nicht mehr, wie zu Schillers Zeiten, eine Brutstätte für literarische Tätigkeit, ein Herd für Intrigen und persönliche Handel, es war ganz zu Goethes Ruhsitz geworden, der dort in stiller Arbeit neben Karl Augusts Residenz die seinige hatte. Dieses ungestörte und zugleich bewegte Dasein war für seine Natur ein wahres Geschenk der Vorsehung. In natürlicher Weise thronte er da, unbehellig von der Eifersucht anderer, und nahm mit kaiserlichem Wohlwollen jeden gern an, der an seine Türe klopfte. Weimar bildete nun die vermittelnde Grenzstation zwischen Nord- und Süddeutschland. Eine gewisse feierliche Abgemessenheit war in Goethes Art und Weise eingedrungen. Seine Sprache bewegte sich nun zuweilen in fast befängener Weise in den von ihm selbst gefundenen Wendungen, seine Urteile

wurden oft in einer Form gegeben, deren lapidaren Stil man bewegter gewünscht hatte. Am offenbarsten zeigt sich Goethes Stil der letzten Periode im Briefwechsel mit Zelter, dem Berliner Komponisten, mit dem ihn eine fast nur auf äußerem Zusammengehen beruhende, trotzdem aber innige Freundschaft verband.

Verlangen wir eine getreue Darstellung dieser Weimarer Existenz, wie sie Tag für Tag sich abspann, so treten Goethes letzte zehn Jahre am schönsten hervor, wenn wir Eckermanns Erinnerungen, vereint mit denen des Kanzlers von Müller, lesen. Hier sehen wir, als hätten wir es miterlebt, wie Goethe bis zuletzt sich mit der herrschenden Jugend in Berührung zu halten bestrebt war. Er sagte, daß dies das einzige Mittel sich zu verjungen sei. Seine Lebenskraft war unerschöpflich. Noch in seinem siebzigsten Jahre hatte ein schönes junges Mädchen eine Leidenschaft in ihm entzündet, die niederzukämpfen ihn ungeheure Anstrengung kostete, ein Kampf, aus dem leidenschaftliche Dichtungen entsprungen sind. Goethe, indem alle Vorteile des Alters ihm zuströmten, schien die alten Kräfte seiner Jugend nur zu verstecken, nicht aber verloren zu haben. Alle seine Freunde waren endlich tot: der Herzog, Frau von Stein, ja sogar sein Sohn war ihm vorausgestorben. Er laßt es sich nicht anfechten. Zu leben war ihm bis zum letzten Tage ein Genuß, immer wieder entzucken ihn Frühling und Sonnenschein, locken ihn in sein geliebtes Land hinein nach allen Seiten, und die aufsteigenden Erinnerungen vergangener Zeiten erquickten ihn, statt ihn traurig zu machen. Er sieht mit heiterer Erwartung, mit echt menschlicher Neugier, was denn nun kommen werde, jedem neuen Tage entgegen.

Am 22. März 1832 starb er. Er hatte noch Jahrzehnte so fortleben können wie die Patriarchen, von denen das Alte Testament berichtet. Und deshalb kam sein Verlust so unerwartet und wurde so tief empfunden: es schien unmög-

lich, daß ein Mann mitten aus dem Genuß seiner besten Kräfte herausgerissen werden sollte

„Am andern Morgen nach Goethes Tode“, lesen wir in Eckermanns Aufzeichnungen, „ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edeln Gesichts Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden Der Körper lag nackt in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nahe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die gottliche Pracht dieser Glieder Die Brust uberaus mächtig, breit und gewolbt, die Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall.

„Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzucken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen “

SCHLUSSWORT

(1894)

Goethes Zeitalter ist mit dem Jahrhundert, dem es den Namen gibt, im Untergehen begriffen

Wir begeistern uns für das Vergangene nicht mehr, bloß weil es vergangen ist. Mag heute mit noch soviel Mitteln gegraben und gesucht werden, mögen die Fundberichte der Altertumsforscher noch so emphatisch von der Wichtigkeit neuester Entdeckungen reden: der Goethesche Blick ruht nicht mehr darauf, unter dem der ausgewählte Marmor früher in Geist verwandelt wurde. Und auch das Publikum fehlt, das früher an den geheimnisvollen Wert der in diesen Fundstücken schlummernden Gedanken glaubte. Wir glauben nicht mehr an das Altertum des Goetheschen Jahrhunderts.

Die früher, fast konnte man sagen, verbotene Beteiligung an politischen Dingen ist für jeden heute zur Pflicht geworden. Die Goethesche Epoche durfte die in ihr längst wach gewordene Ahnung großer Wandlungen nicht offen aussprechen und hatte sich an dieses ihr auferlegte Schweigen gewöhnt, als gehöre es zu den natürlichen Lebensbedingungen. In halb flusterndem Tone nur wurden die Meinungen ausgetauscht über das, was die Zukunft bringen müsse. Eine Art künstlicher Dämmerung fuhr fort zu herrschen. Heute faßt man die Verhältnisse mit festen, rauen Händen an und formt sie neu, wie der Tag sie verlangt, um sie wieder und wieder einzureißen und neu zu gestalten. Das ist die Aufgabe.

Das Goethesche Zeitalter ist vorüber Goethe selbst aber? Hier stehen wir einer neuen historischen Erfahrung gegenüber

Die Strahlen des noch im Leben stehenden Goethe hatten das deutsche Land erleuchtet, als der Krieg gegen Napoleon I vollbracht war und das befreite Volk sich im eigenen Hause einzurichten begann, im guten Glauben, als müsse der sieghafte Geist auch dafür ausreichen Solange die lebten, welche damals noch mitgetan hatten, regierte ein unantastbares Vertrauen auf die Kraft höherer geistiger Arbeit. Lange Jahre der Erniedrigung, welche den Befreiungskriegen folgten, vermochten nicht, es zu erschüttern Der erste Gedanke nach dem Wiedergewinn des Elsasses war die Neugründung der Straßburger Universität. Der Wissenschaft sollten die Vorteile des Kaiserreichs zugute kommen Noch war dieser Geist lebendig Schon aber bildeten die die Übermacht damals, die von der Wissenschaft im hergebrachten Sinne nichts Förderndes mehr erwarteten. Wissenschaft, wie wir Alten den Begriff fassen, beruhte auf unbegrenzter Anerkennung des in griechischer und lateinischer Sprache Überlieferten. Das neunzehnte Jahrhundert hegte die „ewige Sehnsucht“ nach einem „Altertume“, das die Geheimnisse, die der Gegenwart auf dem Herzen lasteten, endlich doch enthüllen werde Einige glauben heute noch an die Hoheit des Altertums, wenige aber noch an seine Allmacht Wir sind auf unsere eigenen Füße gestellt, und unsere Ziele liegen nach vorwärts Goethe war im stillen derselben Meinung aber er verheimlichte sie! Im Abschlusse des Faust liegt sie ausgesprochen Dieses Element seines Geistes aber blieb der Epoche fast noch unbekannt, die Goethes Namen trägt —

Der wohlbedacht geschriebene Satz, der innerhalb geschlossener Wände rezitiert oder gelesen wird, ist für uns das Zeichen der Goetheschen Epoche der glatte, sanfte Stil, heute herrscht das im Momente produzierte, gesprochene

politische Wort, in freier Luft oder in weiten Räumen in die Menge geschleudert. Die öffentliche Rede, die telegraphische Depesche, der Reporterbericht alles, was Proklamation genannt werden kann, halten die Pässe besetzt, durch die Gefühle und Gedanken, welche Sprache werden wollen, hindurchmüssen Und nicht Goethesche Gedanken — was bisher darunter verstanden wurde — sind es, für deren Ausdruck diese Sprache des neuesten Tages dienen soll Es handelt sich nicht mehr um die einsame Betrachtung des Geschehenen, die das neunzehnte Jahrhundert erfüllte. Wir wissen heute, daß unsere feinsten philologischen Künste uns Caesar und seine Genossen nicht näher bringen Es waren Politiker, die auf verhältnismäßig eng begrenzten Gebieten einander entgegengearbeitet haben, Leute, deren Gedanken wir kaum kennen die Zeiten des wirklichen eigenen Erlebens haben begonnen!

Das einzig Bleibende sind die unverwundlichen Eigenschaften des deutschen Charakters Ungeahnte Dimensionen wird das Flussigwerden aller Verhältnisse annehmen Die unübersichtbare Masse der bloß Erwerbenden gibt bereits den Ton für das Urteil in geistigen Dingen an Schon vollzieht sich der Übergang der um ihrer selbst willen schaffenden Kunst in das verdienende Kunstgewerbe, der Gelehrsamkeit in das Schriftstellertum. Zeiten wiederkehrender Stille sind beinahe undenkbar Die Kämpfe beginnen ja erst Nur ein beruhigendes Zeichen in ihnen: das wachsende Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme nach außen, des Einstehens aller für alle, wo es sich um deutsche Ehre handelt

Was soll Goethe innerhalb dieses Ringens um Dinge, die so weit entfernt von dem zu liegen scheinen, was er war und betrieb? Es brauchte, um diese Frage zurückzuweisen, doch nur des Hinblickes auf die Verbreitung seiner Werke, die starker ist, als je in seinem Leben. Wenn ich sage, die Nach-Goethesche Epoche des zwanzigsten Jahrhunderts

habe schon begonnen, so meine ich damit nicht eine Zeit des Abgetanseins für Goethe, aber man wird ihn anders auffassen. Vom „Faust“ wird ausgegangen werden. Einzig dem inneren Feuer seiner Dichtung nachgehend, wird man „Werther“ und „Gotz“ dem „Faust“ anreihen. Dann wird die lange Reihe seiner Briefe ihn als den erscheinen lassen, dessen Gedanken das Wachsen der Ereignisse am besten widerspiegeln. Dann seine kürzeren Gedichte, die den melodischen Wohlklang unserer Sprache aller Zukunft verkünden. Es wird eine Zeit kommen, wo Goethes Werke seine Anschauung des Weltganzen, seine Weisheit, die Schönheit seiner Sprache und der Gedanken, einen Schatz bilden werden, dessen Wertes die germanische Rasse in höherem Grade als je zuvor sich bewußt ist als eines unschätzbaren Etwas, an dessen Besitz mit ihr Glück gebunden ist.

Goethes geistige Arbeit wird immer mehr als eine einheitliche sich zeigen. Als ein Unbeabsichtigtes, aus sich selbst Harmonisches, als ein Unentbehrliches. Unsere zukünftige Wissenschaft wird, soweit die heutige von Goethe abzulenken scheint, von neuem sich an seine Gedanken anschließen. Als ein Kreis von Freunden Goethes Geburtstag 1893 auf dem Brenner in Tirol feierte, trat ein Romanist auf, um darzulegen, wie Goethes kurze Begegnung mit Diez für diesen so wichtig wurde, daß von hier aus die Grundung der romanischen Philologie in Deutschland zu rechnen sei. Nach wieviel Seiten noch wird Goethe als der Gründer der Gedankenarbeit von Jahrhunderten erkannt werden!

Das zwanzigste wird vielleicht die Entdeckung machen, daß von Goethe das vorausgewußt worden sei, was es einst für sich erreicht haben wird, und sogar das, was es noch erstrebt. Man wird die Stellen seiner Werke bezeichnen, wo das ausgesprochen sei. Immer breiter werden die Zeiträume sich ausdehnen, welche die einander folgenden Genera-

tionen von Goethe trennen was aber tut ein Jahrhundert mehr oder weniger für das Verhältnis der sich weiterentwickelnden Menschheit zu Homer oder Shakespeare? Ihre Kraft, in die Seelen einzudringen, nimmt immer mehr zu. Mit ihnen wird auch Goethe einmal als Gestirn für sich die Menschheit begleiten

ANHANG

Zur Textgestaltung / Literaturangaben

Anmerkungen / Zeittafel

Tafelverzeichnis

Diese neue Ausgabe von Herman Grimms Goethebuch erschien zuerst 1939, in einer Zeit, als es kaum eine nicht beanstandete Goethebiographie in Deutschland gab. Unsere Veröffentlichung hatte also vor allem den Zweck, die Bekanntschaft mit Goethes Leben jahrelang in einer würdigen Form zu vermitteln. Diese Absicht traf zusammen mit Überzeugungen des Herausgebers und des Verlags von der Bedeutung Herman Grimms und namentlich seines „Goethe“, die der erstere schon lange vorher ausgesprochen hatte und die zu Beginn der Einleitung dieses Bandes nachdrücklich wiederholt sind. Für die Art der Herausgabe standen zwei Wege zur Wahl. Entweder konnte ein genauer Neudruck des Grimmschen Textes erfolgen — dafür schien die Achtung vor der Bedeutung des Verfassers zu sprechen. Da aber zunächst die dringlichste Aufgabe darin bestand, für alle irgendwie empfänglichen Schichten der Leserschaft in Deutschland ein würdiges Buch über Goethe bereitzustellen, mußte ein anderer Weg beschritten werden, der einer durchgreifenden Bearbeitung, wodurch alle Schwierigkeiten beseitigert werden sollten, die eine solche unmittelbare Wirkung behindern konnten.

Die Notwendigkeit einer solchen Bearbeitung ergab sich aus mehreren Gründen. Zunächst. Nach der Sitte akademischer Vorlesungen behandelte Grimm überall in größeren und kleineren Abschnitten die Quellen und die wissenschaftliche Literatur. Diese Angaben sind heute zum großen Teil überholt. Ich stand vor der Wahl, entweder zu verbessern, zu ergänzen und eigene Erörterungen einzusetzen, oder die Behandlung dieser Fragen im Text zu streichen und durch Anmerkungen am Schluß des Buches zu ersetzen. Letzteres ist geschehen —

Eine weitere Schwierigkeit bestand in den vielen Anspielungen Grimms auf die damalige Gegenwart. Kein Zweifel, daß in ihnen einst ein großer Reiz seiner Vorlesungen gelegen hat. Für uns aber ist, was Grimm „heute“ nannte, eine längst vergangene Zeit. Grimms Berlin ist ein Berlin, das noch vor Fontanes Berliner Romanen liegt! Auch seine Anspielungen auf die geschichtlichen Vorgänge seiner Zeit, z. B. auf die Zerstörung des alten Rom durch die Bauspekulanten der siebziger Jahre, sind selbst längst geschichtlich und durch die römischen Umbauten der letzten Jahrzehnte überboten worden. Wollte man sie beibehalten, so bekame das Buch eine edle Patina —, aber dies eben wollte ich vermeiden: es kam mir ja gerade darauf an, das unmittelbare Leben in ihm zur Geltung zu bringen — Als wissenschaftlich überholt erwiesen sich nur wenige Stellen, und diese betrafen niemals das Wesentliche seines Goethebildes, um so mehr konnten sie kurzerhand gestrichen werden. In den Anmerkungen ist dies stets vermerkt. Nur Einzelheiten wie Namen, Daten, Zitate habe ich auf Grund der Weimarer Ausgabe usw. stillschweigend berichtigt — Einige Kürzungen habe ich in den geschichtlichen Überblicken vorgenommen, ohne aber je eine Ansicht oder ein Urteil Grimms zu unterschlagen oder zu ändern. Gekürzt habe ich auch die allgemeinen Betrachtungen, die Grimm z. B. der Erörterung von Goethes Beziehungen zu Charlotte von Stein vorangestellt hat. Damals waren eben erst Goethes Briefe an sie bekannt geworden und hatten allerlei zudringliche und frivole Deutungen ihres Verhältnisses hervorgerufen. Hierzu mußte Grimm grundsätzlich Stellung nehmen, und er hat das tapfer getan. Heute aber ist es überflüssig, diese edle Frau gegen den albernen Verdacht zu verteidigen, Goethes „Mätresse“ gewesen zu sein. Es genügt, Grimms schöne, positive Schilderung dieser Freundschaft zu wiederholen — Seine Behandlung Schillers mußte Grimm schon in seinen späteren Vorreden und Nachworten verteidigen und ergänzen. Ich habe, was er dort nachträglich ausgesprochen hat, in den Text eingesetzt und an anderen Stellen einige mißverständliche Sätze gestrichen. Niemand würde Gefallen daran finden, wenn er lesen mußte: „Als er den Wilhelm Tell schrieb, welcher den Tyrannenmord predigte, war bei der ersten Konzeption jener Parricida nicht vorhanden, der

zuletzt auftretend dem Publikum sagt, man dürfe zwar Landvogt, aber keine Kaiser umbringen“ Das empfinden wir allzusehr als Berliner Plauderton, und noch dazu ist es der Ausdruck einer Zeit, in der sich nach der lauten, einseitig politischen Schillerverehrung vor und nach 1848 eine entschiedene Abwendung von Schiller vollzog (Vgl. dazu auch die Anmerkungen zum 12 Kapitel) — Besonders schwierig war die Stellungnahme zu Grimms Sprachstil Wenn man einmal die Entwicklung der deutschen Prosa im 19. Jahrhundert darstellen wird, dann wird man Grimm darin einen hervorragenden Platz anweisen müssen Er gehörte zu denen, die einen neuen Sprachstil aus der lebendigen, gesprochenen Sprache erschaffen wollten, während andere die Formkunst der Klassiker weiterbildeten Damit hängt es zusammen, daß er sein Goethebuch als „Vorlesungen, gehalten an der Universität“ herausgab, und tatsächlich glaubt der Leser der ersten Auflagen eine stenographische Aufnahme genau so gehaltener Vorträge vor sich zu haben In Wahrheit ist der gedruckte Text wie alles, was Grimm veröffentlicht hat, das Ergebnis peinlicher schriftstellerischer Ausarbeitung, noch die Korrekturbogen waren für ihn nur die Unterlage für eine Umformung, bei der oft kein Stein auf dem andern blieb Die Angleichung seiner Schriftsprache an das gesprochene Wort findet sich in allen Werken Grimms, aber wohl nirgends ist sie so weit getrieben wie in seinem Goethebuch Man darf überzeugt sein, daß er bewußt manche Wagnisse seines Goethebuches später aufgegeben hat, weil er darin nun mehr Eigenwilligkeiten erblickte Ich bin ihm bei der Bearbeitung darin gefolgt und habe etwa den Grimm-Stil hergestellt, den seine reifsten Schriften aufweisen Solche „Eigenwilligkeiten“ treten uns im Originaltext besonders in der Wortstellung und im Gebrauch der Fremdwörter entgegen Hier wenigstens ein paar Beispiele! Er schreibt „Über dem Rhein schwebte der volle Atem Süddeutschlands damals noch“ „Den 5. Juli, eine Zeit also nun schon nach Goethes Erscheinen in Weimar“ „Schiller am wenigsten freilich konnte wissen, warum“ „Durch ein besonderes Zusammentreffen mußte Schiller damals zuletzt sich von dem Umgang mit Goethe geradezu ausschließen finden“ „Und so verfahren wir unbewußt immer in der Tat“, d. h. „tatsächlich“ Ähnlich verhält es sich mit Grimms

Fremdwörtern Er spricht von Herders superiörem Urteil, vom Konsistenten in Deutschland, er laßt Schiller genotigt sein, „um seiner Renommee“ willen zu handeln, und Schiller wird als ein Schriftsteller bezeichnet, der das Metier von Grund aus kannte „Die sie trennende Distance war ihnen gerade recht“ Oder „Das Entscheidende in der Karriere eines Kindes ist nicht der Moment, wo es als Wesen für sich zu bestehen beginnt“ (gemeint ist der Lebenslauf des Kindes) — Manche Unzutraglichkeiten waren damit verbunden, daß Grimm den Eindruck einer Wiedergabe von Vorlesungen peinlich aufrechterhielt Der Zwang, einen umfangreichen Stoff in Abteilungen von je Dreiviertelstunden zu zwingen, hat noch immer Unheil angerichtet Ich habe dafür eine sachliche K a p i t e l e i n t e i l u n g gesetzt die auf Grimms eigene Disposition zurückgeht Es ist unverkennbar, daß erst dadurch die tatsächliche Gliederung zur Geltung kommt, während für die einzelnen „Vorlesungen“ Grimm teils keine einheitlichen, teils überhaupt keine Überschriften finden konnte Sie entsprachen eben nur äußerlichen Abteilungen Geändert ist endlich auch der Titel des Buches Er lautete in den Originalausgaben „Goethe Vorlesungen, gehalten an der Kgl Universität zu Berlin von H G“ — Ich habe den Titel nach den Büchern über Michelangelo und Raffael gestaltet Grimm wollte eine Biographie geben Seither sind Bücher über Goethe schlechthin, d h seine zeitlose geistige Gestalt erschienen, so wie Grimm das unter Berufung auf Goethes „Winckelmann“ vorausgesagt hat Zum Unterschied von diesen hatte Grimm sein Goethebuch zweifellos ausdrücklich als „Leben Goethes“ gekennzeichnet

So weit zur Rechtfertigung der Bearbeitung, ihrer Notwendigkeit und ihres Verfahrens In derselben Weise ist inzwischen die Herausgabe der Grimmschen „Essays“ mit einem ersten Band „Deutsche Künstler“ begonnen worden Nachdem es aber gelungen zu sein scheint, Grimm wieder zu der Wirkung zu verhelfen, die ihm zukommt und die er einst besaß, wird bei den weiteren Essay-Bänden der Versuch gemacht werden, diese ganz getreu in seinem Sprachstil (in „diplomatischen Neudrucken“) darzubieten

Die folgenden Anmerkungen sollen erstens die Literatur-

angaben, die Grimm im Text gegeben hatte, ersetzen, dabei zweitens auf die wichtigsten Forschungen seit Grimm hinweisen, und drittens größere Eingriffe des Bearbeiters angeben und begründen. Bei den Literaturangaben kommt es mir lediglich darauf an, jeweils die Arbeiten zu nennen, worin die Grundlagen für die Lösung der einzelnen Probleme gelegt sind, und auf solche Bücher hinzuweisen, die auch dem Laien (d. h. dem Nichtphilologen) eine gediegene Forderung bringen. Besonderer Nachdruck ist dabei auf die Veröffentlichungen seit dem Erscheinen der Grimmschen Vorlesungen (1876) gelegt worden.

Eine vollständige Goethe-Bibliographie enthält die dritte Bearbeitung des 4. Bandes von Godeckes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ 1912 (2 Bände von 826 und 748 Seiten, fast nur ausgefüllt mit Titeln von Büchern und Aufsätzen, dazu ein 3. Band von 321 Seiten mit Ergänzungen und Register) — Als Heft 25 der „Deutschen Volksbibliographie“ habe ich 1932 veröffentlicht „Goethe, der Mensch, der Dichter, der Denker. Schriften von ihm und über ihn“ — Laufende Literaturnachweise in den Fachorganen, lange Zeit hindurch im Goethe-Jahrbuch, neuerdings in den Jahresberichten über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur, herausgegeben von der Literatur-Archiv-Gesellschaft in Berlin — Das „Goetheschriftum des Goethejahres“ (1932) hat W. Frels zusammengestellt — Hauptorgane der neueren Goethe-Forschung sind seit 1880 das „Goethe-Jahrbuch“, später „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft“, jetzt Viermonatsschrift „Goethe“, ferner seit 1887 die Chronik des Wiener Goethevereins, seit 1902 das Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, seit 1921 das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Goethe-Kalender (begründet von Bierbaum, jetzt von Beutler), Stunden mit Goethe (hgg. von Bode seit 1904).

Ausgaben Nachdem Goethes Enkel 1883 den gesamten handschriftlichen Nachlaß der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar testamentarisch vermacht hatten, entstand von 1887 bis 1919 die sogenannte Weimarer oder Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, im „kritischen Apparat“ alle verschiedenen

Fassungen des Textes, Entwürfe usw. enthaltend — Seit 1932 ist ein „Welt-Goethe“ in Bearbeitung — Besonders vollständig die Dunndruck-Ausgabe des Insel-Verlags — Erläuterungen in der alten Hempelschen Ausgabe, in der Cottaischen „Jubiläumsausgabe“ und der „Festaussgabe“ des Bibliographischen Instituts — Vorzügliche Auswahl im „Volksgoethe“ der Goethe-Gesellschaft

Maximen und Reflexionen mehrere neue Ausgaben, besonders in neuer Anordnung von Günther Müller (Kroners Taschenausgabe 186)

Briefe und Tagebücher in mehreren guten Auswahl-Ausgaben (vollständig in der Sophien-Ausgabe) Briefwechsel mit Schiller, H. Meyer, Bettina Brentano, Marianne von Willemser in neuen kritischen Ausgaben

Auswahlen der Naturwissenschaftlichen Schriften in Kröners Taschenausgabe (62) und bei Diederichs.

Goethes Gespräche Neue Gesamtausgabe von Flodoard Frhr. von Biedermann, 5 Bände, 1909 ff., von demselben eine Auswahl im Insel-Verlag (2 Bände) — „Goethe als Persönlichkeit, Berichte und Briefe von Zeitgenossen“ von Heinz Amelung, 3 Bände, 1914 ff. — „Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen“ von Wilhelm Bode, 3 Bände, 1918 ff.

Ekermanns Gespräche in mehreren neuen Ausgaben von Houben und Castle Soret, 10 Jahre bei Goethe, herausgeg. von Houben (1929) Neue Ausgabe der Aufzeichnungen von Riemer (1921)

„Goethe im Bildnis“ von H. Wahl (1932) — Bilder zu Goethes Leben und Umwelt mehrfach gesammelt (von Franz Neubert, Anton Kippenberg und Hans Ludwig User)

„Goethe über seine Dichtungen“ das neunbändige, unerschöpfliche Werk von Hans Gerhard Gräf (1901—1914), dessen ersten Band noch Grimm mit warmer Anerkennung besprochen hat

Goethe-Lexikon in 3 Bänden von Julius Zeitler (1916/18) „Chronik von Goethes Leben“ (Zeittafel), Insel-Bücherei 415

Graphische Darstellungen und Landkarten zu Goethes Reisen W. Frels im Deutschen Kulturatlas

Goethe-Biographien seit H. Grimm Heinemann (1895), R. M. Meyer (1895), A. Bielschowsky (1896, neue Bearbeitung von W. Linden 1928), G. Witkowski (1899), Chamberlain (1912), Gundolf (1916), Bode (1920 ff.), Kuhnemann (1930), Witkop (1931), Böhm (2. Aufl. 1942), K. Hildebrandt (1942).

Gesamtwürdigungen (Goethes Wesensart) Moeller van den Bruck (1907), Simmel (1916), Benedetto Croce (1920), Hohenstein (1929). Ferner: Carlyles Goetheportrait, nachgezeichnet von S. Sanger (o. J.); Emerson (in: Repräsentanten des Menschengeschlechts), Kommerell (in: Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik), Ibel (in: Weltanschauung der Dichter 1943).

Gesammelte Aufsätze über Goethe Scholl (1882), Hehn, Gedanken über Goethe (zuerst 1887, jetzt auch Neudrucke), Scherer (1886), Morris (2. Aufl. 1902), H. G. Gräf (1924), Burdach (Vorspiel II Band 1926), Castle (1926), Petersen (1932), Roethe (1932), Beutler (1941).

Goethes Dichtertum Dilthey in: Das Erlebnis und die Dichtung (seit 1905 oft aufgelegt, das Kapitel „Goethe und die dichterische Phantasie“ angeregt durch Herman Grimms Goethebuch), Kommerell, Gedanken über Gedichte (1943, letzte und beste Darstellung der Goetheschen Lyrik).

Goethes Weltanschauung Boucke (1907); Spranger (1943), Korff, Geist der Goethezeit (1923 ff.); Schücke, Goethes Ethos (1939). Weiteres zu Kap. V.

Bildende Kunst Volbehr (1895), Pinder (1933), Goethes eigene Zeichnungen in Mappen der Goethe-Gesellschaft, zuletzt Inselbucherei 555.

Die Kunst der Goethezeit Darstellung von Landsberger (1931), Bilderband von Schauer (1927). Siehe außerdem Kap. XVIII (Romantische Kunst).

Zur Einleitung des Herausgebers: Über H. Grimm verdienen an erster Stelle genannt zu werden der Nachruf von R. Steig in Bettelheims Biographischem Jahrbuch auf 1901 (eine lebensvolle Würdigung aus jahrelangem persönlichem Umgang und zugleich eine geistesgeschichtliche Einordnung von Grimms Persönlichkeit und Werk) und die Würdigung von W. Wätzoldt

im 2. Band seines Werks „Deutsche Kunsthistoriker“ (1924). Ferner K. Franke, *Glimpses of Mod. Germ. Culture* (1898) und *Germ. Ideals of To Day* (1907), R. Kaßner, *Die Mystik, der Künstler und das Leben* (1900), W. Bölsche, *Hinter der Weltstadt* (2. Aufl. 1905), H. Spiero, *Hermen* (1906), M. v. Graevenitz, J. Joachim und Gisela von Arnim (Deutsche Rundschau 1921), J. Hofmiller, *Letzte Versuche* (1934), W. Schuchhardt (in „Lesestunde“ Oktober 1936). Dazu aus den im Biographischen Jahrbuch verzeichneten Nachrufen: H. Wolfflin in der *Kunstchronik* 1901, *Aus alterer Zeit* Julian Schmidt, *Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit* (1873). Ferner derselbe in seiner *Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing* B. III S. 502 und Karl J. Schröer, *Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts* (1875) S. 354. Sonstige Literatur über Grimm ist bei Wätzoldt verzeichnet. Vieles ist ferner in Briefwechseln und Lebenserinnerungen zu finden, vor allem in den Briefbüchern von Hedwig und Marie von Olfers und in den Briefen von H. v. Treitschke, namentlich im 3. Band (1920). Ferner Leopold von Schlozer, *Aus der Jugendzeit* (1927), E. v. Heyking, *Briefe die ihn nicht erreichten* (Kapitel 30) und *Tagebücher aus vier Weltteilen* (1926). Maxe von Arnim, *Grafin von Oriola, Lebensbild* (1937). Die Schwestern Bardua (1929), H. Spiero, *Schicksal und Anteil* (1929), [Ernst Heilborn], *Herman Grimm, ein Gedenkblatt*, *Frankfurter Zeitung, Morgenblatt* vom 25. 12. 1936. Dazu die meisten Veröffentlichungen von Briefen und Erinnerungen aus dem Kreise der Brüder Grimm. Das reichste Material für Grimms Werdejahre in den Briefen von und an J. Joachim, 3 Bände, 1911 ff., sowie in Varnhagens *Tagebüchern*. Briefe von Herman und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis (1905). Von Kritiken der Goethevorlesungen ist vor allem die von Th. Fontane zu erwähnen. Aus dem Nachlaß (1908) W. Diltheys berühmte Abhandlung „Goethe und die dichterische Phantasie“ (in seinem Buch „Das Erlebnis und die Dichtung“) knüpfte in ihrer ersten Fassung 1877 an Grimms Goethe-Vorlesungen an. Weitere Kritiken in Godeckes *Grundriß* 3. Aufl. IV 2, S. 162.

Zu S 4ff 1905 erließ der Allgemeine Deutsche Sprachverein ein Preisausschreiben über das Thema „Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache“. Die beiden preisgekrönten Arbeiten von Georg Rausch und Johannes Seiler sind 1909 in Buchform erschienen — Dazu einige Kapitel in Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“ (zuerst 1887), überhaupt dem wichtigsten Werk über Goethe, das neben Grimm zu nennen ist, und Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (1901) — S 4 Voltaire ein umfangreicher Essay von Grimm „Voltaire und Frankreich“ in Funfzehn Essays, erste Folge, ferner die Biographie von D Fr Strauß, jetzt in Kroners Taschenausgabe 33.

1. Kapitel Salomon Hirzels Sammelwerk „Der junge Goethe“ erschien zuerst 1876, neubearbeitet durch Max Morris in 6 Bänden 1909ff — „Dichtung und Wahrheit“ noch immer der beste Kommentar in der Ausgabe von Gustav von Loeper (Grimms nahem Freund) 1876 Zur Entstehungsgeschichte und Würdigung die Schriften von Carl Alt (1898) und Kurt Jahn (1908) — S 24 Die Sätze über die „Dichterkammer“ von mir nach einer Auskunft der Direktion des Goethe-Hauses eingesetzt R Weissenfels, G im Sturm und Drang, Bd I (1894), Vietor, Der junge G (1930), Weitbrecht, Diesserts von Weimar (1895, mit der These, daß die große Leistung beim jungen Goethe zu suchen sei, im Gegensatz zu seinem „Klassizismus“) — Vogel, G s Leipziger Studentenjahre (reich illustriert, 4. A 1923) und Kathchen Schonkopf (1920) — „Die schöne Seele“ (Susanna von Klettenberg), hgg. von Funck (2 A. 1912) — G s Briefe an Langer (1922, überraschende neue Quellen) — v Schubert, G s religiöse Jugendentwicklung (1925)

2. Kapitel (S 38ff) Traumann, G, der Straßburger Student (2 A 1923), kleinere Arbeiten von Witkop (1943) und Fricke (1943), besonders wichtig auch Beutler, Goethes Hymnus auf Erwin v Steinbach (1943), eine überraschende Ergänzung des Bildes, das Goethe von Straßburg und vom Elsaß entwirft, erhalten wir in den Biographien seines Zeitgenossen J F Oberlin (1740 bis 1826). — Herder lernt man am besten aus seinem „Reise-

tagebuch kennen (in den meisten Auswahl-Ausgaben seiner Werke und auch besonders gedruckt), eine Auslese des Wesentlichen aus seinem Lebenswerk in Kröners Taschenausgabe Nr 136 unter dem Titel „Mensch und Geschichte“, von den Biographien immer noch die beste von R Haym (1877—1885), von neueren Arbeiten besonders W Rasch (1938) und B v Wiese (1939) Ferner die Aufzeichnungen des Studenten J G Müller „Aus dem Herderschen Hause“, hgg von J Bachtold (1881), und K. Muthesius, Herders Familienleben (1904), hier auch das beste über Caroline Herder — Hamann das wissenschaftliche Hauptwerk R Unger (1911), gute Auswahlen von R Unger und O Mann Rousseau ebensolche von Spranger (bei Eugen Diederichs) und Sakmann (Kröners Taschenausgabe 85) — Friederike auch ihr sind auf Grund angeblicher historischer Zeugnisse böse Nachreden nicht erspart gewesen Daneben eine Fülle von gründlichen Forschungen Heute abschließend Wilhelm Bode, Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode, dazu von demselben die beiden klar und im besten Sinne „anständig“ geschriebenen Bücher Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken sowie Goethes Liebesleben Leider vergriffen die schöne Zusammenstellung von H G Graf Goethes Liebesgedichte (1912, zuletzt 1924), angeordnet nach den Frauen, an die sie gerichtet sind

3 Kapitel (S 76) Die von Grimm angeführte Arbeit von G L Kriegk „Goethe als Rechtsanwalt“ findet sich im Anhang seines Buches Deutsche Kulturbilder aus dem 18 Jahrhundert (1874) Neuerdings sind in den Papieren des Vaters Goethe im Goethe-Haus Abschriften von Protokollen über den Prozeß einer Kindesmörderin gefunden worden, deren Schicksal als unmittelbare Anregung zu dem Gretchens im „Faust“ gelten kann Bericht über den Fund und sehr eingehende Auswertung von Beutler, Der Frankfurter Faust (in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1936—40) — Goethes Vater R Glaser (1929) — Goethes Mutter ihre wundervollen Briefe sowohl vollständig als auch in Auswahl herausgegeben von A Köster (seit 1904) Ihr Lebensbild von K Heinemann (7 A 1908) und K Muthesius (2. A 1922) Witkowski, Goethes Schwe-

ster Cornelia (2 A 1923) Knetsch, Goethes Ahnen (1908) — Merck die Charakteristik Grimms ist doch wohl zu einseitig Mercks ausgewählte Schriften und Briefwechsel in 2 Bänden (1909), dazu seine Briefe an die Herzogin Anna Amalia und den Herzog Karl August (1911) — Caroline Flachsland die Bücher von Müller und Muthesius bei Kapitel 2, ihr Briefwechsel mit Herder in den Schriften der Goethe-Gesellschaft — Die Urfassung des „Götz“ in den vollständigen Ausgaben der Werke, im „Ur-Goethe“ (Langens Bücher der Bildung Bd. I) und Insel-Bücherei 160 Götzens alte Selbstbiographie in mehreren Neudrucken

4. Kapitel (S 114 ff) Gloel. G s Wetzlarer Zeit (1911) Die „Werther-Literatur“ umfaßt bei Gödecke 58 Seiten, darunter 16 Seiten mit Titeln der deutschen „Wertheriaden“, d. h. der Nachahmungen und Gegenschriften Bibliographisch auch Appell, Werther und seine Zeit (4 A 1896) — Die erste Fassung von „Werthers Leiden“ jetzt in der Insel-Bücherei 493 Die Briefe in „Goethe und Werther“, hgg von August Kestner, zuerst 1854, jetzt G, Kestner und Lotte, hgg von Berend (1914). — Karl Wilhelm Jerusalems „Philosophische Aufsätze“ hat Lessing 1776 herausgegeben, seine Vorrede und Zusätze in den größeren Lessing-Ausgaben — Als Ergänzung zu Grimms Ausführungen zur Geschichte des Romans Erich Schmidt Richardson, Rousseau und Goethe (1875) Schoffler, Die Leiden des jungen Werther Ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund (1938)

5. Kapitel (S 163 ff) „Goethe und Lavater“, herausgegeben von H. Funck, in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 1901 Über Lavater eine reiche moderne Literatur, bes Funck (1902), Janentzky, Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhang seiner religiösen Entwicklung (1916), Mary Lavater-Sloman, Genie des Herzens (1939) — Bach, Goethes Rheinreise 1774 (1923) Diestelmann, Basedow (1897) F A Schmid, Jacobi (1908). — E v d Hellen, Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten (1888) — Über Dannecker ein reich illustriertes Werk von A. Spemann (1909). — Der Abschnitt über Spinoza wird auch in dieser neuen Auflage genau so wiedergegeben wie in der früheren Auf-

lage von 1939 Kürzungen konnten auch jetzt beibehalten werden, da sie keine Konzession an die damalige Zeit waren. Herausgeber und Verlag waren sich darüber klar, daß der Druck in dieser Form die Existenz der ganzen Veröffentlichung gefährden konnte. Die damals „gültige“ Einstellung gegen Sp. besonders von Grunsky vertreten. Die Rolle, die Spinoza in der Gedankenwelt des deutschen Idealismus gespielt hat, ist von Hans Schmoldt (*Der Spinozastreit*, 1939) eingehend erörtert worden. Von den älteren Untersuchungen über Goethe und Spinoza eine Abhandlung von Dilthey im 2. Band seiner *Gesammelten Schriften*, ferner *Schriften* von Suphan (1881), Hering (1893), Warnecke (1908) — *Goethe und das Christentum* E. Franz. *Goethe als religiöser Denker* (1931), *Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religions-kirchlichen Fragen*, in zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel (3. Aufl. 1903) — Ein für allemal sei hingewiesen auf das Buch *Goethes Philosophie aus seinen Werken*, ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung von M. Heynacher (2. Aufl. 1922) — *Grundlegend das Werk von H. A. Korff, Geist der Goethezeit* (1921 ff.) — H. Leisegang, *Goethes Denken* (1932), F. Weinhandl, *Die Metaphysik Goethes* (1932) — „*Goethes Lili in ihren Briefen*“ Insel-Bucherei 255, *Goethes Briefe an Auguste Stolberg* ebenda Nr. 10. Bielschowsky, Friederike und Lili (1906), Servaes, *Goethes Lili* (1920).

6. Kapitel (S. 221 ff.) Die Literatur über Alt-Weimar ist unabsehbar, und das meiste, von den Mitarbeitern der Weimarer wissenschaftlichen Anstalten geschrieben, aufschlußreich und zuverlässig. Besonders verweise ich aber auf die Bücher von W. Bode (*Der weimarische Musenhof*, *Anna Amalia, Karl Augusts Jugendjahre*, *Goethes Leben im Garten am Stern*, *Charlotte von Stein* sowie seine beiden Bilderbände „*Damals in Weimar*“ und „*Das Leben in Alt-Weimar*“). Grimms Darstellung, namentlich S. 228 ff., beruht auf dem noch heute unbertroffenen Buch von C. v. Beaulieu-Marconnay *Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch* (1874), das in Grimms ursprünglichem Text fortlaufend zitiert ist — *Karl Augusts Briefwechsel mit Goethe* hat H. Wahl vollständig herausgegeben.

(1915 ff.), ebenso eine Auswahl aus seinen sämtlichen Briefen (1932), seine „Briefe an seine Mutter“ (1938) — „Karl Augusts Begegnungen mit Zeitgenossen“ hg. von Bergmann (1933) Eine Karl-August-Biographie von Bergmann — Bojonowsky, Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar (1903) — Die schönsten Schilderungen des alten Weimar hat Helene Bohlau aus der lebendigen Überlieferung in ihrer Familie in einer Reihe von Erzählungen geschaffen. Sie sind heute gesammelt in den 4 Bänden ihrer „Erzählungen aus Alt-Weimar“, auch für die wissenschaftliche Kenntnis ein noch kaum genutzter Schatz, darüber hinaus aber „Dichtung und Wahrheit“ im Goetheschen Sinn — Eine ausführliche Darstellung von Wielands Entwicklung in diesem Kapitel wurde gestrichen

7 Kapitel (S 232 ff.) Goethes Briefe an Charlotte von Stein sind zuerst 1848—1851 gedruckt worden, die wohl endgültige Ausgabe und Erläuterung stammt von J. Petersen (4 Bände, 1923), die beste Biographie von W. Bode (zuletzt 1927) Andere, vielfach gegensätzliche Charakter- und Lebensbilder von Lena Voß (1922), Ida Boy-Ed (1921), Nobel (1939) Warum in diesem Kapitel einige Abschnitte gestrichen wurden, habe ich oben begründet (S 498)

8. Kapitel (S 244 ff.) Literatur über Karl August ist bereits beim 6. Kapitel verzeichnet Von einer Reihe von Veröffentlichungen, die noch das alte Großherzogtum Weimar plante und die das Land Thüringen weiter gefordert hat, ist erschienen F. Hartung, Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Karl Augusts (1923), eine Biographie aus der Feder von W. Andreas ist in Vorbereitung „Karl Augusts diplomatische Korrespondenz“ von Tummler und Andreas im Druck H. Burgin, Der Minister Goethe vor der römischen Reise (1933) Goethes „Personalakten“ in dem amerikanischen Buch von Joseph A. v. Bradsch, Goethes Beamtenlaufbahn (1937) Ottokar Lorenz, Goethes politische Lehrjahre (1893) stellt Karl August geradezu als Goethes politischen Lehrmeister hin Das Beste, was es heute über Goethes Verhältnis zur Politik gibt, bei E. Marcks (in „Manner und Zeiten“ II, 1942)

9 Kapitel (S 260 ff) „Iphigenie in vierfacher Gestalt“ hat J Bachtold herausgegeben (1883), die „Prosa-Iphigenie“ findet sich heute in den größeren Goethe-Ausgaben — Am Anfang dieses Kapitels habe ich einen umfangreichen Abschnitt gestrichen, worin Grimm die Nachrichten über Glucks Wunsch, von Goethe den Text zu einer Trauerkantate für seine verstorbene Pflgetochter zu erhalten, mit der Entstehungsgeschichte der „Iphigenie“ in Zusammenhang bringt Jedoch A Koster (im 7 Band der Jubiläumsausgabe) hat überzeugend nachgewiesen, daß dabei nicht an die „Iphigenie“, sondern an das Monodrama „Proserpina“ (im „Triumph der Empfindsamkeit“) zu denken ist — Ein Aufsatz Grimms über die „Iphigenie“ aus seinen letzten Jahren im 1 Band seiner „Fragmente“

10 Kapitel (S 277 ff) Goethes „Italienische Reise“ ist mehrfach mit den Zeichnungen Goethes und seiner italienischen Kunstfreunde herausgegeben worden, vor allem in einer Prachtausgabe des Inselverlags, zuerst 1912 Eine gemeinsame Ausgabe durch deutsche und italienische Forscher war vor 1944 geplant — Die ursprünglichen Briefe und Tagebücher in Kröners Taschenausgabe 45 — „Goethes Rom, nach Kupferstichen der beiden Piranesi“ (1914) — O Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassiker (1896), J. Vogel, Aus Goethes römischen Tagen Kultur- und Kunstgeschichtliche Studien (1905), F Noack, Deutsches Leben in Rom (1907) und Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters (1927) Goethe und die bildende Kunst Volbehr (1895), Benz, Goethe und die romanische Kunst (1940)

11. Kapitel (S. 293 ff) Goethes Briefe an Philipp Seidel, zuletzt mit Einleitung von Burckhardt (1893), Seidels Berichte in den Grenzboten 1874 — Über den „Tasso“ noch Grimms Essay „Leonore von Este“ in seinen „Beiträgen zur deutschen Kulturgeschichte“, und Kuno Fischers Buch (zuletzt 1900) Seither ein „Tassostreit“ hauptsächlich über die Frage nach der tragischen Deutung des Ausgangs, der nach der berühmt gewordenen Darstellung, durch Kaniz wieder auflebte (vgl Goethe-Jahrbuch Band 30) Zur Entstehungsgeschichte Scheidemantel im Goethe-

Jahrbuch 18, Castle (in In Goethes Geist, 1926) — Über Christiane ist das Urteil auf eine feste Grundlage gestellt seit der Herausgabe ihres Briefwechsels mit Goethe durch Hans Gerhard Graf (zuerst 1916, zuletzt 1937); Morris, Christiane Vulpius in Gs Dichtung (in dessen Goethe-Studien II 1898) — Gestrichen sind Abschnitte über moderne Landschaftsschilderung, hauptsächlich mit Beziehung auf Hackerts Bilder, sowie über die Biographie Hackerts von Goethe Ebenso Abschnitte über Goethestätten in Italien

12 Kapitel (S 323 ff) · Wie schon S 498 gesagt, habe ich in den Kapiteln über Schiller manches gestrichen, wovon ich überzeugt bin, daß Grimm es später und erst recht heute nicht so ausgesprochen hätte Als Grimm sein Goethe-Buch schrieb, war die Schillerbegeisterung, die um die Mitte des Jahrhunderts geherrscht und zweifellos auf einer politisch einseitigen Schillerdeutung beruht hatte, im letzten Verklängen Grimm war mit seinem Buch einer der ersten und wirksamsten Schrittmacher der neuen Goethe-Verehrung, welche im letzten Drittel des Jahrhunderts jene Schillerpflege ablöste und bis zum Weltkrieg immer weitere Kreise zog Das alles drückt sich deutlich in Grimms Darstellung aus Man kann vielleicht sagen er brachte Schiller die höchste Achtung entgegen, aber er vermochte seine Dichtung nicht zu begreifen Sein Verdienst ist die wahlverwandte Einfühlung in Goethes Art Ich bin überzeugt, daß er Schillers Einfluß auf Goethe teils unterschätzt, teils falsch gedeutet hat Letzteres etwa, wo er behauptet, Goethe habe sich von Schiller bestimmen lassen, als Partnerin der nachtlischen Liebeszene im „Wilhelm Meister“ nicht Mignon, sondern Philine auftreten zu lassen In diesem Zusammenhang heißt es: „Bei ‚Wilhelm Meister‘ ist Schillers Einwirkung fast zu bedauern“ Aber der Briefwechsel Goethes und Schillers gibt dafür keinen Beleg, sondern bezeugt deutlich, daß Goethe Forderungen Schillers ausdrücklich anerkannte, daß er es als einen Mangel seiner Natur empfand, ihnen nicht genügen zu können, und als einen Mangel seines Werks, daß sie nicht noch erfüllt werden konnten Immer steht ihnen ein Kunstideal vor Augen, über das sie sich ganz und gar einig fühlen, nur daß ihnen die Verwirklichung nie gänzlich gelingt, weil ihre

beiden „Naturen“ ihre Grenzen haben. Das Vollkommene wäre erst ihre Vereinigung, wie das in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ klar ausgesprochen ist. Ich durfte natürlich nicht meine Auffassung in Grimms Text hineinarbeiten, war aber verpflichtet, durch vorsichtige Streichungen zu verhindern, daß unhaltbare Deutungen, wie die angeführte, oder kategorische Urteile (wie das Beispiel S 498) heute, wo die Kenntnis der Quellen bei den meisten Lesern viel seltener ist als zu Grimms Zeit, Schaden anrichten. Wie gesagt, kommt Grimms verachtungsvolle Ablehnung Schillers durchaus zur Geltung, und erst recht habe ich unangetastet gelassen, was über Goethes Ansichten über Schiller gesagt ist, obwohl ich auch da glaube, daß sich nicht alles halten läßt. Die Meinung, Goethe habe zwar im tiefsten Herzen Schillers Dichtung abgelehnt, sie aber wohlwollend gefördert, scheint mir abwegig und ist angesichts von Äußerungen, wie im Brief an Humboldt vom 26. Mai 1799, nach der Aufführung von „Wallensteins Tod“, nicht zu halten. — Ein älterer Essay Grimms „Schiller und Goethe“ in 15 Essays, 1. Folge. — P. Uhle, Schiller im Urteil Goethes (1909). — Das Hauptwerk bleibt Heinrich von Stein, Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker, in Reclams Universalbibliothek 3090. H. v. Stein, dem Bayreuther Kreis angehörig, war kurz vor seinem frühen Tode Grimm nahegetreten (dessen Nachruf in den „Fragmenten“ 2. Band). Briefwechsel Goethes und Schillers, kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Graf und Leitzmann (1912). Portig, Schiller in seinem Verhältnis zu Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe (1894). Eine neue quellenmäßige Darstellung der Begegnung und des Lebensbundes in meiner Schiller-Biographie (1937) sowie in meinem „Vermächtnis der deutschen Klassiker“ (1944).

15. Kapitel (S 370 ff.) S 374. August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe, herausg. v. J. Körner u. E. Wienecke (o. J.) und, ursprünglich als Einleitung dazu entworfen, J. Körner, Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe (1924). — „Goethe und die Romantik“ (Briefe) in den Schriften der

Goethe-Gesellschaft (B 13 u 14) — 'Die „Xenien“ nach den Handschriften und mit ausführlichen Deutungen von E Schmidt und B Suphan in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 8 Band — S 381 Heinrich Voß der Jüngere, Goethe und Schiller in Briefen Zeitlich geordnet und mit Erläuterungen von H G Graf (1896), noch von Grimm anerkennend besprochen (Fragmente 1. Band)

16 Kapitel (S. 382 ff.) O Harnack, Die klassische Ästhetik der Deutschen (1892), und W Bode, Goethes Ästhetik (1901) Maaß, Goethe und die Antike (1912), Rehm, Griechentum und Goethezeit (1936), Heusler, Deutscher und antiker Vers (1917) Wahle, Das Weimarische Hoftheater unter Goethes Leitung (1892) — V Hehn, Über Goethes Hermann und Dorothea (aus seinem Nachlaß herausgegeben 1893) — M Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals (2 A 1932); Radbruch, Wilhelm Meisters sozialistische Sendung (in Gestalten und Gedanken, 1944) — Die Betrachtung des „Wilhelm Meister“ ist auf eine ganz neue Grundlage gestellt worden durch die Entdeckung der Urfassung Wilhelm Meisters theatralische Sendung, in einer Abschrift von Goethes Züricher Freundin Barbara Schultheß, im Jahr 1910, am leichtesten zugänglich in einer Cotta'schen Ausgabe 1911 Ich habe die wichtigsten Ergebnisse S 398 eingefügt und im Anschluß daran bis S 401 Mitte nach dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller eine Zusammenstellung von Zeugnissen über Schillers Anteil an der Vollendung des Romans geliefert Seuffert, Goethes Theaterroman (1924) Riemann, Goethes Romantechnik (1902)

17 Kapitel (S 407 ff.) Goethes Äußerungen über seinen Versuch, den „Demetrius“ zu vollenden, finden sich in den „Annalen“ („Jahr- und Tageshefte“) für 1805; diese Stelle und die „Geschichte meines botanischen Studiums“ (1817) auch im „Volksgoethe“. Auswahlen aus seinen naturwissenschaftlichen Schriften sind S 504 aufgeführt Über Goethe als Naturforscher ist namentlich in den letzten beiden Jahrzehnten eine umfangreiche Literatur erschienen. Dabei ist vor allem die Auffassung überwunden, wonach Goethe als Vorläufer Darwins und Haeckels

erschien. Dafür hat sich die von Grimm (vermutlich zuerst) nachdrücklich vertretene Anschauung immer mehr durchgesetzt, daß es nicht auf die Bestätigung einzelner Goethescher Entdeckungen ankommt, sondern auf Goethes grundsätzliches Verhältnis zu den Naturproblemen, man fand eben darin einen Ausweg aus der Krise, von der man die moderne Naturforschung trotz ihrer äußerlichen Triumphe erfaßt sah — Allgemein das Sammelwerk der Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle (Leopoldina) Goethe als Seher und Erforscher der Natur, Untersuchungen über Goethes Stellung zu den Problemen der Natur (1930) — Wohl von abschließender Bedeutung die Auswahlen aus den Naturwissenschaftlichen Schriften von Wohlbold (Farbenlehre) und Troll (Morphologische Schriften) Troll vertut heute am überzeugendsten die Anschauung von Goethes Bedeutung für eine Erneuerung der Naturauffassung K. L. Wolf und W. Troll, Goethes morphologischer Auftrag, Heft 1 der von Troll gemeinsam mit Pinder und Wolf geleiteten Schriftenfolge „Die Gestalt“, worin Goethes Betrachtungsweise auf die gesamte Natur- und Geisteswissenschaft angewandt wird. Dazu Heft 2 W. Troll, Gestalt und Urbild, Gesammelte Aufsätze zu Grundfragen der organischen Morphologie — Dazu die vorhergehenden grundlegenden Darstellungen R. Magnus, G. als Naturforscher (1906), A. Hansen, G. s. Metamorphose der Pflanzen (1907), W. v. Wasielewski, G. s. meteorologische Studien (1918). — G. s. Naturwissenschaftliche Korrespondenz, herausgegeben von Bratranek (1874) — Ältere Würdigungen durch große Naturforscher Geoffroy Saint-Hilaire (1831 u. 1841), Helmholtz (1853 u. 1892), Virchow (1861), Hackel (1882) Von bleibender Bedeutung Carus (jetzt Kroners Taschenausgabe Bd. 97) — Goethe und die Naturwissenschaften, eine Bibliographie von Günter Schmid (1940) — S. 421 Grimms Ansicht, wonach das Verhältnis zu Charlotte von Stein einen Ansatzpunkt der „Wahlverwandtschaften“ bildet, ist meines Wissens sonst nicht vertreten. Die durch neuere Forschungen erschlossenen Beziehungen zwischen der Gedankenwelt des Romans und der romantischen Naturauffassung sind kurz zusammengefaßt von R. Riemann in Zeitlers Goethe-Lexikon III 511 (vor allem nach Walzel, Vom Geistesleben alter und neuer Zeit 1922) —

Über Minna Herzlieb H Grimm in 15 Essays, 1 Folge G Wahnes, Freundliches Begegnen (1927)

18 Kapitel (S 441 ff) Nichts vermißt man in Grimms Goethebuch schmerzlicher als eine Darstellung von Goethes Verhältnis zur Romantik. Dafür sei insbesondere auf seine Essays verwiesen, die sich in dem Band „Deutsche Künstler“ (Kröners Taschenausgabe 184) und dem dort vorbereiteten Band „Das Jahrhundert Goethes“ finden. Die neuere Forschung beruht vor allem auf dem Quellenwerk von Walzel und Schuddekopf (Goethe und die Romantik, in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft“), sowie auf den von H Grimm veranlaßten Veröffentlichungen R Steigs aus dem Arnimschen Nachlaß. Besonders wichtig Benz, Goethe und die romantische Kunst (1940), Benz, Goethe und Beethoven (1943, Reclam) —

Die Literatur über Goethe als Politiker bei Kapitel 8 — Fr Schulze, Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815 (1913) — Weniger, Goethe und die Generale (zuerst Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1936—1940, dann — ohne die wichtigen Anmerkungen und Nachweise — im Inselverlag 1942), über Goethe und Napoleon heute besonders Hankamer (siehe zu Kap. XX), sowie die Goethe-Aufsätze von E Marcks in „Manner und Zeiten“ Bd II — A Fischer, G und Napoleon (1902)

19 Kapitel (S 456 ff) Elf Jahre nach den ersten Veröffentlichungen von H Grimms Goethe-Buch entdeckte Erich Schmidt den „Urfaust“ in einer Abschrift des Hoffrauleins von Gochhausen. Grimm hat davon in keiner der folgenden Auflagen seines Buches Notiz genommen, und auch sonst, soweit meine Kenntnis reicht, nicht. Tatsächlich wird seine Darstellung noch weniger als beim „Wilhelm Meister“ davon berührt. Zu der neueren Faustforschung und -erklärung wird teils die Parallele von Goethes Leben und der Faustdichtung verfolgt (Hefele 1931, Kühnemann 1932), teils wird eine Gesamtdeutung versucht (H. Rickert 1932, Wilhelm Böhm 1933). Alles umfassend und im ganzen noch nicht überholt Kuno Fischers Faustwerk (letzte Bearbeitung 1908) Erläuterungen Minor (1901, nur der 1 Teil,

eingehendste Einzelerläuterung auf geschichtlich-philologischer Grundlage), E Schmidt (Cottasche Jubiläumsausgabe), Trendelenburg (1921), Traumann (2 A 1919) Daneben einige ausgezeichnete volkstümliche Fausterklärungen, besonders Th Friedrich (bei Reclam, 1932) Eine Zusammenfassung der Forschung in knappster Form von Petsch im Faustband der Fest-Ausgabe des Bibliogr Instituts, ähnlich vorher Witkowski Die jüngsten Faust-Erklärungen Beutler (Sammlung Dieterich), Buchwald (Kröners Taschenausgabe) — Eine neue Problemstellung, die vermutlich die weitere Forschung stark beschäftigen wird Emrich, Die Symbolik von Faust II, Sinn und Vorformen (1943) Zur Kunstform May (1936) Die Wirkungs- u Forschungsgeschichte Klett (1939), Beutler (in „Essays um Goethe“)

20 Kapitel (S 485 ff) Die 10 Jahre nach Schillers Tod Hankamer, Spiel der Mächte (1943, mit Analysen der „Wahlverwandtschaften“ und der Sonettendichtung und über das Napoleon-Erlebnis) Über den Westöstlichen Divan vor allem die abschließende Ausgabe von Beutler (Sammlung Dieterich, mit fortlaufender Biographie u künstlerischer Erklärung), vorher die Forschungen von K Burdach (im 2 Band seines Werkes Vorspiel, Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes) H Grimm, Goethe und Suleika, in 15 Essais, 1 Folge (daraus unser Vorwort S XVI) Neue Darstellung und psychologische Analyse Pyritz, Goethe und Marianne von Willemer (1941) — Ein Gesamtbild von Goethes letzter Epoche gibt O Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung (1897) Ferner H G Gräff, Das letzte Jahr in Goethes Leben (in seinem Buch Goethe, 1924) und P Fischer, Goethes letztes Lebensjahr (1931) Spranger, Goethe als Greis (in Goethes Weltanschauung, 1943), Veil, Goethe als Patient (1939)

Das *Schlußwort* (S 489 ff) habe ich dem Vorwort zur 5 Auflage von Grimms Goethe-Vorlesungen entnommen, von Grimm unterzeichnet Weihnachten 1893

ZEITTADEL
(vom Herausgeber)

- 28 August 1749 Johann Wolfgang Goethe in Frankfurt a M geboren Sein Vater der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe (1710—1782), seine Mutter Katharina Elisabeth geb Textor (1731—1808), deren Vater der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor in Frankfurt (1711—1783) Seine einzige am Leben gebliebene Schwester Cornelia (1750—1777, seit 1773 verheiratet mit Goethes Freund J G Schlosser).
- 1759 Im Siebenjährigen Krieg Besetzung Frankfurts durch die Franzosen Der Königsleutnant Thoranc bei Goethes Eltern im Quartier.
- 1764 Kronung Josephs II in Frankfurt
- 1765—1768 Studentenjahre in Leipzig Unterricht im Zeichnen und Radieren bei Oeser und Stock; Liebe zu Anna Katharina Schonkopf 18 November 1767 erste Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm“ in Leipzig Im März 1768 Ausflug nach Dresden Ende Juni 1768 gelangt die Nachricht von Winkelmanns Ermordung (8 Juni in Triest) nach Leipzig Die Lustspiele „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“
- September 1768—März 1770
Wieder in Frankfurt, zur Erholung von einer schweren Krankheit, die ihn in Leipzig befallen hatte (Lungenleiden?), Umgang mit der Herrnhuterin

Susanna von Klettenberg (1723—1774), Goethes „schöne Seele“ Auch sonst enge Verbindung mit dem Kreis der Frankfurter Pietisten dem sich auch seine Mutter während seiner Abwesenheit angeschlossen hatte Bereits von Frankfurt aus erster Besuch der damals aus Dusseldorf nach Mannheim übergeführten Antiken-Sammlung

April 1770—August 1771

In Straßburg Im Oktober erster Besuch in Sesenheim Friederike Brion (1752—1813) — September Johann Gottfried Herder (1744—1803) trifft in Straßburg ein und bleibt bis zum April 1771 — 6 August 1771 Promotion Auf der Rückreise nach Frankfurt zweiter Besuch des Mannheimer Antikensaals

August 1771—Mai 1772

Als Advokat in Frankfurt Freundschaft mit Johann Heinrich Merck in Darmstadt (1741—1791) — „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen dramatisiert“ — Seit März Mitarbeiter der von Merck herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen“

Mai—September 1772

Beim Reichskammergericht in Wetzlar Enge Beziehungen zu Charlotte Buff (1753—1828) und ihrem Verlobten Johann Christian Kestner (1741—1800) — Auf der Heimreise Wanderung durchs Lahntal nach Ehrenbreitstein zu Sophie von Laroche (1731—1807)

September 1772—Oktober 1775

Wieder als Anwalt in Frankfurt 1773 „Von deutscher Art und Kunst“, „Gotz von Berlichingen“ 1774 Sophie Laroches Tochter Maximiliane (1756 bis 1793) kommt als Gattin des Kaufmanns Brentano nach Frankfurt Juni und Juli 1774 Besuche von Lavater (1741—1801) und Basedow (1723 bis

1790), Rheinreise, Besuch bei Friedrich Jacobi (1743 bis 1819) Dezember 1774 Besuch der weimarschen Prinzen Karl August und Constantin in Begleitung von Karl Ludwig von Knebel (1744—1834), seither Goethes Weimarer „Urfreund“ 1774 „Clavigo“ und „Die Leiden des jungen Werthers“ — 1775: April Verlobung mit Lili Schonemann (1758—1817) Mai—Juli 1775 Reise in die Schweiz mit den beiden Grafen Stolberg Nach der Rückkehr Auflösung der Verlobung mit Lili Schonemann — Von 1775—1778 erschienen Lavaters „Physiognomische Fragmente“ mit Beiträgen Goethes

November 1775—August 1786

Die ersten zehn Jahre in Weimar Goethe zunächst Gast des jungen Herzogs Karl August (1757 bis 1828), Sohn der Herzogin-Witwe Anna Amalia (1739—1807), eben vermählt mit der Prinzessin Luise von Hessen (1757—1830) Freundschaft mit Wieland (1733—1813) und Charlotte von Stein (1742—1827) — 1776 Ernennung zum Geheimen Legationsrat Berufung Herders als Generalsuperintendent von Weimar „Die Geschwister“ „Proserpina“ „Stella“ — 1777 „Harzreise im Winter“ Beginn der Arbeit an „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ — 1778 Reise mit dem Herzog nach Leipzig, Dessau, Berlin und Potsdam — 1779 Die Ur-„Iphigenie“ in Prosa Ernennung zum „Geheimen Rat“ — September 1779 bis Januar 1780. Reise in die Schweiz mit dem Herzog, Wiedersehn mit Friederike Brion und Lili von Türkheim geb. Schönmann, auf der Rückreise Besuch der Karlsschule in Stuttgart, wo der „Eleve“ Schiller ihn sieht — 1780: Beginn der Arbeit am „Tasso“ — 1782 Abschluß des noch in Frankfurt begonnenen „Egmont“ in einer nicht erhaltenen ersten Fassung Erhebung in den Adelstand Ernennung zum Kammerpräsidenten — 1783 das Gedicht „Ilmenau“ — 1784 Ent-

deckung des Zwischenkieferknochens, nachdem die naturwissenschaftlichen Studien bereits wenigstens seit 1776 begonnen sind

September 1786—1788

Reise nach Italien Oktober 1786—Februar 1787 Auf der Reise Plan einer „Iphigenie in Delphi“ Erster römischer Aufenthalt Die römische „Iphigenie auf Tauris“ vollendet — Februar—Juni 1787 In Neapel und Sizilien Plan einer „Nausikaa“ — Juni 1787—April 1788 Zweiter römischer Aufenthalt „Egmont“ und „Claudine von Villa Bella“ umgearbeitet

- 1788 18 Juni Ankunft in Weimar — Juli Verbindung mit Christiane Vulpius (1765—1816) — 6 September Erstes Zusammentreffen mit Schiller in Rudolstadt — Dezember Besuch von Karl Philipp Moritz (1757—1793)
- 1789 8 Juni Bruch mit Charlotte von Stein — 25 Dezember Geburt seines Sohnes August — Vollendung des „Tasso“, die „Römischen Elegien“ entstehen, bleiben aber ungedruckt
- 1790 Reisen nach Venedig („Venezianische Epigramme“) und nach Schlesien — „Die Metamorphose der Pflanzen“ „Faust, ein Fragment“
- 1791 Übernahme der Theaterleitung Die ersten Aufführungen über die Unterhaltungsstücke hinaus sind Shakespeares „König Johann“ und Schillers „Don Carlos“ — „Der Großkophta“ Erste Veröffentlichung über Optik
- 1792 Vom August an im Gefolge des Herzogs beim Feldzug der I Koalition in Frankreich, 20 September Kanonade bei Valmy und anschließender Rückzug
- 1793 Im Gefolge des Herzogs bei der Belagerung von Mainz — „Reineke Fuchs“

Hauptdaten aus Schillers Leben bis zum Bunde mit Goethe

1759, 10 November Geboren in Marbach — 1773 bis 1780 Karlsschüler — 1781—1782 Regimentsmedikus in Stuttgart (1781 „Die Rauber“, 1782 „Anthologie“ mit den Jugendgedichten) — 1782 Flucht aus Stuttgart nach Mannheim (Vollendung und Buchausgabe des „Fiesko“) — 1782—1783 Zuflucht in Bauerbach. — 1783—1785 Theaterdichter und freier Schriftsteller in Mannheim (1784 „Kabale und Liebe“, Dezember 1784 Vorlesung des ersten Aktes des „Dom Carlos“ in Darmstadt und Ernennung durch Herzog Karl August zum Weimarischen Rat, 1785 Beginn der „Rheinischen Thalia“, dem Herzog Karl August gewidmet). — 1785—1787 in Leipzig und Dresden. Vollendung des „Dom Carlos“ (1787). — 21 Juni 1787 Eintreffen in Weimar Mai bis November 1788 in Volkstedt und Rudolstadt, dort am 7. September 1788 Begegnung mit Goethe Herbst 1788. Kritiken über Goethes „Egmont“ und „Iphigenie“, „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ 15 Dezember Ernennung zum Professor in Jena; 11 Mai 1789 Übersiedlung nach Jena — 22 Februar 1790 Trauung mit Charlotte von Lengefeld — 1790—1792. „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.“ — Januar 1791 Schwere Erkrankung; seine Kritik von Bürgers Gedichten — 1793—1794. Aufenthalt in der schwäbischen Heimat 1793 „Über Anmut und Würde“

1794

13 Juni ladet Schiller Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ ein, die von 1795 bis 1797 erscheinen; 24 Juni Goethes Zusage, darauf (zwei?) Unterhaltungen über naturwissenschaftliche und künstlerische Fragen, 23 August ausführliches Schreiben Schillers, worin er „mit freundschaftlicher Hand die

Summe von Goethes Existenz“ zieht, 27 August
Erwiderung Goethes Beginn ihres Freundschafts-
bundes

- 1795—1796 „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ Mitarbeit an Schillers „Horen“ („Römische Elegien“, „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“) und an Schillers Musenalmanach 1796 („Epigramme Venedig 1790“) Gastspiel Ifflands in Weimar mit Schillers Bearbeitung von Goethes „Egmont“ — Der „Xenien-Almanach“ (auf 1797) „Hermann und Dorothea“ (erscheint erst 1797)
- 1797 August—November Reise nach Frankfurt, Stuttgart und in die Schweiz — Der „Balladen-Almanach“ (auf 1798)
- 1798 Als Fortsetzung der „Horen“ gibt Goethe mit Schillers Hilfe „Die Propyläen“ heraus (bis 1800) — „Achilleis“ — Das Theater wird umgebaut und mit „Wallensteins Lager“ wieder eröffnet Goethe nimmt an Schillers Wallenstein-Dichtung lebhaften Anteil — Gespräche mit ihm über Epos und Drama
- 1799 30 Januar erste Aufführung der „Piccolomini“, 20 April „Wallensteins Tod“ Im Dezember Schillers Übersiedlung nach Weimar
- 1800 30 Januar Aufführung von Goethes Übersetzung des „Mahomet“ von Voltaire
- 1801 31 Januar Aufführung von Goethes Übersetzung von Voltaires „Tancred“ 14 Mai Erste Aufführung von Shakespeares „Macbeth“ in Schillers Bearbeitung 14 Juni Erste Aufführung der „Maria Stuart“ — Im Oktober richtet Goethe eine Abendgesellschaft in seinem Haus ein (Cour d'amour), wofür er und Schiller eine Reihe von geselligen Liedern dichten
- 1802 30 Januar Schillers „Turandot“, 15 Mai Goethes „Iphigenie“ in Schillers Bearbeitung aufgeführt

- 1803 19 Marz Erste Aufführung der „Braut von Mes-
sina“, 2 April „Die naturliche Tochter“; 23 April
„Die Jungfrau von Orleans“ (deren Aufführung bis-
her gegen Goethes Wunsch auf den Einspruch des
Herzogs in Weimar unterblieben war). Goethes Be-
arbeitung des „Leben des Benvenuto Cellini“ (zuerst
in Schillers „Horen“ gedruckt) erscheint als Buch —
Frau von Stael in Weimar
- 1804 17 Marz Erste Aufführung des „Wilhelm Tell“,
22 September des „Gotz von Berlichingen“ (von
Goethe selbst für die Bühne bearbeitet)
- 1805 9 Mai Tod Schillers Langer Aufenthalt Goethes in
Lauchstädt, von dort Reisen nach Halle, Helmstädt
und Halberstadt (10 August in Lauchstädt Auffüh-
rung von Schillers „Glocke“ mit Goethes „Epilog“)
„Winckelmann und sein Jahrhundert“ — „Rameaus
Neffe“ von Diderot in Goethes Bearbeitung
- 1806 Goethes Besprechung von „Des Knaben Wunder-
horn“ — Im April Beendigung von „Faust I“. 14
Oktober Schlacht bei Jena Vorher Goethe im
Kreise der Heerführer (Prinz Louis Ferdinand u. a.),
danach Plunderung von Weimar, Goethes Eheschlie-
ßung
- 1807 Im April erster Besuch von Bettina Brentano (1785
bis 1859) — In Jena Verkehr im Frommannschen
Hause (Minchen Herzlieb 1789—1865) — „So-
nette“
- 1808 Napoleon in Erfurt und Weimar (Fürstentag), seine
Gespräche mit Goethe und Wieland — Goethes Be-
schäftigung mit dem Nibelungenlied (1807 von v. d.
Hagen erneuert) — Der erste Teil des „Faust“ er-
scheint — „Pandorens Wiederkunft“
- 1809 Erster Besuch von Wilhelm Grimm — „Die Wahl-
verwandtschaften“

- 1810 Bettina teilt auf Goethes Bitte die Erzählungen seiner Mutter über seine Kindheit mit (für „Dichtung und Wahrheit“) „Farbenlehre“ I
- 1811 Erster Besuch von Sulpiz Boisserée, der schon 1810 die ersten Zeichnungen seines Werkes über den Kölner Dom geschickt hatte — Beethoven übersendet ihm seine „Egmont“-Musik (vorher Briefe Bettinas über Beethoven) — „Dichtung und Wahrheit“ I
- 1812 In Teplitz Umgang mit Beethoven — „Dichtung und Wahrheit“ II
- 1813 Auf der Reise nach Teplitz in Meissen Begegnung mit Freiwilligen Jägern, in Dresden mit E. M. Arndt
- 1814 Erste Reise in die befreite westdeutsche Heimat, an den Rhein, Main und Neckar. Marianne von Willemer in Frankfurt (1764—1860). Die Boisseréesche Sammlung altdeutscher Gemälde in Heidelberg „Dichtung und Wahrheit“ III
- 1815 Zur Siegesfeier in Berlin wird Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ aufgeführt — Zweite Reise an den Rhein, Main und Neckar. Fahrt mit dem Freiherrn vom Stein bis Köln
- 1816 Tod Christianens. Besuch von Charlotte Kestner in Weimar — Goethes Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“ beginnt zu erscheinen, das erste Heft enthält den Bericht über die Rhein- und Maingegenden (Bekenntnis zur altdeutschen Kunst) — „Italienische Reise“ I
- 1817 Rücktritt von der Theaterleitung. Hochzeit seines Sohnes — „Italienische Reise“ II. Goethes Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ beginnt zu erscheinen. In „Kunst und Altertum“ wendet sich Goethe gegen die „neudeutsche religions-patriotische Kunst“ der Nazarener.
- 1818 Geburt des ersten Enkels Walter von Goethe.

- 1819 „Westöstlicher Divan“
- 1820 Geburt des zweiten Enkels Wolfgang von Goethe
- 1821 Carl Gustav Carus (1789—1869) bei Goethe — „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (Erste Fassung)
- 1822 „Kampagne in Frankreich
- 1823 Johann Peter Eckermann (1792—1854) kommt nach Weimar und beginnt seine Aufzeichnungen über seine Unterhaltungen mit Goethe — In Marienbad Goethes Werbung um die junge Ulrike von Levetzow (1804—1899), auf der Rückfahrt entsteht die „Marienbader Elegie“
- 1825 „Helena“ als „Zwischenspiel zu Faust“ besonders abgeschlossen und gedruckt
- 1826 Niederlegung von Schillers Schadel auf der Bibliothek, Goethes Gedicht „Bei der Betrachtung von Schillers Schadel“
- 1827 Beisetzung von Schillers Gebeinen in der Fürstengruft Entschluß zur Vollendung der Faustdichtung
- 1828 Herausgabe des Goethe-Schiller-Briefwechsels (bis 1829)
- 1829 Erste Aufführung des „Faust“ in Weimar „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (2. Fassung)
- 1830 August von Goethe stirbt in Rom
- 1831 Der zweite Teil des „Faust“ wird abgeschlossen und versiegelt Seinen letzten Geburtstag verbringt Goethe mit seinen Enkeln in Ilmenau, Besuch des Kückelhahns
- 1832 Goethes letzter Besucher ist Siegmund von Arnim, der Sohn Bettinas Sein letzter Brief am 17 März an Wilhelm von Humboldt 22 März sein Tod — Aus seinem Nachlaß erschienen 1833 „Faust“ II und „Dichtung und Wahrheit“ IV

VERZEICHNIS DER TAFELN

- | | |
|---|-----------|
| 1 Goethe Kreidezeichnung von Johann Heinrich Lips,
Weimar, Januar 1791 (Goethe-Museum, Frankfurt
a M) | Titelbild |
| 2 Johann Caspar Goethe Porzellanrelief von Jo-
hann Peter Melchior, Frankfurt a M -Höchst 1779
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar) | 32 |
| 3 Johann Gottfried Herder Ölgemalde von Jo-
hann Ludwig Strecker, Darmstadt 1775 (Landesmuseum,
Darmstadt) | 64 |
| 4 Katharina Elisabeth Goethe Porzellanrelief
von Johann Peter Melchior, Frankfurt a M -Höchst
1779 (Goethe-Nationalmuseum, Weimar) | 80 |
| 5 Johann Heinrich Merck Gemalde von Johann
Ludwig Strecker, Darmstadt 1775 (Privatbesitz) .. | 112 |
| 6 Charlotte Kestner geb Buff Stich nach Pa-
stellgemälde von Johann Heinrich Schröder (Privatbes) | 144 |
| 7. Johann Caspar Lavater Marmorbuste von Jo-
hann Heinrich Dannecker, Stuttgart 1805 (Nach dem
Abguß im Museum der bildenden Künste, Stuttgart) | 176 |
| 8 Lili Schöнемann Pastellgemalde eines unbekann-
ten Malers (Privatbesitz) | 208 |
| 9 Herzogin Anna Amalia Ölgemalde eines unbe-
kannten Künstlers, um 1775 (Residenzschloß, Weimar) | 224 |
| 10 Charlotte von Stein Bleistiftzeichnung, angeblich
Selbstbildnis (Schloß Groß-Kochberg) | 256 |
| 11 Goethe Ölgemälde von Angelika Kauffmann, Rom
1787/88 (Goethe-Nationalmuseum, Weimar) | 288 |

- 12 Christiane Vulpius und August Aquarell von
Johann Heinrich Meyer, Weimar 1793 (Goethe-Natio-
nalmuseum, Weimar) 304
- 13 Herzog Karl August Ölgemälde von Joh Friedrich
August Tischbein, Weimar 1795 (Privatbesitz) 352
- 14 Schiller Marmorbüste von Johann Heinrich Dann-
ecker, Stuttgart 1794 (Nach dem Abguß im Museum
der bildenden Künste, Stuttgart) 384
- 15 Goethe Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann,
Weimar, 22 August 1817 (Goethe-Nationalmuseum,
Weimar) 432
- 16 Goethe Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers, Wei-
mar, 7 September 1826 (Princeton University, New
Jersey USA) 464

Die Abbildungen 2, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 11, 12 und 15 erscheinen mit
freundlicher Genehmigung des Goethe-Nationalmuseums in
Weimar.

Reinhard Buchwald Rosenhain 2 2 1884